Götz Krafft

Die Geschichte einer Jugend

III.

Im engen Kreis

Götz Krafft

Die Geschichte einer Jugend

III.

Im engen Kreis

Götz Krafft

Die Geschichte einer Jugend

von

Edward Stilgebauer

Sagen Sie
Ihm, dass er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
Nicht öffnen soll dem tötenden Insekte
Gerühmter, bessrer Vernunft das Herz
Der zarten Götterblume — dass er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.
Ich hab' es ihm zuvorgesagt.

Schiller.

Erstes bis fünfundzwanzigstes Tausend.

BERLIN

Verlag von Rich. Bong

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

III.

Im engen Kreis

Roman

von

Edward Stilgebauer

I.

So lang der alte Peter am Petersplatz
noch steht,
So lang die grüne Isar durch d' Münchner
Stadt hingeht,
So lang da drunt' am Plats'l noch steht
das Hofbräuhaus,
So lang geht die G'müatlichkeit in
„Minka" nimmer aus.
Münchener Bocklied.

Der königlich bayrische Premierleutnant und Regimentsadjutant Graf Aloysius von Glohna hatte heute einen schlechten Morgen. In seiner eleganten, aus drei Zimmern bestehenden Junggesellenwohnung in der Münchener Schellingstrasse sass er am Frühstückstische und krakeelte mit seinem „Diener", der ihm nichts recht machen konnte.

„Den Waffenrock und die Epauletten," schrie er den Burschen an, der ihm gewohnheitsmässig den Überrock zurechtgelegt hatte, indessen er, noch in eine bequeme Joppe gekleidet, seinen würzigen Tee schluckte. „Kräutner, weisst du denn nicht, dass ich heute die Einjährigen in die Kompagnieen zu verteilen habe? Um zehn Uhr, willst du wohl deine Haxen zusammennehmen! Es ist schon halb."

Kräutner schmunzelte vor sich hin. Er kannte den Grafen Glohna und wusste, wie dieser genommen sein wollte, denn sein Leutnant war eine Seele von Mensch.

„Reich' mal die Bock herüber — nee, die kleine, — und steck' dir auch eine an, damit du sie nachher nicht zu stibitzen brauchst. Nur keine Ausflüchte, ich kenne mich aus. Sechsunddreissig waren gestern abend noch in der Kiste, sechs habe ich eingesteckt, macht dreissig. Hier sind nur noch 5, 10, 15, 20, 25, 28 — siehste, alter Freund! Aber darum keine Feindschaft nich, wie der Berliner Hauptmann von Gladenbach zu sagen pflegte. Mach', dass du in den Stall kommst, und schau, ob das Malefizaas, der Voglhuber, den Braunen parat hat, i bin glei herunten. Und wann was net stimmt, dann soll euch an Kreizhageldonnerwetter in Leib schlagen!"

Kräutner entfernte sich lautlos, um drunten im Stalle bei dem wirklich dämlichen Pferdediener Voglhuber nach dem Rechten zu sehen.

Graf Glohna erhob sich und ging im Zimmer auf und nieder. Die leuchtenden Blicke seiner grossen, dunkelgrauen Augen fielen in den hohen Spiegel. Er zog die Joppe aus, legte den Waffenrock mit den Epauletten an und trat dann wieder vor das Glas. Der verdammte Kräutner, die Schnurrbartbinde hatte in dieser Nacht entschieden schief gesessen. Ein Tröpfchen Brillantine

musste da nachhelfen. So verschwand er für einen Moment in seinem Schlafzimmer, um bald mit tadellos gen Himmel strebenden Schnurrbartenden zurückzukehren.

Wenige Minuten vor zehn Uhr ritt er, schön anzusehen wie ein junger Gott, in strammer Haltung durch die Schellingstrasse. Die Fräuleins und Dienstmädchen der anliegenden Häuser streckten, wie an jedem Morgen, die Köpfe aus den Fenstern, weil Graf Aloysius von Glohna nicht nur ein schöner Mann, sondern auch eine in ganz München bekannte Persönlichkeit war.

Als er den weiten, in den Glanz der Morgensonne des herrlichen Oktobertages gebadeten Hof der Türkenkaserne erreicht hatte, bemerkte er zu seinem Verdrusse, dass die ärztliche Untersuchung der Einjährigen noch nicht beendet war.

„Ja, ja, der alte Kirner, der war auch nicht aus den Federn zu kriegen,“ murrte er vor sich hin.

„Diese Oberstabsärzte, die hatten ein hohes Gehalt und ein famoses Leben. Die Untersuchungen und Diagnosen, die überliessen sie den Stabsärzten, und die Stabsärzte verliessen sich auf ihre Lazarettgehilfen, und wenn alle Stricke rissen, dann war doch schliesslich zur Not noch ein Einjährigerarzt oder ein zu einer Übung eingezogener Zivilarzt zur Stelle.

Aber der Offizier! Solange der nicht dem

Stabe angehörte, hatte er die ganze Verantwortung zu tragen. Der hatte die Rekruten einzupauken und musste, wenn er nicht in der beneidenswerten Lage des Adjutanten oder Kompagniechefs war, laufen, was das Zeug hielt, bis ihm die Zunge aus dem Halse hing, und der liebe Herrgott droben auf seinem Gaule ein Einsehen hatte und endlich „Hinlegen" kommandierte. Ein zweifelhaftes Vergnügen, das ja auch recht bald durch ein „Sprung auf, marsch, marsch —" wieder abgelöst wurde. Indessen wälzten sich diese Herren im grünen Rasen und verspeisten die ins Manövergelände mitgebrachten kalten Brathühner.

Wozu die Kerls eigentlich da waren? Graf Glohna hatte das nie einsehen können. Und wozu die gar mit der Waffe umherliefen und den Vorgesetzten spielten? Die sollten sich doch eine Brille auf die Nase setzen und einen Zylinder auf den Kopf stülpen.

Na, überhaupt diese Militärbeamten, nicht Fisch, nicht Fleisch, nicht Offiziere und nicht Zivilisten — danke ergebenst."

Mit solchen Gedanken beschäftigt, war Graf Glohna von dem breiten Rücken seines Braunen heruntergesprungen. Drüben, nächst dem Kasernement des zweiten Bataillons, in dem sich auch das Regimentsbureau befand, waren einige Soldaten mit dem Waschen von Drillichanzügen beschäftigt. Er winkte sich einen heran und

gab ihm den Befehl, den Braunen im Schatten der noch kärglich mit goldgelbem Laube gezierten Rosskastanien auf und ab zu führen, die in kerzengerader Linie, wie eine ausgerichtete Front, wenige Schritte von dem Kasernementgebäude entfernt standen.

Graf Glohna war ein leidenschaftlicher Reiter. Geduld war die letzte seiner Tugenden, und so dampfte trotz der Kürze des Weges und der Kühle des Oktobervormittages das schöne Pferd.

Er verschwand in dem Kasernementgebäude.

Das Regimentsbureau war noch leer. Oberst von Riedel pflegte sich niemals vor elf Uhr in der Kaserne einzufinden. Die beiden Schreiber sassen allein vor ihren Tischen und waren mit dem Verzehren von ein Paar Weisswürsten beschäftigt, als Graf Glohna eintrat. Die Hände an der Hosennaht, sprangen sie von ihren Sitzen.

„Fresst nur weiter, Bagage," sagte Glohna in jovialem Tone. „Wo ist denn euer Feldwebel?"

„Zu Befehl, Herr Premierleutnant," stotterte der eine der beiden Gemeinen. Sie schienen sich in Gesellschaft des Grafen nicht sonderlich behaglich zu fühlen.

„Zu Befehl! Was zum Teufel zu Befehl," fuhr ihn nun der Graf an. „Wo euer Feldwebel ist, hab' ich gefragt, dummes Luder!"

„Zu Befehl, Herr Premierleutnant. Der Herr Feldwebel sind in die Kantinen gangen, zu Befehl!"

Graf Glohna stiess eine helle Lache aus.

„So lauf denn zu Befehl nüber in die Kantinen, un sag dem Herrn Feldwebel, er solle mir das Befehlsbuch herausbringen. — Man kann's ja hier vor Gestank nicht aushalten."

„Zu Befehl, Herr Premierleutnant."

Der Bursche, der ein gewandter Schreiber, aber ein schlechter Soldat war, schien hocherfreut, dem Befehle Folge leisten zu können.

Graf Glohna riss das Fenster auf.

„Stinkt ja wie die Pestilenz, euer Ofen, Grädner," wandte er sich dann an den zurückgebliebenen Soldaten.

„Zu Befehl, Herr Premierleutnant."

„Nun fängt die Kanaille auch an. Hab' ich befohlen, dass der Ofen stinkt? — Stellen Sie sich doch nicht so saudumm an, Grädner, sind doch seinerzeit in meiner Instruktionsstunde gewesen."

Der Soldat grinste.

„Zu Befehl, Herr Premierleutnant."

„Na denn in drei Teufelsnamen zu Befehl."

Mit diesen Worten trat Graf Glohna an das offene Fenster und sah gelangweilt auf den Kasernenhof hinaus.

Wie ihn das anwiderte, dieses immer gleiche Bild. Und diese dummen Laffen mit ihrem ewigen „zu Befehl, Herr Premierleutnant", das er nun schon seit drei Jahren tagtäglich mit anzuhören hatte.

Elf Jahre lang hatten sie „zu Befehl, Herr Leutnant" gegröhlt, das war der einzige Unterschied gewesen. Und des weiteren würden sie „zu Befehl, Herr Hauptmann" gröhlen und so weiter, in alle Ewigkeit so weiter, es war zu ekelhaft.

Freilich, schon als kleiner Junge war er ja hier in München im Kadettenkorps gewesen. Es war also gewissermassen Fatum, dass er den hellblauen Schnickschnack trug, anstatt sich standesgemäss an der Riviera und in Ostende zu amüsieren und das Befehlen denen zu überlassen, denen das Befehlen Lebenselement war.

Er, Graf Glohna, er wäre auch mit einem Oberkellner und einem Valet de chambre zufrieden gewesen und hätte bei diesen seine Kunst im Befehlen an den Mann gebracht.

Ja, früher! Wenn ihm der Vater und sein Onkel Oberst von Riedel von den harten Tagen des Dezember 1870 an den Ufern der Loire und vor den Toren Orleans' erzählt hatten, da war auch ihm das Herz aufgegangen. Er hätte wahrlich kein Glohna sein müssen, dem von dem Urvater her aus den kriegerischen Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts Wagemut und Abenteuerlust mit in die Wiege gegeben worden waren!

Aber heutzutage! Dieser Friede, der nun schon über zwanzig Jahre dauerte, der aller Wahrscheinlichkeit nach noch weitere zwanzig Jahre

dauern würde, in dem Handel und Verkehr wuchsen von Jahr zu Jahr, und sich die Fäden zwischen den einzelnen europäischen Nationen immer fester spannen, dieser Friede, der hatte das rauhe Handwerk des Krieges entwertet, der hatte das Offizierspielen erniedrigt zu einer Maskerade, unter der er, Graf Glohna, mit Hunderten seiner Berufsgenossen, soweit sie denken konnten und wollten, litt.

Befehlsbücher, Stiefelappell, Fussbesichtigung, Ehrenwachen, Kompagnie- und Bataillonsexerzieren, ein Jahr wie das andere, und schliesslich das Manöver mit seinen Platzpatronen und markierten Gegnern, das sollte ein Menschenleben ausfüllen!

War es denn da ein Wunder, dass man sich bei Spiel und Sekt, bei Weibern und Pferderennen die nötige Zerstreuung suchte, um endlich mit kaum vierzig Jahren von seinen Renten zu leben, vorausgesetzt, dass man noch welche hatte, oder als Versicherungsagent die Lande zu durchziehen, damit man sich und seine Familie über Wasser halten konnte?!

Der Oktober war da. Da kamen die Herren Einjährigen wie in jedem neuen Jahre, die er heute ihren Kompagnien zuzuweisen hatte. Und Anfang November erschien dann die junge Mannschaft, und der Kreislauf seines dreizehnten Dienstjahres nahm seinen Anfang. Wie das erste so würde auch das dreizehnte verlaufen,

und so weiter, und so weiter — bis in die Puppen und so weiter.

Als Regimentsadjutant hatte er es ja jetzt etwas besser. Zum dreizehnten Male den Rekruten aus Garmisch und Tegernsee mitzuteilen, dass der König von Bayern ein Wittelsbacher sei, das hätte er am Ende nimmer fertig gebracht. Er, Graf Glohna, den alle seine Kameraden beneideten, und dem die Weiber in die Arme flogen, — er war doch wahrlich beneidenswert!

In diesen Betrachtungen wurde Graf Glohna durch das Eintreten des Feldwebels Hohnleichner unterbrochen.

Das Befehlsbuch unter dem Arme haltend, trat der altgediente Unteroffizier, den Säbel vorschriftsmässig heranziehend und die Hacken zusammenklappend, vor den Grafen hin.

„Feldwebel Hohnleichner gehorsamst zur Stelle," meldete er.

„Rühren, Feldwebel, rühren," sagte Graf Glohna in wohlwollendem Tone. „Was gibt's Neues im Regimentsbefehl, Hohnleichner?"

„Der Herr Oberst sind heute noch nicht in der Kaserne gewesen, Herr Premierleutnant. Den gestrigen Befehl haben der Herr Premierleutnant schon durchgesehen."

Graf Glohna hatte wieder einmal Unwohlseins halber ein paar Tage Urlaub gehabt und sich, wie er das gerne tat, von dem stets fleissi-

gen und willigen Feldwebel auf dem Regimentsbureau vertreten lassen.

„Die Einstellung der Einjährigen war doch um zehn Uhr befohlen, Feldwebel. Wir haben jetzt schon fünfzehn Minuten über zehn.“

„Zu Befehl, Herr Premierleutnant. Aber es haben sich so viele gemeldet. Der Herr Oberstabsarzt Kirner sind erst um einviertel neun Uhr in der Kaserne erschienen. Eine gute Stunde mag die Untersuchung noch dauern.“

„Dacht' ich mir,“ murrte Graf Glohna vor sich hin. „Wo wird denn untersucht, Feldwebel? Möcht' mir die Reichskrüppel mal in der Nähe betrachten.“

„Droben im Unteroffizierskasino, Herr Premierleutnant.“

„Schön. Sie werden auch heute das Befehlsbuch allein fertig machen müssen, Hohnleichner! Melden Sie das dem Herrn Oberst, sobald er eintrifft, und schicken Sie die Ordonnanz mit dem Buche in meine Wohnung.“

„Zu Befehl, Herr Premierleutnant!“

Obwohl der Feldwebel die Unterredung für beendet halten konnte, verharrte er in strammer Haltung vor seinem Vorgesetzten, so dass der Graf auf den Gedanken kommen musste, der Feldwebel habe noch etwas auf dem Herzen.

„Na, was ist noch? Schiessen Sie los, Feldwebel,“ sagte er daher in dem ihm eigenen väterlichen Tone.

„Melde Herrn Premierleutnant gehorsamst, dass ich vom 2. Oktober an wieder zu der Kompagnie des Herrn Hauptmann Biglmeyr kommandiert bin. Vizefeldwebel Rössler übernimmt von morgen ab die Geschäfte im Regimentsbureau.“

„Es ist gut, Feldwebel, Sie können wegtreten. Hoffentlich wird sich der Vize Rössler rasch einarbeiten,“ erwiderte Graf Glohna im Gehen.

Er begab sich in das im ersten Stockwerke des Kasernements des II. Bataillons gelegene Unteroffizierskasino, in dessen muffigen und ungeheizten Räumen Oberstabsarzt Dr. Kirner zusammen mit dem Stabsarzte Seitz und einem die Rolle des Assistenten spielenden Einjährigenarzte die Untersuchung der Einjährigen vornahm.

Den alten Kirner konnte Graf Glohna für seinen Tod nicht leiden. Er musste vor sich hinlächeln, als er ihn hier, mit der breitrandigen goldenen Brille auf der Nase, eine wichtige Amtsmiene im Gesichte, seines Berufes walten sah.

An dem rohen Holztische, vor dem die Kommission Platz genommen hatte, sass ein Feldwebel und rief aus den vor ihm liegenden Akten die Namen derer, die sich gemeldet hatten, in alphabetischer Reihenfolge auf.

„Donnerwetter, erst beim K ist der Leimsieder,“ murmelte Graf Glohna vor sich hin, als

gerade der Name Krafft, Götz Krafft, von den Lippen des verlesenden Feldwebels kam.

Unwillkürlich schweiften Glohnas Blicke hinüber zu dem jungen Manne, der nun, eine leichte Röte der Verlegenheit auf dem Gesichte, in adamitischer Nacktheit vor den Oberstabsarzt hintrat.

„Messen Sie den Mann, Müller," sagte der Oberstabsarzt.

An der Wand des Kasinos stand der simple Messapparat, an den Götz Krafft nun dicht herantreten musste.

„1,76," meldete Müller.

Der Feldwebel notierte sich das Resultat in seine Akten.

„Brustumfang," befahl Kirner.

Des Lazarettgehilfen feuchte und schmutzige Hand legte sich auf den nackten Körper Götz Kraffts.

„Melde gehorsamst 94."

„Atemholen," rief der Oberstabsarzt.

Mechanisch gehorchte Götz Krafft und stiess den Atem sofort wieder aus.

„Natürlich den Atem anhalten," liess sich jetzt Kirner aufs neue vernehmen, indem er es nicht unterlassen konnte, eine bezeichnende Bewegung mit der Hand nach dem Kopfe zu machen. Müller beantwortete diese mit einem verständnisvollen Grinsen, das ungefähr sagen konnte: „Ja, saudumm sind sie, diese Einjährigen!"

Götz Krafft hielt den Atem an und musste zum zweiten Male die schmierige und feuchte Hand auf seiner nackten Haut dulden.

„Melde gehorsamst 98."

„Wohl Bierstudent," erlaubte sich nun Kirner zu bemerken. „Na, das Laufen wird die Brust schon rausbringen. Messen Sie mal die Bauchweite, Müller."

Als der Lazarettgehilfe nun mit dem ernstesten Gesichte von der Welt die Zahl 100 als Bauchweite meldete, bemerkte der Oberstabsarzt:

„Den Speck werden wir schon runterbekommen."

Schon hatte er den Befehl „Weggetreten" auf den Lippen, als er sich doch an seine Vorschrift erinnerte und so nebenbei meinte:

„Ein Gebrechen oder einen körperlichen Fehler haben Sie wohl nicht anzugeben?"

„Allerdings," sagte Götz Krafft. „Ich habe als Knabe von acht Jahren den rechten Arm gebrochen, und dieser ist, wie der Herr Oberstabsarzt sehen werden, im Ellenbogengelenk schief angeheilt. Ausserdem bin ich etwas astigmatisch."

Jetzt wurde Kirner ungemütlich. Sich mit eingehenden Untersuchungen abzugeben, war doch seine Sache nicht. So näherte er sich denn unwillig Götz Krafft, liess ihn beide Arme ausstrecken und schüttelte, das eine Wort „verwachsen" vor sich hinbrummend, den Kopf.

„Und kurzsichtig wollen Sie auch noch sein?

Haben Sie denn jemals eine Brille getragen?" fügte er dann hinzu.

„Ich bin nicht kurzsichtig, Herr Oberstabsarzt, ich bin etwas astigmatisch."

„So, so," murmelte Kirner vor sich hin. „Dann hängen Sie mal die Schriften auf, Müller!"

Götz Krafft schnatterte vor Kälte. In diesem Lokale auch der letzten Kleidung beraubt, und das dauerte jetzt schon über eine Viertelstunde. Es war wahrlich kein Vergnügen.

Kirner hatte sich an den Einjährigenarzt gewandt.

„Sie verstehen sich ja auf die Augen, Herr Kollege."

Müller war damit beschäftigt, die Schriftproben an der gegenüberliegenden Wand des Kasinos aufzuhängen. Götz Krafft hörte, wie der seine Situation sogleich erfassende und vollkommen beherrschende Einjährigearzt dem Oberstabsarzt den Unterschied zwischen Myopie und Astigmatismus klarzumachen suchte.

Aber Kirner liess sich nicht irremachen.

„Kenn' ich, kenn' ich," flüsterte er dem Einjährigenarzt in das Ohr. „Wird schon lesen können und Lust haben, wieder in seine Kleider zu kommen. Kenn' ich seit Jahren, junger Freund."

In der Tat war es Götz Krafft satt, hier noch länger das Versuchskaninchen abzugeben. Nachdem er zwei der von Müller endlich auf-

gehängten Tafeln mühelos und ohne Augenglas entziffert hatte, diktierte Kirner dem die Akten aufnehmenden Feldwebel eine unverständliche Formel und überliess den frierenden jungen Mann seinem Schicksale.

Erst der Aufruf des Namens Mack belehrte Götz Krafft, dass er wegtreten und sich wieder in seine Kleider werfen konnte.

Graf Glohna, den diese ganzen Vorgänge weidlich zu amüsieren schienen, biss sich auf die Lippen, um nicht hell aufzulachen, als nun der in höchstem Grade kurzsichtige Kandidat der Theologie Ernst Mack, so wie ihn sein Herrgott geschaffen, nur einen Kneifer auf der spitzen Nase, vor Kirner hintrat.

Mack hüstelte, und seine ganze, sich nur aus Haut und Knochen zusammensetzende Gestalt, an der alle Rippen zu zählen waren, machte einen mitleiderweckenden Eindruck.

Während er sich anzog, verwandte Götz Krafft keinen Blick von dem in seiner ganzen Blösse enthüllten Kandidaten der Theologie, der ihm vorhin erzählt hatte, dass er sicher freizukommen hoffe, da sein Hausarzt nicht nur allgemeine Körperschwäche, sondern auch einen Herzfehler festgestellt habe.

Überhaupt war der mutterseelenallein und wildfremd nach München verschlagene, aus einer kleinen thüringischen Stadt stammende Theologe

während des langen Wartens auf Kirner Götz Krafft gegenüber sehr redselig gewesen.

Er hatte ihm erzählt, dass sein Vater Pfarrer in einem kleinen Dorfe ganz in der Nähe von Koburg sei, dass er selbst das zweite Examen schon hinter sich, dass er sich vor kurzem verlobt und die Hoffnung habe, recht bald eine eben freigewordene Pfarrstelle in seinem Heimatländchen zu erhalten.

Als er Götz Krafft erzählt hatte, dass er bei seiner ganzen Körperkonstitution die Stellung zum Militärdienste und die ärztliche Untersuchung lediglich als eine Formalität betrachte, dass er gerade nach München gekommen sei, weil dort wegen des grossen Andranges an Einjährigen das Freiwerden noch anstandsloser als sonstwo vonstatten gehe, hatte Götz Krafft geschwiegen und den hoffnungsfreudigen Optimisten bedauernd von der Seite angesehen. Die augenblicklich in der Luft schwebende neue Militärvorlage, für deren Bewilligung die Parteien des Reichstages die probeweise Einführung der zweijährigen Dienstzeit für die Infanterie und Artillerie verlangten, hatte das Freiwerden in diesen Tagen fast völlig illusorisch gemacht.

„Und der gute Mack wird wohl auch dran glauben müssen,“ dachte nun Götz Krafft, als die schüchterne Erscheinung des Knochenmänn-

chens, vor Kälte und Aufregung zitternd, vor den Messapparat trat.

„Ich leide an einem schweren Herzfehler," sagte Mack.

„Warten Sie, bis ich Sie frage," fuhr Kirner ihn an, und Müller meldete gehorsamst: „Länge 1,69, Brustweite 84, beim Atemholen 89."

„Ist ja gar nicht mal so übel," meinte Kirner.

„Herr Doktor Seitz," wandte er sich dann an den neben ihm sitzenden Stabsarzt, der sich bislang an der Seite des Gestrengen in der Rolle des unbeteiligten Zuschauers gefallen hatte, „wollen Sie bitte mal das Stethoskop rüberreichen."

„Zu Befehl, Herr Oberstabsarzt," erwiderte dieser ganz dienstlich. Kirner winkte den nackten Theologen an sich heran.

„Hm, hm," knurrte er dann — das Instrument Mack in die Herzgegend setzend und horchend — „hm, hm. — Wollen Sie einmal hören, Herr Kollege Seitz."

Kollege Seitz folgte gewissenhaft dem Befehle. „Etwas beschleunigt. Wohl infolge der Aufregung, Herr Oberstabsarzt!"

„Ist auch meine Meinung. Schön! Sie können wegtreten! — Feldwebel!" — Wieder eine unverständliche Formel und dann der Befehl: „Der Nächste."

In der Zwischenzeit hatte sich Götz Krafft wieder angezogen. Als er eben seinen Kragen

umband, sah er Mack, der schlotternd an allen Gliedern wie ein begossener Pudel an seiner Seite stand.

„Ich glaube, sie nehmen mich doch!“ schluchzte der arme Mensch. Und Götz Krafft ganz unvermittelt die Hand drückend, meinte er dann: „Wenn ich nur zusammen mit Ihnen in eine Kompagnie komme. Ich schliesse mich so furchtbar schwer an.“

Unter dem Messapparat stand nun ein wahrer Riese, ein gewisser Rüger, Jurist seines Zeichens, Sohn eines Leipziger Theologieprofessors, der gleich am Morgen bei der ersten Bekanntschaft auf Götz Krafft einen sehr unangenehmen Eindruck gemacht hatte.

Kirner schmunzelte.

Der war rasch erledigt. Das war ja das reine Musterexemplar! Von den herkulischen Armen bis zu den drallen Wadenmuskeln, die einem professionellen Dauerläufer zur Ehre gereicht hätten.

Ein krummbeiniger, schwarzhaariger, beschnittener Jude, namens Artur Salomonski, der sich Götz Krafft am Morgen als Literat aus Berlin vorgestellt hatte, erregte allgemeine Heiterkeit, als er auf seine Plattfüsse hinwies, für die Kirner auch nicht das geringste Verständnis entwickeln wollte. Mit ihm und einem jungen Münchner Maler Stelzenmüller war das sonst so reichhaltige S diesmal merkwürdig rasch erledigt.

Otto Windele, ein biederer Badenser, Eisenbahnassistent seines Zeichens und bereits im siebenundzwanzigsten Lebensjahre stehend, schloss die alphabetische Reihenfolge der in diesem Herbste sich zur Untersuchung stellenden Einjährigen ab.

„Ich bin Aschtmadiker,“ sagte der dicke Windele in dem unverfälschten Dialekte seiner hochalemannischen Heimat.

Kirner erwiderte trocken, dass der Militärdienst das geeignetste Mittel zur Vertreibung sich entwickelnder Kurzatmigkeit sei.

Dann diktierte er dem Feldwebel hinter dem Namen Otto Windele die unausbleibliche und unverständliche Formel, nahm die goldene Brille von der Nase, steckte sie sorgfältig in sein Etui und machte sich zum Gehen fertig.

Seiner langjährigen Praxis auch diesmal folgend, hatte er alles genommen.

Ein ausgesprochener Krüppel befand sich ja nicht unter der deutschen Jugend, die sich ihm heute gestellt hatte, und etwaige Versehen in betreff innerer Fehler, die waren im Verlauf des Dienstjahres immer noch gut zu machen. Denn erst das Lazarett gab ihm die Mittel in die Hand, wirklich Kranke von etwaigen Simulanten zu unterscheiden.

Mit den Worten: „Nun haben wir unsere Mass im Franziskaner aber redlich verdient, Herr

Kollege," gab er dem Stabsarzt Seitz das Zeichen zum Aufbruch.

Auch der Einjährigearzt wurde zu einem Schoppen mit Bockwurst eingeladen.

Der Feldwebel klappte seine Akten zusammen und kommandierte:

„Im Kasernenhofe vor dem Kasernement des II. Bataillons in Rotten angetreten!"

Des Begriffes einer Rotte erinnerten sich die meisten von denen, die durch diese Aufforderung ihre endgültige Annahme zum Dienste für das Vaterland erfahren hatten, noch aus der Turnstunde des Gymnasiums. So gruppierten sie sich denn, wie der Zufall sie gerade zusammenwürfelte, zu zweien.

Der ängstliche Mack hatte sich Götz Krafft angeschlossen. Im ersten, wenn auch wenig militärischen Marsche zog die Schar die Treppe hinunter nach dem Kasernenhofe, wo Graf Glohna, hoch zu Ross, ihrer wartete.

Selbst mit diesen intelligenten, schon in der Turnstunde der Gymnasien ein wenig militärisch geschulten Leuten kostete es den Feldwebel viele Mühe, eine einigermassen erträgliche Front herzustellen, die sich vor dem gestrengen Auge des Grafen Glohna sehen lassen konnte. Indessen nach reichlich zehn Minuten war eine solche zustande gebracht, und der Graf begann, die Körpergrösse der einzelnen zugrunde legend, mit dem Verteilen der Einjährigen an

das Leibregiment und die übrigen beiden in München garnisonierenden Infanterieregimenter.

Die grössten und schönsten hatte der Graf zu „Leibern" auserkoren. Obwohl es Götz Krafft hätte schmeicheln können, war es ihm doch sehr unangenehm, als er nun seinen Namen und dicht dahinter die Bestimmung Leibregiment hörte. Er fasste allen seinen Mut zusammen und sagte mit lauter Stimme:

„Der Herr Premierleutnant entschuldigen —"

Erstaunt sah Graf Glohna den Sprechenden an, aber er liess ihn ruhig fortfahren.

„Ich habe schon eine Wohnung in der Pappenheimstrasse, dicht bei der Marsfeldkaserne, die müsste ich aufgeben, da das Leibregiment in der Türkenkaserne liegt."

„Es war vorläufig etwas unvorsichtig von Ihnen, dort zu mieten," sagte der Graf. „Feldwebel, überschreiben Sie den Einjährigen Krafft zu dem Regiment, das im nächsten Monat die neuen Quartiere in der Marsfeldkaserne bezieht."

„Zu Befehl, Herr Premierleutnant."

Götz Krafft war froh, dem dienstlich sehr angestrengten Leibregiment entronnen zu sein. Mit zufriedenen Blicken betrachtete er sich den Grafen Glohna, der sich seiner bescheiden vorgetragenen Bitte wider alles Erwarten nicht unzugänglich gezeigt hatte. Am Ende würde es sich doch mit diesen Herren leben lassen, dachte er.

Der Premierleutnant schien Sehnsucht nach einem soliden Katerfrühstück zu empfinden. Er beschleunigte die Verteilung der Einjährigen.

Götz Krafft kam zusammen mit einem Mediziner namens Karl Frey, Windele, Stelzenmüller und dem Theologen Mack in ein und dieselbe Kompagnie.

Freilich, dass es die Kompagnie des Hauptmanns Biglmeyr, zu der Hohnleichner nun als Feldwebel kommandiert worden sein musste, das wollte ihm nicht gefallen.

Am Morgen vor der Ankunft des Oberstabsarztes, auf den man fast eine Stunde vergeblich gewartet hatte, war nämlich in der Bataillonskantine von den einzelnen Hauptleuten die Rede gewesen. Der launige Junggeselle Biglmeyr, der schon seit ein paar Jahren vergeblich auf sein Majorspatent wartete, war da gerade nicht zum besten weggekommen.

Nachdem Graf Glohna sich entfernt hatte, nahmen die Feldwebel der einzelnen Kompagnien die diesen zugefallenen Einjährigen in Empfang.

Hohnleichner machte in seiner ganzen strammen und korrekten Art den günstigsten Eindruck. Er forderte seine neuen „Kinder" auf, ihm in die Kompagniekanzlei zu folgen, wo Hauptmann Biglmeyr ihrer warte.

Ein seltsames, sich aus Neugier und Abneigung vor diesem heute morgen schon vielge-

schmähten Offizier zusammensetzendes Gefühl beherrschte das Innere Götz Kraffts, als er an der Seite Macks, gefolgt von Karl Frey, Stelzenmüller und Windele, dem vorangehenden Feldwebel nachschritt, dem Manne entgegen, der nun für ein ganzes Jahr über sein und seiner Kameraden Wohl und Wehe zu befinden hatte.

Biglmeyr sass, den Kopf in die Hand gestützt, vor dem inmitten der Kompagniekanzlei stehenden Tische. Er war damit beschäftigt, den Bataillonsbefehl durchzusehen, als Hohnleichner, gefolgt von seiner Schar, nach dreimaligem energischem Anklopfen eintrat.

„Melde Herrn Hauptmann gehorsamst, Feldwebel Hohnleichner mit fünf neuen Einjährigen der Kompagnie zur Stelle."

Jetzt erst erhob der Hauptmann den Kopf. Ein unsympathisches, durch schielende Augen entstelltes Gesicht blickte den Einjährigen entgegen.

Die pergamentfarbige, glattrasierte Haut liess keine warm pulsierende Blutwelle in diesen Adern vermuten. Der breite, starkknochige Schädel mit dem dünnen, schwarzen, an den Schläfen schon reichlich angegrauten Haar und der starke, aber wohlgepflegte Schnauzbart verliehen der ganzen Erscheinung etwas Gewöhnliches und drückten sie auf das Niveau des militärischen Durchschnittes herab.

Nur die wohlgepflegten weissen Hände und die sorgfältig behandelten, langgehaltenen Finger-

nägel verrieten den an keinerlei körperliche Arbeit Gebundenen, der noch dazu gewissermassen als Ausweis seiner Stellung am linken Arme unter den Manschetten des tadellosen Hemdes ein silbernes Kettenarmband trug.

Beim Anblick dieses männlichen Schmuckgegenstandes musste Götz Krafft leise vor sich hinlächeln.

Wer solchen Kinkerlitzchen zugänglich war, wer die mit ernster Manneswürde trug, der konnte kein Nero sein. Das Mass des Ungeheuren im Guten wie im Bösen fand in dessen kleinem Kopfe keinen Raum.

Hohnleichner hatte seine Leute an der Türseite der Kanzlei ausgerichtet. Hauptmann Biglmeyr klappte den Bataillonsbefehl zusammen, erhob sich und ging auf seine Einjährigen zu. Seine schielenden Blicke glitten von einem zum anderen, ehe er sie einer Anrede würdigte.

Er war nicht sonderlich zufrieden mit dem Material, das seiner Kompagnie in diesem Jahre zugefallen. Was den ersten körperlichen Eindruck anging, schon ganz und gar nicht.

Diese jungen, studierten Leute aus Familien, die ihre Söhne verhätschelten, waren immer ein Hemmschuh für die Ausbildung der ganzen Kompagnie. Sie mussten für sich, in kurzer Zeit einexerziert werden, nahmen ihm wochenlang seinen besten Unteroffizier in Anspruch und wollten mit Glacéhandschuhen angefasst sein. Das Be-

schwerderecht war ihnen in den ersten acht Tagen schon geläufig.

An ein Einschüchtern war so leicht nicht zu denken, und nach wenigen Monaten kehrten sie mit frischen Eindrücken in das Zivilleben zurück.

Angehende Journalisten und Schriftsteller, Gelehrte und Künstler befanden sich in München nur allzuhäufig unter diesen Einjährigen, Leute, die dann den Mund nicht halten konnten und wollten, durch deren boshafte Entstellungen in der Literatur und einer stets gefälligen Presse schon manches Hauptmannsgenie an der Majorsecke gescheitert war.

Kurz, diese Reserveoffiziersaspiranten, die man über kurz oder lang als Kameraden zu respektieren hatte, die mit vollen Geldbeuteln nach Biglmeyrs Ansicht das Dienstjahr als eine angenehme Abwechslung in dem ewigen Einerlei ihrer Universitätsjahre betrachteten, er hatte sich nie mit ihnen befreunden können.

Seine Disziplin lief aus diesen Gründen darauf hinaus, diese Herren Einjährigen, solange sie in seine Macht gegeben waren, den gemeinen Soldaten, wo immer er nur konnte, auf das härteste fühlen zu lassen.

So trat er denn auch jetzt, einen herablassenden Zug in dem harten Gesichte, vor seine neuen Einjährigen hin.

„Sie werden nun," begann er, „während eines

Jahres die Ehre haben, des Königs Rock zu tragen, und ich setze von Ihnen allen voraus, dass Sie Ihren ganzen Willen anstrengen und Ihr Bestes dreinsetzen werden, den Anforderungen, die Ihre Vorgesetzten an Sie stellen müssen, in vollstem Masse zu genügen."

Er machte eine Pause.

Der schielende Blick seiner leidenschaftslosen Augen glitt von einem zum anderen, indessen der Feldwebel, für den die freundliche Bemerkung „Rühren" noch nicht gefallen war, in strammer Haltung wie eine Bildsäule an der Seite seines Vorgesetzten verharrte.

Endlich bemerkte er diesen. „Rühren Sie, Feldwebel!" Dann fuhr er fort.

„Die höhere Bildung und die unabhängigere Lage" — ein leiser Unterton der Ironie durchzitterte seine Stimme —, „die Sie vor dem gemeinen Manne voraushaben, gibt Ihnen keineswegs höhere Rechte, sondern lediglich ernstere Pflichten. Während des heute beginnenden Jahres sind Sie Soldat und nur Soldat. Suchen Sie also Ihren Zivilberuf und die gesellschaftliche Stellung, die Sie draussen im Leben einnehmen, zu vergessen, und halten Sie sich stets vor Augen, dass Sie vor den übrigen Mannschaften nichts als eine Ihrer Bildung entsprechende grössere Verantwortung voraus haben!"

Er hatte während seiner Rede die äussere Musterung seiner neuen Einjährigen beendet.

„Wie heissen Sie?“ wandte er sich jetzt an den zur Seite Götz Kraffts stehenden Mack.

„Ernst Mack, Herr Hauptmann.“

„Und was sind Sie in Ihrem Zivilberufe?“

„Kandidat der Theologie, Herr Hauptmann.“

„Sehen auch gerade so aus,“ bemerkte Biglmeyr.

Ein verächtliches Zucken fuhr um seine Mundwinkel. Was sollte er denn mit einem Kandidaten der Theologie und noch dazu mit einem solchen? Der Herr Major hielt darauf, dass möglichst viele Einjährige seines Bataillons das Patent als Reserveoffizier erhielten, und ein Theologe, der, einmal im Amte, nicht mehr zu Übungen eingezogen werden konnte, schied also von vornherein aus. Er wandte sich von Mack weg zu Götz Krafft.

„Und Sie, wie heissen Sie und was sind Sie?“

„Götz Krafft, Student der deutschen Philologie und Literaturgeschichte, Herr Hauptmann.“

„Also Lehramtskandidat, um es mit einem Wort zu sagen?“

„Nein, Herr Hauptmann. Ich habe die Absicht Literat zu werden oder aber die akademische Karriere zu ergreifen.“

„Literat?“ Mit einem misstrauischen Blick mass Biglmeyr Götz Krafft vom Scheitel bis zur Sohle. „Und Sie schreiben schon für Zeitungen?“ fragte er rasch.

„Nein, Herr Hauptmann!“

„Sie wissen doch, dass den aktiven Mitgliedern der Armee die Veröffentlichung von Schriften nur mit Genehmigung ihrer Vorgesetzten erlaubt ist? Lassen Sie sich das gesagt sein.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“

Also wieder einer, mit dessen Aussichten als Reserveoffizier es nicht zum besten bestellt zu sein schien.

Er hatte auch immer Pech. Und der Major war ihm in diesem Jahre besonders aufsässig und hatte stets bei dem Oberst über die Biglmeyrsche Kompagnie ein Klagelied zu singen.

So kam denn Windele mit seiner treuherzigen Angabe, dass er grossherzoglich badischer Eisenbahnassistent in Goltmaringen, an der Schwarzwaldbahn sei, sehr zur unrechten Zeit.

Achselzuckend wandte sich der Hauptmann von diesem gar nicht in Betracht kommenden Manne an Karl Frey und dann an Stelzenmüller.

Nur der Maler interessierte ihn. Er selbst hatte in seiner Jugend nach der Natur gezeichnet und sich damals für einen Künstler gehalten.

Der Mediziner Karl Frey schied als solcher von vornherein aus. Der wurde am 1. April entlassen und mochte dann als Einjährigerarzt weiter dienen, wo er wollte.

So hatte der Herr Hauptmann denn nur für den Maler ein paar freundliche Worte. Dann legte sich seine Stirn wieder in krause

Falten. Er war auch zu sehr vom Pech verfolgt. Keinen einzigen Juristen und keinen adligen Namen unter seinen Einjährigen. Ein Mediziner, ein Theologe und ein Eisenbahnassistent. Es war zum Auswachsen. Gott sei Dank, dass wenigstens kein Jude darunter war. Sonst hätte ihm der Herr Major auch den noch angekreidet.

So blieb ihm denn von vornherein nur der Maler, hoffentlich war er wenigstens aus guter Familie — die Personalakten wollte er gleich durchsehen — und dieser Literat mit dem Namen Götz Krafft! Sicher ein Dickschädel, dem ein starkes Gefühl für Individualismus und Freiheit schon auf der Stirn geschrieben stand.

Nun, er, Hauptmann Biglmeyr, würde mit dem und den anderen Burschen fertig werden. Ein Exempel wollte er gleich heute konstatieren.

„Damit Sie den Kasernendienst gründlich kennen lernen," begann er daher, „werden Sie sechs Wochen zusammen mit der alten Mannschaft in der Kaserne wohnen. Feldwebel, verteilen Sie die Einjährigen auf die Stuben der Kompagnie und schärfen Sie den Stubenältesten ein, dass die Einjährigen in den ersten sechs Wochen, auch was den inneren Dienst anbetrifft, genau so wie alle anderen Leute behandelt werden. Sie werden streng darauf sehen, und ich selber werde Sie kontrollieren."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

Nach diesen Worten entfernte sich Biglmeyr.

Götz Krafft sah durch das Fenster, wie der Hauptmann seinen Braunen bestieg und in kurzem Trabe über den weiten Kasernenhof hinweg durch das Tor nach der Theresienstrasse verschwand.

Die Verteilung seiner fünf Einjährigen hatte Hohnleichner rasch vollzogen: „Einjährige Krafft und Mack Stube 9: Unteroffizier Haberl; Einjährige Windele, Stelzenmüller und Frey Stube 11: Unteroffizier Dauer."

Dann befahl er zu einer zweistündigen Mittagspause wegzutreten und sich Punkt zwei Uhr in dem Kasernengange vor Stube Nr. 14 zum Appell einzufinden.

Es waren gerade vier Stunden verflossen, seitdem die Einjährigen den Boden der Türkenkaserne betreten hatten.

Götz Krafft beschloss, einen Dienstmann in seine Wohnung zu schicken und sich von diesem wenigstens seinen Handkoffer, in den er diesen Morgen in banger Vorahnung alles Notwendige zusammengepackt hatte, holen zu lassen. So gut es eben gehen mochte, musste man sich nun für diese sechs Wochen in der Kaserne einrichten.

Zusammen mit seinem Leidensgenossen Mack suchte er dann zunächst die Stube Nr. 9 auf, wo er die Mannschaft beim Einnehmen ihres Mittagsmahles vorfand.

In seinem Verschlag sass der Unteroffizier Haberl und schrieb mit schwerfälliger Hand

an einem Briefe, dessen Kopf mit einem bunten, eingedruckten Strausse aus Rosen und Vergissmeinnicht geziert war. Bald nach dem Eintreten der beiden Einjährigen trat er heraus. Er hatte die Meldung des Feldwebels, dass die Einjährigen Mack und Krafft seiner Stube zugeteilt seien, und dass sie nach dem Befehle des Herrn Hauptmann auch im inneren Dienste genau wie die anderen Mannschaften behandelt werden sollten, schon in Empfang genommen, und so überraschte er Götz Krafft mit den Worten: „Kuma S' a moal her, Eijähriger, und hol'ns mir a frisch Wasser, i will ma halt die Händ' wasch'n."

Es war Götz Krafft sofort klar, dass auch das Händewaschen des Unteroffiziers Haberl dem inneren Dienste der königlich bayrischen Armee zuzuzählen sei, denn mit schmutzigen Händen konnte ein Unteroffizier und Stubenältester unmöglich zum Mittagsappell erscheinen. So nahm er denn die mit einer widerlichen Schmutzbrühe gefüllte Waschschüssel des Unteroffiziers Haberl und suchte unter dem Grinsen der in der Stube speisenden Mannschaften zunächst die Tür zu öffnen. Als ihm das nach vielen Bemühungen, die bis zum Rande gefüllte Schüssel in beiden Händen, gelungen, erreichte er glücklich den im Kasernengange angebrachten Wasserkran, leerte die Schüssel in den unter demselben befindlichen Trog und kam nach wenigen Mi-

nuten mit der mit klarem Wasser gefüllten Waschschüssel des Unteroffiziers wieder zurück.

„Zum Stubenmädchen langt's noch, Götz Krafft," dachte er in einer Aufwallung des Humors, als er dem Unteroffizier Haberl diesen ersten persönlichen Dienst erwiesen hatte.

Aber zu ähnlichen Dingen in der immerhin freien Zeit wenig aufgelegt, drang er in den Einjährigen Mack, mit ihm die Stube zu verlassen und sich in die schon heute morgen besuchte Kantine des Bataillons zur Einnahme des Mittagsmahles zu begeben.

Als die beiden neuen Stubengenossen die Kantine betraten, fanden sie an einem Tische die Kameraden Stelzenmüller und Windele von Stube Nr. 11 und setzten sich zu ihnen.

Die von Götz Krafft zum besten gegebene Episode mit dem Waschwasser des Unteroffiziers Haberl wurde von seiten der neugebackenen Herren Einjährigen mit sehr geteilten Gefühlen aufgenommen, zumal da Windele vorher erzählt hatte, dass die Kompagnie, der Rüger zugeteilt worden war, gar nicht in der Kaserne zu wohnen brauche.

„Dem Unteroffischier hätt' i schö homleucht'," sagte der grossherzoglich badische Eisenbahnassistent.

Aber der ängstliche Mack meinte: „Herr Krafft hat sehr recht gehabt, es nicht gleich

in der ersten Stunde mit dem Unteroffizier zu verderben."

Stelzenmüller lachte.

„Aber, meine Herren, wir sind doch alle nur Menschen."

Einen Moment sah er sich um. Die Kantine war leer, die Mannschaften assen auf ihren Stuben, und die Unteroffiziere führten dort die Aufsicht. Nur die dicke Ehehälfte des Kantinenfeldwebels schnarchte hinter dem Schanktisch, indessen ein Soldat im Drillichanzug die Bestellungen der Einjährigen entgegennahm.

So glaubte denn Stelzenmüller keinerlei Grund zu haben, mit seinen Ansichten von der ganzen Sache hinter dem Berge halten zu müssen, zumal da er als geborener Münchener sich in mancherlei Dingen seiner schönen Vaterstadt auskannte.

„Ja, Herr Krafft," sagte er darum in aller Ruhe, „ein Mann wie Haberl trinkt halt auch gern seine Mass Sommerbier. Die kostet selbst in der Kaserne ihre vierundzwanzig Pfennig. Nun dividieren Sie, bitte, mal die Löhnung des guten Haberl, und Sie werden auf die Zahl der Masskrüge kommen, die sich ein solcher Mann wöchentlich leisten darf, vorausgesetzt, dass er gar keine anderen Ausgaben hätte."

Der bedienende Soldat brachte den Schmorbraten mit Nockerln. Und hier in der Kantine nach dem Hungern des langen Vormittages war

er trotz der Mehlsauce sehr geniessbar. Stelzenmüller würzte das Mahl. In seinen Dialekt fallend, sagte er:

„Fad is es halt doch mit dem Kasernenwohnen, sechs Wocha. Da hat man so a scheens Atelier in der Nymphenburgerstrassen und a angefangenes Bilderl auf der Staffelei und a Madl, doas eim die Wirtschaft führt, und nacha soll man sechs Wocha den königlich bayrischen Strohsack druck'n. Der Biglmeyr spinnt, meine Herren, des is a uralte G'schicht'n, und wir müass'n den sakrischen Hund zum Alten kriag'n. Prost, auf Spezielles, meine Herren!"

Dann wandte er sich an den Soldaten.

„Bringa's a mol a Postkarten, Freinderl, i muass halt a paar Worten an mei Cenzerl schreib'n, damit's sich auf soan sechswöchentlichen Witwenstand vorb'reit'n ko."

Nachdem der Soldat die bestellte Karte gebracht hatte, schrieb Stelzenmüller:

Der Mensch denkt
Und der Herr Hauptmann lenkt.
Sechs Wocha Kaserne,
Und wir hoab'n uns so gerne,
Bleib brav und getreu,
Es geht allens vorbei.

Mit tausend Busserln
Dein Girgl.

Nachdem alle mit unterzeichnet hatten, fuhr er fort:

„Seh'n S', des Cenzerl Völkl, des is a Madl. Malermodells san doch treu wie Gold. Sie müssen wissen, i kann nämli nur nach lebendigen Modell'n zeichnen, und auch dann nur, wann i des Madl ganz rumgekriegt hab'. Aber dann fliagt mir die Arbeit. I hab' letzt'n Sommer drei Bilderl in der Sezession ausgestellt."

Da sich Götz Krafft für die Bestrebungen der Sezession interessierte und infolgedessen einige Fragen an Stelzenmüller richtete, hielt dieser einen längeren Vortrag über Freilichtmalerei und Impressionismus, der der Bataillonskantine auf einmal ihren nüchternen Anstrich nahm.

Die jungen Leute wurden ganz gesprächig und vergassen für ein paar Minuten ihre augenblickliche Lage, bis die Kasernenuhr daran mahnte, dass die Mittagspause sich ihrem Ende nähere, und dass man die bis zum Appell übrig bleibende Stunde noch für notwendige Besorgungen ausnützen müsse.

So trennte man sich nach dem ersten gemeinsamen Mittagessen. Stelzenmüller ging, um die Bierkarte an Cenzerl eigenhändig zur Post zu tragen, und Götz Krafft, um den Dienstmann in seine Wohnung zu schicken.

Als er von seinem kurzen Ausgange nach einer knappen Viertelstunde zurückkam, stiess er in dem Kasernenhofe auf Karl Frey.

Der in München ansässige Mediziner war in seinem elterlichen Hause zum Mittagessen ge-

wesen und ging nun, behaglich seine Zigarre schmauchend und auf die Stunde des Appells wartend, unter den Kastanienbäumen auf und ab.

„Sie sind mir nicht unbekannt," redete er Götz Krafft an, ihm sein Etui hinhaltend und ihn so zu der Mittagspromenade einladend. „Ich habe Sie im vergangenen Sommer in Berlin gesehen."

„Ich bedaure lebhaft, mich nicht entsinnen zu können," erwiderte Götz Krafft.

„Das glaube ich gern. Sie sassen damals in einer Loge des Alexanderplatztheaters, wo Ihr Drama „Ein Opfer" aufgeführt wurde. Ich befand mich als simpler Zuschauer im Parkett. Aber allgemein wurde darauf aufmerksam gemacht, dass der in der Loge sitzende blonde Herr der Verfasser des Stückes sei. Ich habe Sie mir damals sehr genau angesehen, denn Ihr Opus hat mich lebhaft interessiert. So habe ich denn Ihr Gesicht nicht vergessen."

Die Erwähnung jenes Durchfalls im Theater war Götz Krafft wenig angenehm. Frey schien das nicht zu bemerken, denn er fuhr ruhig fort:

„Wissen Sie, von meinem Vater her habe ich so eine kleine Vorliebe für alles Literarische mit auf den Weg bekommen. Und da sehe ich mir denn alle Premieren an und lese von Neuerscheinungen, soweit es mir meine Zeit erlaubt, was ich in die Hände bekomme. Ihr Stück hat ein wichtiges Problem behandelt. Mit meinem

Vater, der sich als Philosoph und Soziologe sehr für die Rassenfrage interessiert, habe ich daher oft und viel über Sie und Ihr Drama gesprochen. Und nun will es der glückliche Zufall, dass wir hier in München in ein und dieselbe Kompagnie kommen. Ich habe schon den ganzen Morgen auf den Augenblick gewartet, Sie sprechen zu können, aber die dienstlichen Pflichten haben es ja zur Unmöglichkeit gemacht. Ich freue mich aufrichtig, Sie auch persönlich kennen zu lernen und für längere Zeit in der Nähe zu haben. Auch meinen Vater wird die Bekanntschaft mit Ihnen sehr interessieren. — Sie sind zum ersten Male in München und Sie stammen aus Frankfurt, hörte ich von Kamerad Stelzenmüller?"

„Ja," erwiderte Götz Krafft. „Ich bin erst vor drei Tagen hier angekommen und habe mich draussen am Marsfelde in der Pappenheimstrasse eingemietet. Eigentlich sollte ich nach dem Wunsche meines Vaters in Marburg bei den Jägern dienen, wo ich auch meine Studien fortzusetzen gedenke. Aber mein ganzes Naturell verweist mich mehr auf einen bayrischen als auf einen preussischen Truppenteil."

Karl Frey lachte.

„Wie das diesen alten Reichsstädtern doch noch immer im Blute steckt!"

„Und Sie?" fragte Götz Krafft.

„Ich? Ich bin der richtige Mischling. Meine verstorbene Mutter war Wienerin, mein Vater

ist Norddeutscher. Als Literat müssen Sie meinen Vater übrigens kennen, Herr Krafft."

Dem um eine Antwort Verlegenen zu helfen, fuhr er rasch fort.

„Der Name Frey ist ja kein seltener. Mein Vater ist der ewige Privatdozent Dr. Eugen Frey, den man vor nunmehr dreissig Jahren, weil er die Jugend verdarb und neue Götter lehrte, von der Berliner Universität removiert hat. Dann kam er nach München, gründete hier eine Zeitschrift, die Aletheia, wenn Sie einmal von ihr gehört haben, und zeugte meine Wenigkeit und meine Schwester Eva."

Auf diese freimütigen Äusserungen sofort eine passende Erwiderung zu finden, war nicht leicht. Eine Weile schwieg Götz Krafft, seinen Begleiter von der Seite betrachtend, als müsse sich etwas von dem Wesen des Vaters auch in der äusseren Erscheinung des Sohnes ausdrücken.

Wohl erinnerte er sich, schon auf dem Gymnasium hie und da durch Trapp etwas von dem Philosophen Eugen Frey gehört zu haben, von dem seltsamen Manne, den seine Angriffe gegen anerkannte Kathedergrössen aus der akademischen Laufbahn verdrängt hatten, der gegangen war, um in seinen Schriften und in der eben von seinem Sohne erwähnten Aletheia rücksichtslos seine Ansichten zu vertreten, und von dem das Gerücht umging, dass er seit zwanzig Jahren fast

erblindet sei. — Mit einem Male wuchs der neue Bekannte, und in Götz Kraffts Innerem meldete sich der Wunsch, auch den Vater kennen zu lernen, der einer Welt von Vorurteilen die Stirn geboten, und dem dies allem Anschein nach geglückt war.

Erst nach einer längeren Pause sagte er:

„Ich habe die Aletheia zwar nicht regelmässig gelesen, aber den Namen Ihres Herrn Vaters kenne ich sehr wohl. Schon einer meiner Mitschüler in Frankfurt hat in der Prima viel von Ihrem Herrn Vater erzählt. — Und Sie, Sie sind, wie ich hörte, Mediziner?“

„Jawohl,“ antwortete Frey.

„Das wundert mich eigentlich,“ meinte Götz Krafft. „Hat Sie denn Ihr Herr Vater gerade dem praktischen Berufe des Arztes in die Arme geführt? Ich sollte doch meinen, ein so bedeutender Philosoph wie Eugen Frey müsste den Wunsch hegen, in dem eigenen Sohne sich einen Propagandisten für seine Lehre heranzuziehen.“

„Ich bin Spezialist, Herr Krafft. Die Augenheilkunde ist das Feld, auf dem ich mich später zu betätigen gedenke. Der Beruf des Arztes ist meine freie Wahl, und dennoch war es gerade mein Vater, der mich, unbewusst und ohne seinen Willen, schon als Knaben auf diesen Weg gewiesen hat.“

Fragend schaute Götz Krafft dem also Re-

denden in die hellen blauen Augen, und voll Bewunderung hörte er dessen weitere Erklärung:

„Ich liebe, ich verehre, ja ich bewundere meinen armen Vater über alle Massen. Seit mehr als zwanzig Jahren krankt der herrliche Mann an einem Augenübel, für das es keine Heilung geben soll. Das linke Auge ist völlig erblindet, aber mit dem rechten vermag er noch zu lesen und meine Schwester und mich zu erkennen. Seit unsere gute Mutter tot ist, ist es der Lebensinhalt meiner Schwester, dem Vater vorzulesen und nach seinem Diktate zu schreiben, damit er das eine Auge, das ihm geblieben, so lange als möglich schont. Aber auch die Erblindung des rechten Auges ist nach der Aussage aller ophthalmologischen Autoritäten nur noch eine Frage der Zeit, denn es handelt sich um eine Loslösung der Retina von der Aderhaut. Ich habe nicht den stolzen Ehrgeiz, das Schicksal meines Vaters verhindern zu können, aber in dieser ernsten Umgebung habe ich für mich den Entschluss gefasst, alle meine Kräfte daran zu setzen, den anderen das Augenlicht, wo immer nur möglich, zu erhalten. Es ist das beinahe wie eine Bestimmung, die mein erblindeter Vater in mein Inneres gepflanzt hat."

Ganz plötzlich wurde das Gespräch abgebrochen. Die Soldaten der Kompagnie liefen nach dem Kasernengange. Es waren nur noch wenige Minuten bis zu dem von Hohnleichner befohlenen

Mittagsappell. Auch Götz Krafft und Karl Frey eilten dorthin.

Die Kasernenuhr schlug zwei, als der Feldwebel, den Säbel umgeschnallt, die Mütze auf dem Kopfe, den Kompagniebefehl unter dem Arme, aus der Kanzlei in den langen Kasernengang trat.

Vor dem Zimmer Nr. 14 stand die Kompagnie Biglmeyr ausgerichtet zum Mittagsappell. „Stillgestanden!" kommandierte der kleine, muskulöse Vizefeldwebel Pfab, dessen unfeines Gesicht nur mit ein paar kümmerlichen Schnurrbartborsten geziert war. Am linken Flügel der Kompagnie standen die neuen Herren Einjährigen noch in ihrer Zivilkleidung, so wie sie an diesem Morgen die Türkenkaserne betreten hatten.

Als sei er ein König, der die Heerschau über seine Armeekorps vorzunehmen hat, schritt der in der Tat imponierend aussehende Feldwebel Hohnleichner die Front seiner Kompagnie ab. Die alten Leute kannten ihn noch vom vorigen Jahre her. Sie wussten, dass Hohnleichner nicht mit sich spassen liess, dass er streng, aber auch gerecht war. Mit sehr gemischten Gefühlen hatten sie daher an diesem Morgen erfahren, dass der Feldwebel das Regimentsbureau verlasse, um die Kompagnie Biglmeyr aufs neue zu übernehmen.

„Kompagnie mit 34 Rotten, 9 Unteroffizieren, 4 Sergeanten und 1 Vizefeldwebel zur Stelle,"

meldete Pfab, indem er vor dem ihn um Hauptes-länge überragenden Feldwebel, seinen Säbel, auf den er sich viel zugute tat, vorschriftsmässig herannehmend, stramm stand.

Eine wohlwollende Handbewegung Hohnleichners liess Pfab zurücktreten.

„Unteroffiziere rühren," befahl er alsdann. Noch einmal schritt er die Front ab, jeden einzelnen seiner Leute mit scharfen Blicken musternd.

„Die Bummelei hat jetzt ein Ende, Kerls, lasst euch das gesagt sein. Ich werde unnachsichtig melden."

Er wusste ganz genau, dass sein schon etwas gealterter und dicker Vorgänger Kirchner in der Hoffnung auf seine nun erfolgte ehrenvolle Entlassung mit dem Zivilversorgungsscheine — er war am 1. Oktober in den Dienst der bayrischen Staatsbahn übergetreten — bei dieser Kompagnie fünf hatte gerade sein lassen, und dass es einer energischen Hand bedurfte, sollten die Arreststrafen Biglmeyrs nicht wie ein Frühlingsregen über seine Kompagnie niedergehen.

Fünf Minuten militärisch stramm zu stehen, ist eine lange Zeit. So lange dauerte es, bis Feldwebel Hohnleichner die einzelnen Leute gemustert hatte.

Als erfahrene „Mutter der Kompagnie" hatte er seine eigenen Disziplinarstrafen, die er ohne den gestrengen Herrn Hauptmann aus freier Hand verhängen konnte, die sich stets wirksam er-

wiesen und die schon ohnehin knapp bemessene freie Zeit der Mannschaften ganz empfindlich beschnitten.

Er stellte die Wachmannschaften zusammen, er kannte die leichten und die schweren Wachen, er kommandierte zum Abortreinigen und Kartoffelschälen, er bestimmte, ob die Offiziersdiener und die kommandierten Leute, wenn sie einmal einen freien Nachmittag zur Verfügung hatten, in der Kompagnie Dienst tun sollten oder nicht. Er konnte die Stunde des Appells, vor allem an den freien Samstagnachmittagen, so weit hinausschieben, dass den Leuten alle Lust zum Ausgehen genommen wurde, und eine aus Gründen der Disziplin von Hohnleichner um acht Uhr abends anberaumte Putzstunde machte die schöne Zeit vor dem abendlichen Zapfenstreich zu nichte.

„Ihr dritter Knopf tanzt ja wie a Ballett-dam' aus'n Kolosseum, Brackerl," sagte er zu einem kleinen, in der zweiten Reihe stehenden Manne, der, schmierig genug anzusehen, seine militärische Dienstzeit in der Kompagnieschneiderei verschlief.

„Die Handwerker werden diesen Nachmittag um drei Uhr zum Turnen antreten. Bedankt euch bei Freund Brackerl, der alle Knöpfe, nur die eigenen net annäh'n kann!"

Conrad und Huber, die beiden anderen Schneider der Kompagnie, warfen Brackerl einen

bitterbösen Blick zu. Der krumme Krüppel, dem wollten sie abends auf der Stube schon heimleuchten.

„Nehma S' den Bauch rei, Lechner, wann S' stillstehn," — wandte sich nun Hohnleichner an einen wenig vertrauenerweckenden Vertreter der alten Mannschaft. „Sie wiss'n, wann's jetzt wieder a mal vor dem Kriegsgericht klappt, dann geht's unter Passau net ab, alter Freund!"

Hohnleichner wusste genau, wen er vor sich hatte und was er damit sagte. Der „Strizzi" Lechner aus Giesing, wie ihn das ganze Regiment nannte, hatte mancherlei auf dem Kerbholz, und seine eben verbüsste Strafe von vier Wochen Mittelarrest, die der Herr Oberst wegen Ausbrechens aus der Kaserne und Zapfenstreichens über ihn verhängt hatte, war nach der Aussage des Regimentskommandeurs die letzte Disziplinarstrafe, die er für diesen stets Rückfälligen noch übrig gehabt. Bei einem neuen Vergehen musste Lechner, von dem seine ganze Kompagnie wusste, dass er in den Abend- und Nachtstunden das Gewerbe eines Zuhälters betrieb, vor ein Kriegsgericht gestellt werden.

Als Hohnleichner den Namen Passau nannte, zuckte es merklich um Lechners Lippen. Der alte Sünder hatte vor Passau, das die bayrischen Arbeitssoldaten zu beherbergen hat, eine Höllenangst. Schon des öfteren hatte er sich seinen

Kameraden gegenüber geäussert: „Ehnder i auf Passau kumma tat, ehnder derschiess i mi.“

Diese Drohung, die übrigens keinem Menschen einen Schrecken einjagen konnte, nahm niemand ernst. Aber im Interesse der ganzen Kompagnie war es doch ratsamer, dass Lechner, der im kommenden Herbste zu der Reserve entlassen werden sollte, nicht auf Passau kam.

Nachdem Hohnleichner den hölzernen Musketier Baumgärtner aus Garmisch in Oberbayern, einen Holzfäller seines Zeichens, aufgefordert hatte, die sakrisch' lange Nasen in die Höhe, und seine damischen Kalbshaxen beieinand zu nehmen, kommandierte er endlich „rühren“.

Jetzt räusperte er sich vernehmlich, schlug dreimal mit der Scheide seines Säbels auf den gepflasterten Kasernengang und begann mit dem Verlesen des Regiments- und Bataillonsbefehls. Seinen oberbayrischen Dialekt konnte er beim Vorlesen, wie viele Mühe er sich auch gab, nicht ganz verleugnen, so dass diese deklamatorische Kraftprobe auf die neuen Einjährigen einen erheiternden Eindruck machte.

Die alten Mannschaften stierten gelangweilt an die gegenüberliegende Wand des Kasernenganges, wo die Gewehre der Leute von Stube Nr. 14 in Reih und Glied aufgestellt waren, während der Feldwebel mit Stentorstimme, einen leisen Unterton des Befehlens markierend, las:

Am 2. Oktober mittag 12 Uhr findet in der

Theatinerhofkirche die Vermählung Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Eulalia Eudoxia Theresia von Toskana mit dem Erzherzog Max Franz Salvator statt, wozu das Regiment eine Ehrenfahnenkompagnie zu stellen hat. Paradeanzug mit weissen Beinkleidern, Helm und militärische Ehrenzeichen. Herren Offiziere Paradeanzug, Waffenrock, Orden. Hauptmann von Tiefenkräuter, Premierleutnant Ehm, Leutnant von Wahlburg.

Vom 3. Oktober ab gelangt in den Kantinen des Regimentes das Winterbier der Spatenbrauerei zum Preise von 22 Pfennigen pro Liter wieder zum Ausschank.

Offizier vom Dienst Premierleutnant Graf Glohna. Rondeoffizier Premierleutnant Kern.

Nach der Militärproviantanstalt sind zum Abholen der Kommissbrote zu kommandieren sechs Mann und ein Unteroffizier von der 4. Kompagnie.

Der Ehrenposten vor der Maxburg wird wegen der Abreise Seiner Königlichen Hoheit zurückgezogen.

Nach dem Übungsplatze Lechfeld: Vizefeldwebel Bräunert, die Unteroffiziere Hartmann, Wigand und Möller.

Hohnleichner machte eine wirksame Pause.

Bataillonsbefehl:

Zum Ausrangieren der Monturstücke auf den

Kammern der Kompagnien sind von jeder Kompagnie zwei Mann und ein Gefreiter zu stellen.

Er klappte sein Buch zusammen, zog aus der Tasche seines Waffenrockes den heutigen Kompagniebefehl und fuhr fort:

Mit dem heutigen Tage werden der Kompagnie zugewiesen die Einjährig-Freiwilligen: Frey, Krafft, Mack, Stelzenmüller und Windele.

Unteroffizier Dauer zur Ausbildung der Einjährigen kommandiert.

Gemeiner Schwarz drei Tage Mittelarrest, wegen Sprechens in Reih und Glied.

Gemeiner Mauser vierzehn Tage Kasernenarrest wegen zum dritten Male schlecht geputzter Stiefeln.

Zuchthauswache: Unteroffizier Haberl.

„Zuchthaus!“ rief der Unteroffizier, zum Zeichen, dass er den Befehl des Feldwebels verstanden.

Hohnleichner fuhr fort:

Gemeine: Teutner, Braunmeyer, Wenzeler, Grofenstein, Wiesenbach, Hüneit, Stölzel, Wachmann, Bilgner, Thomas, Männer.

Nach jedem dieser Namen folgte der prompte Ruf: „Zuchthaus!“ zurück.

Hohnleichner räusperte sich. Nun kamen seine Privatstrafen an die Reihe.

Abortreinigen: Lechner, Brackerl, Schrickart.

„Abort! Abort! Abort!“ dröhnte es von der Wand des Kasernenganges wieder.

Zum Kartoffelschälen:

Siebert, Heinrich, Neumüller II, Stolzenberg I.

„Schälen, schälen, schälen, schälen!"

„Stillgestanden. Ganzes Bataillon kehrt."

Mit einem Ruck flogen die Mannschaften herum.

Aber Hohnleichner schien trotzdem noch nicht zufrieden. Noch einmal kommandierte er: „Ganzes Bataillon Front" und ein „wollt ihr die Haxen rumnehmen, Sauhunde," bekräftigte dieses zweite Kommando.

Dann endlich: „Die Einjährigen bleiben da! Weggetreten."

Nachdem die alten Mannschaften weggetreten waren, wandte sich Hohnleichner, der den Unteroffizier Dauer durch einen Wink zurückbehalten hatte, an die Einjährigen und kündete diesen an, dass sie sich zunächst wegen ihrer Uniformstücke zusammen mit dem Unteroffizier auf die Regimentskammer zu begeben hätten.

Götz Krafft nahm die Gelegenheit wahr, sich den Unteroffizier Dauer einmal näher zu betrachten.

Ein hübscher junger Mann von höchstens zweiundzwanzig Jahren, dem Offenheit und Intelligenz aus den hellen blauen Augen sprachen, der einen sauberen und soliden Eindruck machte, der also von Biglmeyr offenbar nicht ohne Grund

zu seinem schwierigen Posten ausersehen worden war.

Jedenfalls machte er einen ganz anderen Eindruck als Haberl, dem Götz Krafft vorhin sein Waschwasser gewechselt, oder als der Vize Pfab, dem man den ehemaligen Bäckergesellen schon von weitem ansah.

Der Aufenthalt in der Regimentskammer dauerte lange. Trotz der redlichsten Mühe, die sich der Kammerunteroffizier gab, war es fast unmöglich, passende Monturstücke für diese Herren Einjährigen herauszufinden. Windele war viel zu dick und Mack zu schmal, Frey sollte nach der Aussage des Kammerunteroffiziers hohe Schultern, Stelzenmüller O- und Götz Krafft X-Beine haben, so dass wirklich mit diesen Krüppeln nichts anzufangen sei.

Endlich war man einigermassen instand gesetzt. Nur die Hosen, die man für Götz Kraffts angebliche X-Beine als die einzig passenden erklärt hatte, waren so eng, dass sie beim ersten Versuche des Anziehens wieder aus ihren Nähten platzten.

„Schockschwernot, Kreizhimmeldonnerwetter, mei beste Hos'n,“ fluchte der Kammerunteroffizier.

Zum Glück war Herr Raitner, der Regimentsschneider, zur Stelle.

Er erklärte den Herren Einjährigen, dass sie zwar das Recht hätten, ihre Uniformen bei

jedem beliebigen Schneider machen zu lassen, dass diese aber ganz vorschriftsmässig nur von ihm angefertigt werden könnten, da Herr Hauptmann Biglmeyr in bezug auf die Breite der Achselklappen und die Weite der Hosen sehr streng seien.

Durch diese Andeutungen des Herrn Regimentsschneiders, der nach seiner eigenen Aussage billiger als jeder andere Schneider in der Stadt München war und vorschriftsmässiges Tuch lieferte, eingeschüchtert, liess sich ein Einjähriger nach dem andern Mass für drei Uniformen und einen Drillichanzug nehmen. Raitner hatte ein glänzendes Geschäft gemacht.

Der Kammerunteroffizier grinste vor sich hin. So machte es der gute Raitner in jedem Jahre. Nicht umsonst erzählte man sich in der Stadt, dass Frau Raitner ein Mietshaus draussen in Bogenhausen zu erwerben, und dass sich der Herr Schneidermeister bald zur Ruhe zu setzen gedenke. Auch der Regimentsschuster, zu dem man sich unverzüglich begeben musste, machte den Eindruck einer durchaus nicht schlecht gestellten Persönlichkeit.

Götz Krafft, der, von dem Regimentsschuster kommend, in einem unglaublichen Waffenrock und viel zu kurzen Hosen den Kasernenhof überschritt, lief Biglmeyr gerade in den Weg.

„Aber Mensch, wie sehen Sie denn aus?“ polterte der Hauptmann.

Götz Krafft vergass ganz die Hände an die Hosennaht zu legen, was er doch an diesem ersten Tage schon gelernt haben konnte, und stotterte etwas von der Regimentskammer.

Wütend eilte Biglmeyr zurück in die Kanzlei, schnauzte den Feldwebel herunter und ordnete an, dass die Einjährigen in ihren Zivilkleidern Dienst zu tun hätten, bis die Exerzieruniformen durch den Regimentsschneider fertiggestellt seien. „I hab's satt, Feldwebel, so an Schweinestall hier umanand lauf'n zu seh'n."

Als die Einjährigen, die sich infolge dieser neuen Anordnung ihres Hauptmanns schleunigst wieder in ihre Zivilkleidung geworfen hatten, die Stube Nr. 14 betraten, war Premierleutnant Kern schon mitten in seiner Instruktionsstunde drinnen.

Von den Ingolstädter Pionieren war der pflichteifrige Offizier auf ein Jahr zur Dienstleistung bei dem Münchener Infanterieregiment kommandiert und der Kompagnie Biglmeyr zugeteilt worden.

Beim Erscheinen der Einjährigen reckten sich die Hälse der alten Mannschaften. Sie hatten offenbar gehofft, diese in den Monturstücken der Regimentskammer bewundern zu dürfen, und waren über die Zivilkleidung sichtlich enttäuscht. Premierleutnant Kern, der sich bei dem neuen, ihm völlig fremden Truppenkörper durchaus nicht wohl fühlte, der zusammen mit der sparsamen Hausfrau und seinem dreijährigen Knaben erst

vor wenigen Tagen aus dem billigen Ingolstadt in das nach seiner Meinung sehr teure München gezogen war und im stillen die Umzugskosten überrechnete, fuhr in seiner Verlesung der Kriegsartikel ruhig fort, ohne sich durch das Erscheinen der fünf jungen Leute stören zu lassen.

Von dem Inhalt der Kriegsartikel schweifte die Aufmerksamkeit Götz Kraffts hinüber zu den Leuten aus dem Volke, die, Stumpfsinn und Gleichgültigkeit auf den Gesichtern, dieses ewige „Mit dem Tode bestraft wird usw.“ ohne Nachdenken hinnahmen.

Die Erinnerung an mehr als eine langweilige Stunde auf dem Frankfurter Gymnasium wurde wieder lebendig, als er die Mannschaften genau wie die dummen Jungen in Tertia und Sekunda ihre Allotria treiben sah.

Vor allem war es die geflickte Hose des Herrn Premierleutnant, die das allgemeine Interesse erregte. An das glänzende Elend so mancher, nur auf dem äusseren Scheine sich aufbauenden Offiziersexistenz dachte Götz Krafft, an die hundert und aber hundert jungen Leute in deutschen Landen, welche die Furcht vor selbständiger Arbeit und vor den Examina, welche die Eitelkeit und die Überhebung allzu früh, als Neunzehnjährige, in die Arme der Bellona trieb, und die dann viel zu spät einsehen mussten, dass sie einer glänzenden Fata

Morgana zum Opfer gefallen, dass man materielle Ansprüche an sie stellte, denen sie und ihre Eltern nicht gewachsen waren, und dass sie samt Weib und Kind zu dem gebildeten Proletariate gehörten, das ein kurzes Dasein des Scheines in den Abgrund der Verbitterung eines umsonst gelebten Lebens riss.

In der Seele tat ihm der Offizier leid, über dessen von einer sicher braven Frau gestopfte Hosen sich hier rohe, ungebildete Gesellen in schmierigen Dienstkitteln lustig machten, indessen er seine heilige Pflicht für Vaterland und König zu erfüllen glaubte; der hier die Kriegsartikel verlas, ohne dass auch nur einer von denen hinhörte, die mit ihren Gedanken bei dem Masskruge oder dem abendlichen Stelldichein am Kasernentore verweilten. In der Seele tat er ihm leid, denn der Mann machte den Eindruck eines Menschen, dem es ernst mit seiner Sache ist, der vielleicht an Pflichteifer und Gewissenhaftigkeit im Erwerbsleben Hunderte überflügelt hätte und in eine sichere und geachtete Lebenslage gekommen wäre, wenn ihm niemand das Sirenenlied von der bevorzugten Karriere eines mittellosen Offiziers gesungen hätte.

Von der Kasernenuhr schlug es fünf. Kern hob die Instruktionsstunde auf. Von fünf bis sechs hatten die Mannschaften Putzstunde, von der Hohnleichner die Einjährigen für heute befreit hatte. So konnten sie denn die Kaserne

verlassen, in der sie sich vor dem Zapfenstreiche wieder einzufinden hatten.

Zusammen mit Karl Frey machte sich Götz Krafft auf den Weg.

Mit langen, schnellen Schritten gingen die beiden jungen Leute die Barerstrasse entlang.

Als sie gerade den Karlsplatz überschritten, sagte Karl Frey:

„Ich denke, Sie begleiten mich gleich heute Abend einmal nach Hause zu meinem Vater. Wir verplaudern dort die drei knappen Stunden, die uns noch bleiben, und treten dann gemeinsam den Gang nach der Kaserne wieder an."

Götz Krafft war hocherfreut. Brannte er doch tatsächlich in Ungeduld, die Bekanntschaft des berühmten Mannes zu machen.

„Meine Schwester," fuhr Karl Frey fort, „wird schon für ein Abendessen gesorgt haben. Wo drei satt werden, kann zur Not der vierte auch noch auf seine Rechnung kommen, zumal da mein Vater so gut wie gar nichts isst. Ich wundere mich im stillen stets darüber. Fast hat es den Anschein, als ob bei diesem Manne, für den es eine sinnliche Wahrnehmung kaum mehr gibt, der Geist den Körper nach Menschenmöglichkeit überwunden habe."

„Sie sagten heute nachmittag, es seien schon über zwanzig Jahre, dass Ihr Herr Vater fast ganz erblindet ist?"

„Ich kenne ihn nicht anders," antwortete Karl Frey. „Wenn ich meinem Gefühle nachgab, hat es mir stets das Herz zerrissen, aber wenn ich meinen Verstand fragte, dann musste ich mir allerdings sagen: Je weniger der Mensch zu besitzen gewohnt ist, desto geringer sind seine Bedürfnisse. Und vielleicht war es gerade die Erblindung meines Vaters, die seinen Geist zu den höchsten Höhen menschlicher Probleme trug."

„Und Ihr Fräulein Schwester?" fragte Götz Krafft, „wie erträgt sie denn dies wahrhaftig nicht leichte Schicksal?"

„Meine Schwester" — einen Augenblick schwieg Karl Frey, und es schien Götz Krafft, als ob sich in den Worten „meine Schwester" eine geradezu schwärmerische Verehrung, eine helle Begeisterung für dieses Wesen zusammendrängte. „Ja, meine Schwester! Seit dem Tode unserer guten Mutter ist sie des Vaters rechte Hand, und der Vater weiss, was er an diesem seltenen Mädchen besitzt. Aber trotz aller meiner medizinischen Auseinandersetzungen, meine Schwester hofft noch immer auf ein Wunder, das dem Vater Genesung bringen soll. Mein Vater ist von Hause Protestant, in Wirklichkeit Naturforscher und Freigeist. Aber meine Mutter stammte aus Wien. Da haben es denn die pekuniären Verhältnisse der Familie mit sich gebracht, dass in der Erziehung meiner Schwester ein schwerer Fehler begangen worden ist. Vater

musste damals nachgeben, ich glaube, heute hat er es schon bitter bereut.“

In gespannter Erwartung sah Götz Krafft den Sprechenden an. Karl Frey fuhr fort:

„Eine Tante meiner Mutter lebt in Wien. Bei ihr ist Eva von ihrem zehnten bis zu ihrem siebzehnten Lebensjahr erzogen worden. Wie das dort und auch zum Teil hier in München ist, in einer Klosterschule, wo Lehrerinnen und Vorsteherin unter dem Einfluss des Klerus stehen, und überspannte Ideen in so manches junge Herz gepflanzt werden. Aber meine Schwester ist noch jung. Sie wird das überwinden, wenn sie erst das Schicksal in den Kampf des Lebens hineingezogen hat.“

Er schwieg. Ein Seufzer kam aus seinem Munde. Wie eine dunkle Wolke schien vor seinem Gesichte die Tatsache vorüberzuziehen, dass sich die von Haus aus lebensmutige Schwester dem Glauben, wie er und der Vater ihn nicht anerkennen konnten, in die Arme geworfen.

„Sie vertrauert also ihre Jugend,“ nahm jetzt Götz Krafft das Gespräch wieder auf. „So Tag für Tag mit einem Leidenden zusammen ohne jeden anderen Hausgenossen, denke ich mir sehr hart.“

„Auch daran hat unser guter Vater gedacht,“ berichtete nun Karl Frey. „Er hat Eva veranlasst, ein anderes junges Mädchen gewissermassen als

Schwester ins Haus zu nehmen. Hier in München bietet sich ja manche Gelegenheit. Es ist eine junge Engländerin, eine Miss Wood, die meinem Schwesterlein seit knapp einem Jahre Gesellschaft leistet. Sie stammt aus Liverpool, will hier Deutsch lernen und sich im Gesang ausbilden. Ein Racker, sage ich Ihnen, aus dem sicher noch eine Operettendiva wird. — Nun, Sie werden ja ihre Bekanntschaft machen."

Sie waren vor dem Freyschen Hause in der Goethestrasse angelangt und stiegen nun die Treppen zu der im ersten Stockwerk gelegenen Wohnung des Gelehrten hinauf. Karl Frey öffnete die Flurtür und fragte das ihm entgegenkommende Dienstmädchen: „Ist meine Schwester zu Hause, Katherl?"

„Des Fräulein is noch net z'rück," lautete die Antwort. „Der Herr is in sei'n Zimmer und hat scho dreimal nach der Fräulein Eva g'fragt."

Karl Frey bat seinen Freund, einen Augenblick zu warten, er wolle seinen Vater zunächst von dem Besuche unterrichten.

Es war ein grosser behaglicher Raum, in den Götz Krafft nun eintrat. Durch das hohe Fenster fiel die graue Dämmerung des scheidenden Oktobertages. Die Möbel im Zimmer, die Bilder an den Wänden verschwammen schon in dem Düster der langsam hereinbrechenden Nacht. Ein seit langer Zeit nicht mehr gekanntes Heimatsgefühl

beschlich ihn, da er sich allein in diesem Zimmer befand.

Die Schummerstunde hatte er immer besonders geliebt, und seitdem ihm das Elternhaus in dem fernen Frankfurt fremder und fremder geworden, seitdem er ein Heimatloser von Stadt zu Stadt, von Studentenbude zu Studentenbude zog, hatte er nur als Entbehrender, sehnend aus der Ferne empfunden, was ein von lieben Frauenhänden sorgsam geordnetes und geschmücktes Heim dem Menschen im harten Kampfe des Lebens sein kann.

Katherl trat ein und machte Licht. Der helle Schein der Gasflammen drang belebend durch den Raum, nachdem das Mädchen die Gardinen heruntergelassen. Nun konnte er den inmitten des Tisches prangenden Strauss dunkelblauer Astern, den Frauenhände hierhergestellt hatten, und den kleinen Nähtisch betrachten, auf dem eine angefangene Stickerei das Walten der nur für kurze Zeit abwesenden Dame des Hauses verriet.

In einem Messingbauer, der über einem mit Blattpflanzen geschmückten Blumentische hing, sass ein Dompfaff, der die Federn sträubte und den fremden Eindringling mit misstrauischen Augen zu betrachten schien. Der dunkelrote, fast den ganzen Boden des Zimmers bedeckende Teppich dämpfte jeden Schritt Götz Kraffts, der langsam auf und nieder ging, jeden einzelnen Gegenstand

des behaglichen Zimmers, als habe er hier eine neue Heimat zu finden, mit aufmerksamen Blicken musternd.

Über dem orientalischen Diwan, der in der Ofenecke des Zimmers stand, hing ein fast lebensgrosses Ölgemälde, eine schöne brünette Dame von zirka dreissig Jahren, die ein kleines, etwa achtjähriges Mädchen mit dem einen Arme umfasst hielt. Mutter und Tochter, auf den ersten Blick unverkennbar. Dieselben grossen, dunkelbraunen Augen, dasselbe ein wenig gelockte glänzende, kupferbraune Haar, dasselbe vornehme Oval der etwas blassen Gesichter, denen ein kleiner, von schmalen Lippen gebildeter Mund ihren echt weiblichen Reiz verlieh.

Wenn das Bild Frau Eugen Frey mit ihrer Tochter Eva darstellte, dann hatte Karl keinerlei Ähnlichkeit mit seiner Schwester. Dann war er wohl des Vaters Ebenbild und hatte von der Mutter nichts mit auf den Weg bekommen.

Aus diesen Gedanken wurde er durch Karls Eintritt gerissen. Dieser bat ihn, ihm nun hinüber in das Studierzimmer zu folgen.

Nicht ohne ein leises Gefühl der Scheu überschritt er die Schwelle des Zimmers, in dem der seltene Mann, der Dulder für die freie Wissenschaft, seiner warten sollte.

In einem bequemen Rohrsessel, die fast blinden Augen durch einen grünen Schirm vor dem Lichte der auf dem Tische stehenden Studier-

lampe geschützt, sass Eugen Frey. Gleich beim ersten Blicke konnte sich Götz Krafft sagen, dass Karl in der Tat seinem Vater sehr ähnlich war. Dieselbe gedrungene Gestalt, das gleiche, nun bei dem Vater von silbernen Fäden durchzogene dunkelblonde Haar, das sich schon etwas gelichtet hatte und die hohe, weisse Denkerstirn des Philosophen freigab.

Dr. Eugen Frey erhob sich von seinem Sessel, als Götz Krafft das Zimmer betrat. Seinem tastenden Gange merkte man es an, dass er mit seinen Augen nur noch einen schwachen Schimmer der im Zimmer befindlichen Gegenstände erfassen konnte. Er reichte dem Gaste die Hand, eine lange, schmale, nur mit den Trauringen, dem eigenen und dem der verstorbenen Gattin, geschmückte Hand.

„Seien Sie uns willkommen, Herr Krafft," sagte er mit tiefer, wohlklingender Stimme. „Mein Sohn hat mir schon oft von Ihrem Drama erzählt. Wenn Sie mir das Manuskript einmal leihen wollen, und meine Tochter es mir vorgelesen hat, sprechen wir noch einmal darüber."

„Wenn Sie sich dafür interessieren, werde ich die Handschrift aus Frankfurt kommen lassen. Ich habe das Stück, das ich für einen ersten jugendlichen Versuch halte, nicht mit nach München genommen," erwiderte Götz Krafft.

„Es wird mich trotzdem interessieren," lautete Eugen Freys Antwort. Dann liess er dieses Thema

fallen und meinte in herzlichem Tone: „Nun sind Sie Karls Kamerad in derselben Kompagnie geworden. Seien Sie uns willkommen und nehmen Sie Platz!"

Eugen Frey rückte den grünen Schirm von seinen Augen. Zwei fast erloschene, aber noch leuchtende blaue Sterne, gross und treuherzig klar, blickten Götz Krafft entgegen, von jenem seltsamen Schimmer, jenem starren Aussehen erblindender Augen, in denen der Sehnerv im Absterben begriffen ist.

„Einen Schimmer von Ihnen habe ich doch noch," sagte Eugen Frey. Wie eine freudige Genugtuung klang es aus seinen Worten. „Gross sind Sie, und blond scheinen Sie zu sein. — Sie stammen aus Frankfurt, sagte mir Karl."

In wenigen Worten berichtete Götz Krafft von seiner Heimat und dem bisherigen Gange seiner Studien.

Aufmerksam hatte Eugen Frey ihn angehört. Ein Leuchten ging über seine Züge, als der junge Mann, der heute zum erstenmal an seiner Seite sass, von seinen Plänen und Hoffnungen sprach, und kurz und bestimmt kam es, nachdem Götz Krafft geendet, von seinen Lippen:

„Auf welchem Gebiete wir uns betätigen, ist ganz gleich. Wenn wir nur ganz und aus vollem Herzen wir selber sind."

Gespannt blickte Götz Krafft den Sprechen-

den an, als wolle er den tieferen Sinn seiner Worte ihm vom Gesichte ablesen.

Eugen Frey schien dies ahnend zu empfinden, und mit leiserer Stimme fuhr er fort:

„Ja, sehen Sie! Seitdem ich infolge meines Augenleidens von der bunten Welt da draussen nur noch einen kaum fasslichen Schimmer habe, hat sich mein Auge ganz nach innen gekehrt. Nicht mit Dingen und Menschen, nur mit Begriffen und Gedanken führe ich mein Leben, und die Erscheinung, die den Sehenden blendet, reicht an den Blinden nicht heran. Das durch keinerlei äussere Eindrücke abgelenkte Gehirn findet die Musse, sich in sich selber zu versenken. Was ich an Mannigfaltigkeit einbüsse, gewinne ich an Tiefe. Der durch nichts abgelenkte Gedanke bildet sich in stillen und einsamen — in stets dunkelen Stunden — zu ungetrübter Klarheit aus. Sie sind doch auch auf dem humanistischen Gymnasium gewesen und haben dort Griechisch gelernt?"

Götz Krafft bejahte.

„Dann wissen Sie auch, dass über dem Nationalheiligtum des Volkes, das Plato, der Menschheit grössten Denker, hervorgebracht, die einzige Forderung *γνῶϑι σεαυτόν* geschrieben stand: „Erkenne dich selbst!"

„Mein ganzes Streben, das mich, wie Sie vielleicht gehört haben, meine Stellung an der Universität gekostet hat, lief und läuft auf die

Erfüllung dieser Forderung hinaus. Und heute hat das Wort der alten Griechen noch eine ganz andere Bedeutung gewonnen. Mein Sohn und Sie, Sie machen jetzt beide eine gute Schule durch. Und ich bin der festen Zuversicht, dass sie Ihnen beiden zum Segen gereichen wird, weil gerade sie Ihnen die tiefe Bedeutung jenes *γνῶθι σεαυτόν* so klar wie möglich machen wird. Griechengeist und preussischer Drill — in Bayern ist es genau dieselbe Sache wie in der sandigen Mark — der Menschheit unvereinbarste Gegensätze, Mensch und Gliederpuppe, Individualität und Uniform, Persönlichkeit und Nummer, sie werden Ihnen jetzt zum Heile täglich einander gegenüberstellt. Jetzt handelt es sich für Sie beide um die entscheidende Wahl. Der Entschluss, den Sie jetzt zu fassen haben, ist ein für das ganze Leben ausschlaggebender. — Die Frage, die das Schicksal an Sie richtet, ist die: Lassen Sie sich unterkriegen oder nicht? Werden Sie Autoritätsgläubige oder bleiben Sie freie Menschen, die das Mass an das Grosse und das Kleine legen, die kein Titel und kein Name, keine Etikette und keine noch so gelehrt klingende Aufschrift von dem Wert eines Menschen oder einer Sache überzeugen kann, die sich durch ein ganzes Leben die Fähigkeit bewahren, alles an dem letzten Massstabe der eigenen logischen Erkenntnis zu messen. Denn ein schwaches Abbild nur des gedachten Begriffes

nannte Plato die Erscheinungen dieses Lebens, dessen reinstes Bild der sich selbst erkennende Philosoph nirgends anders als in den Tiefen der eigenen Seele zu suchen hat."

Voll Bewunderung und Staunen war Götz Krafft diesen eigenartigen Worten des Blinden gefolgt, deren tiefen Sinn er ahnte, die ihm für die Betrachtung des Menschenlebens und der eigenen Persönlichkeit von unberechenbarer Bedeutung zu sein schienen.

„Und wenn es Ihnen dann gelungen sein wird," fuhr Eugen Frey nach einer Weile fort, „Skeptiker und Leugner des Lebens und Ihrer selbst zu werden, dann treibt der Geist den neuen Keim, aus dem die unverlierbare innere Welt neben all dem leeren Schein, für den die Menschen streben, kämpfen und leiden, langsam erwächst. Freundschaft und Liebe, Opfermut und Treue, Selbstlosigkeit und Hingabe, sie entspriessen allein diesem neugeschaffenen Boden, dieser neu entstandenen inneren Welt, diesem fruchtbaren Acker, in den das alte *γνῶθι σεαυτόν* die ersten, tiefen Furchen zog."

Eugen Frey hatte sich erhoben. Er war an das Fenster seines Arbeitszimmers getreten und suchte mit den fast erloschenen Augen den goldenen Lichtstreifen zu erfassen, den des scheidenden Oktobertages letzte Sonne am fernen Horizonte zog.

In tiefes Sinnen verloren betrachtete Götz

Krafft den blinden Philosophen, in dessen Heim ihn der heute beim Militär gefundene Kamerad geführt hatte. Im Innersten empfand er ein leises Gefühl des Neides gegenüber dem Sohne dieses Mannes, den das Schicksal an der Hand eines solchen Vaters, vor dessen Urteil nur das Wesen der Dinge erscheinen durfte, die ersten Schritte ins grosse Leben wagen liess.

Es pochte gewaltig in seinem leicht entzündbaren Herzen, es drängte ihn wie damals bei Trümmler dieses Mannes Hand zu erfassen, ihn zu bitten: führe mich auf die Pfade, die zu der Tiefe deiner Welt- und Menschenerkenntnis führen.

Aber der starre Zwang der Konvention, der heute mehr als jemals Mensch vom Menschen scheidet, hielt ihn von jeder Gefühlsäusserung zurück.

Karl Frey meinte, man solle sich, trotzdem Eva noch nicht zurückgekommen, zu Tische setzen. Katherl habe gedeckt, und der Zapfenstreich in der Türkenkaserne warte nicht auf sein Schwesterlein.

Als man sich um den gemütlichen Esstisch niedergelassen hatte, wo Katherl den dampfenden Kalbsbraten mit Knöderl niedergesetzt, schellte es draussen, und nach wenigen Minuten trat Eva Frey in das Zimmer.

Im hellen Scheine der ihre überschlanke Gestalt in warmes Licht tauchenden Gasflammen stand sie vor Götz Krafft. Das zur

herben Jungfrau erblühte Kind, das er vorhin auf dem Bilde im stillen bewundert hatte. Mit raschen Schritten erreichte sie den blinden Vater, legte die schmale, weisse Hand auf dessen Stirn und drückte einen heissen Kuss auf seine beide Augenlider, als wolle sie das warme Leben ihrer Lippen dem Teuersten, das sie immer noch nicht verloren glauben konnte, mitteilen. Dann erst reichte sie dem Bruder die Hand und begrüsste den von diesem Vorgestellten.

„Wo warst du so lange, Eva?" fragte der Vater.

Und sie antwortete mit fester, glockenheller Stimme: „In der Paulskirche, für dein Augenlicht zu beten, Vater."

Ein tiefes Weh durchzuckte die Seele Götz Kraffts, und schmerzlich verzogen sich die Lippen Eugen Freys, der seinem Kinde den letzten schwachen Schimmer der Hoffnung nicht nehmen konnte und wollte.

An die Schmalseite des Tisches, dem Vater gegenüber, zwischen die beiden jungen Leute, setzte sich Eva Frey. Etwas Puritanisches hatte sie in dem engen schwarzen Kleide, von dessen ernster Farbe sie sich seit dem vor drei Jahren erfolgten Tode der Mutter nicht mehr getrennt hatte. Unnahbar schien sie in ihrer keuschen, neunzehnjährigen Jugendschönheit, die das Leid

über Vater und Mutter wie mit einem Flor der Wehmut überzog.

Ein ganz seltsames, ungekanntes Gefühl bemächtigte sich der Seele Götz Kraffts, als er zum erstenmal in seinem Leben an der Seite dieses Mädchens sass. Etwas von der wunderbaren Schönheit einer italienischen Madonna, die er vor Jahren einmal in einer Gemäldegalerie gesehen, schien ihr anzuhaften, ein Unirdisches, nicht zu Fassendes, das sie seltsam, aber unleugbar von ihrer ganzen Umgebung schied.

Karl Frey plauderte mit der Schwester von Götz Krafft, und er selbst sass da wie ein törichter Junge, versunken in ihren Anblick.

Anziehend und abstossend, freundlich und kühl kam sie ihm in dem gleichen Momente vor. Als sie nun die Lippen öffnete und die simple Frage: „Haben Sie sich denn schon ordentlich in München umgesehen?“ an ihn richtete, da musste er nach Worten suchen, um, von ihrer äusseren Erscheinung noch ganz gefangen genommen, eine gleichgültige Antwort auf diese gleichgültige Frage zu finden.

Dann kam das Gespräch in Gang. Die Zurückhaltung der ersten Augenblicke wich von Eva Frey. Sie plauderte mit ihm von dem ersten in der Kaserne verbrachten Tage, und als Götz Krafft seinem Talente, andere in Stimme und Gebärde nachzuahmen, die Zügel schiessen liess, lachte

Eva Frey von Herzen, und auch der blinde Vater stimmte in den Frohmut der Jugend ein.

An die ersten Tage und Wochen seines Berliner Aufenthalts musste Götz Krafft hier im trauten Münchener Familienkreise plötzlich denken, an Onkel Cummings und dessen kalte Stullen, da er Eva eine Schnitte dampfenden Bratens auf den Teller legte. Und heiss und wohlig wallte es auf in seinem Inneren.

Da öffnete sich die Tür, und in einem etwas extravaganten, sie aber vorzüglich kleidenden Matrosenkostüme erschien eine prächtig entwickelte Blondine von etwa zwanzig Jahren.

Der unverfälschte Rassetyp des englischen Volksstammes, Gesundheit und Übermut in den hübschen, regelmässigen Gesichtszügen, Kraft und Elastizität in den harmonisch gebauten Gliedmassen, den Schalk in den grossen, veilchenblauen Augen.

„Na, fertig für heute, Miss Wood?" rief Karl der Eintretenden zu. „Geht sie jetzt, die grosse Arie aus der Afrikanerin, deren unfreiwilliger Zuhörer ich gestern den ganzen Vormittag gewesen bin?"

„You are illbred, Mister Frey," sagte sie lachend. „Es uar long to day das lesson. I am late."

Weit öffnete sie den Mund, nicht ohne Koketterie ihre blendend weissen, gesunden, nur etwas zu grossen Zähne zeigend. „Uenn man

muss sing, macht man trouble in die studies von die andere."

„Fürchterlich, dass Sie gar kein Deutsch lernen wollen," ulkte nun Karl.

Sie war an den Tisch herangetreten, nachdem sie Eugen Frey und Eva begrüsst. Götz Krafft hatte sich von seinem Platze erhoben. Nun wartete sie des Momentes, da Karl ihr den heutigen Gast vorstellen sollte.

„Miss Violette Wood — mein Kompagnie- und Leidensgenosse Götz Krafft," sagte Karl.

Sofort wandte sie sich an den neuen Bekannten und fragte:

„Are you auch so, so uie Mister Frey, so german manner, dont you like music?"

Mit Götz Kraffts Kenntnissen der englischen Sprache war es nie zum besten bestellt gewesen. Aber die leise Ironie in Miss Woods Worten, das was sie mit dem german manner sagen wollte, war ihm nicht entgangen. So antwortete er nach einer kurzen Pause:

„Wenn ich auch unmusikalisch bin, verehrte Miss, ein schönes Lied hat niemals seine Wirkung auf mich verfehlt."

Sie hatte sich neben Karl gesetzt und liess sich von diesem vorlegen.

„O, dies veal mit, uie sagen Sie doch auf Deutsch, mit das Knöderl, das is my favorite, seit ich bin in München, uo ich uill uerden eine grosse Sängeress."

„Sängerin,“ verbesserte Karl, und Götz Krafft fügte hinzu:

„Wir werden doch an diesem Abend eine Probe Ihrer Kunst zu hören bekommen, Miss Wood?“

„Willingly, certainly,“ rief sie. „So ein lustic song, not a german song, so ein song von die Varieties! An english Sullivan song aus das Mikado, uas ich like more als die grosse Arie von Rossini oder Meyerbeer.“

Sie klatschte in die Hände.

Auch über das Gesicht Eugen Freys huschte beim Anhören dieser munteren Mädchenstimme etwas wie ein leises Leuchten, wie eine Erinnerung an frohe, sonnenhelle Tage der Jugend, da die Freude allein des beginnenden Menschenlebens holde Führerin gewesen war.

Miss Wood sprach den Speisen wacker zu. Als Karl ihr, der sonst Milch oder Wasser zum Essen Trinkenden, heute ausnahmsweise ein Glas Wein eingegossen hatte, ergriff sie zuerst das Wort:

„Uir uollen machen uie in Germany und stossen an mit dieses Uein auf das new friendship von das liebenuürdige Kamerad.“

Hell klangen die Gläser aneinander.

In dem durch eine grosse Flügeltür mit dem Esszimmer verbundenen Salon stand das Pianino. Nachdem Katherl abgeräumt, setzte sich Miss Wood, ohne sich noch einmal nötigen zu lassen,

vor das Instrument und liess die lustigen Weisen des Mikado erschallen, die dem Heime des blinden Philosophen wie mit einem Schlage alles Düstere und Traurige nahmen.

Leise summte Eugen Frey selber die von Miss Wood mit klarer Sopranstimme schelmisch und neckend vorgetragene Weise mit:

„The flowers that bloom in the spring trala,
Have nothing to do with the case."

Karl Frey war an das Klavier herangetreten, der Miss die Notenblätter umzuwenden. Götz Krafft schien es, als bringe der Kamerad der anmutigen Engländerin ein wärmeres Interesse entgegen, das auch von dieser nicht übersehen wurde.

Als seien die Stunden im Fluge vergangen, wollte es alle dünken, da Karl zum Aufbruch mahnte. Die Uhr auf der Paulskirche habe schon acht geschlagen, und es sei noch ein gut Stück Wegs nach der Türkenkaserne.

„Auf Wiedersehen," rief Eva Götz Krafft noch von der Treppe herab entgegen, und „auf Wiedersehen" kam es von seinen Lippen, von freudiger, glaubensstarker Hoffnung durchzittert. Mit Evas sanfter Stimme mischte sich das übermütige Goodbye der lustigen Miss, das ihm eine leise Schadenfreude über das unfreiwillige Nachtquartier in der Türkenkaserne in sich zu schliessen schien.

Von dunklen Wolken überzogen wölbte sich der graue Oktoberhimmel der finstern, sternlosen Nacht über den beiden jungen Leuten, die nun den Rückweg in die Kaserne antraten. Aber wie kaum wahrnehmbarer Sternenschimmer schien es Götz Krafft aus diesen dunklen Wolken zu glänzen, als ob besserer Welten helleres Leuchten sich hinter den trüben Schleiern der Gegenwart verborgen hielte.

Als sie das Tor der Türkenkaserne passiert hatten, setzte der Trompeter der Wache zum ersten Male ein. In den Ohren Götz Kraffts klang das alte, von den deutschen Soldaten zu der Melodie des Zapfenstreiches so gern gesungene Lied:

„Soldaten sollen nach Hause gehn,
Nicht so lang' beim Mädchen stehn,
Der Hauptmann hat's gesagt."

Der Hauptmann hat's gesagt! Lang hallten die Trompetentöne nach in dem still gewordenen Kasernengange, durch den Götz Krafft im trüben Schimmer einer ganz im Hintergrunde brennenden Gasflamme tastend hindurchschritt, bis er in der Tür zur Stube Nr. 9 verschwand.

II.

> **Spiegelblank san unsere Waffen,**
> **Schwarz das Lederzeug,**
> **Wann wir bei den Mädchen schlaffen,**
> **San wir des Kenigs gleich.**
> **Münchener Infanteristenlied.**

Die bleiche Dämmerung eines mit Regen einsetzenden Oktobermorgens fiel durch die kahlen Fenster der Kasernenstube, als Götz Krafft noch vor dem Wecken in Hemd und Hose auf den Gang schlich, um sich dort an dem Kran zu waschen.

Er hatte eine von den beiden Blechschüsseln, die in der Stube standen und den vierzehn Leuten als Waschgeschirr dienen mussten, mit sich genommen. Der lange Kasernengang war menschenleer. In der Stube schlief noch alles den gesunden Schlaf des Soldaten, dem die Gewohnheit und die Ermüdung des Körpers jeden Sinn für Behaglichkeit genommen haben.

Von einer schlaflosen Nacht schmerzte der Kopf, und die Luft in dem Gange erschien Götz Krafft nach der Nachtatmosphäre, die drinnen in der Stube geherrscht hatte, wie ein Labsal.

Er füllte das Blechgeschirr mit frischem, kaltem Wasser und steckte den Kopf, der wie im

Fieber glühte, in das labende Nass. Dann suchte er in den Hausschuhen, die er sich angestreift hatte, den Kasernenhof auf.

Von dem Himmel fiel der Regen in langen Fäden. Die lockere Erde des ungepflasterten Hofes war völlig aufgeweicht, von den gelben Kastanienbäumen tropfte das Nass.

Tiefe Fussspuren in dem Kote des Platzes hinterlassend, tappte er baren Hauptes, das Hemd vom Regen durchnässt, nach der ausserhalb des Kasernengebäudes gelegenen Latrine, als von der Wache her gerade das Wecken erscholl.

Er hatte sich vorgenommen, während des Aufenthaltes in der Kaserne so früh wie möglich aufzustehen, um durch die anderen so wenig wie möglich behelligt zu werden. Trotzdem war er heute schon zu spät gekommen. Als er die Latrine betrat, bemerkte er zu seinem nicht gelinden Schrecken, dass die einzelnen Aborte hier nicht voneinander getrennt waren. Auf einem kreisrunden, in seiner Art an ein Karussell erinnernden Aufbau sassen hier zwei Soldaten in einer an sich sehr natürlichen Beschäftigung begriffen. Sie erfüllten den ganzen Raum mit einem pestilenzialischen Gestank.

Also schon heute war er zu spät gekommen.

Sowie die beiden Jünger des Mars Götz Kraffts ansichtig wurden, fingen sie an zu grinsen, und der eine wagte die etwas schüchterne Frage:

„Ob der Herr Einjährige hier denn auch das Wecken mitblasen wolle?"

Über diesen an sich nicht schlechten Einfall musste Götz Krafft lachen, und einem dringenden Bedürfnisse nachgebend, fand er sich in diese Situation.

Als er die Stube Nr. 9 wieder betrat, war schon alles munter. Die Mannschaften waren eben dabei, ihre Betten zu machen. Unteroffizier Haberl schien sich heute den Einjährigen Mack für seine persönlichen Dienste ausersehen zu haben. Götz Krafft traf den Stubengenossen gerade in dem Momente, als er die frisch gefüllte Waschschüssel in den Verschlag des Unteroffiziers trug. Im Hemde trat Haberl dem eintretenden Götz Krafft entgegen und fuhr ihn an:

„Na, wo lafa' S' denn scho am frühen Morgen umanand, Eijähriger Krafft? — Mach' S' a moal zu, dass S' die Stub'n kehr'n!"

Götz Krafft nahm den neben der Tür lehnenden Besen und versuchte sich, so gut es eben ging, mit der ihm völlig neuen Kunst des Stubenkehrens zu befreunden.

„Zu damisch, diese Herren Eijährigen," knurrte Haberl, „de Dreck kehrt man z'samm'n auf a Häuferl und net all' in der Stub'n umanand."

Höchstselbst nahm er nun den Besen aus Götz Kraffts Händen und zeigte diesem, wie man

Staub und Unrat nicht in die Ecke, sondern mitten in die Stube auf einen kunstgerechten Haufen zusammenkehrt und diesen dann auf der Schippe nach dem Kehrichtkasten trägt.

„Studierte Leut' woll'n des sei, aber wia ma a Stub'n kehrt, davon hab'n s' koa blasse Ahnung net," meinte er vorwurfsvoll.

Mit dem Stubenkehren glaubte Götz Krafft seiner militärischen Pflicht im inneren Dienst für heute genügt zu haben, aber er hatte sich getäuscht. Ungemacht starrte ihm sein Bett entgegen. Mit einer einladenden, unnachahmlich ironischen Handbewegung wies Haberl auf die Lagerstätte hin, indem er hinzufügte:

„Wann S' Ihr Bett in die Reih' bracht hoab'n, Eijähriger Krafft, dann wollt i Sie höflichst gebet'n hoab'n, sich an des mei zu moach'n. I bin halt neigieri, wie sich's in oan von oan philosophisch'n Student'n g'macht'n Betterl schlaft!"

Zum Glück zog sich Haberl in diesem Momente in seinen Verschlag zurück. Götz Krafft benutzte den günstigen Augenblick, einem alten Soldaten, der schon mit allem fertig war, ein Fufzigerl zuzustecken und ihn zu bitten, sowohl sein als auch des Unteroffiziers Bett in die Reihe zu bringen. Trotz allen guten Willens hätte er dies doch niemals zustande gebracht.

Als Haberl nach wenigen Minuten völlig angezogen aus seinem Verschlage trat und die Stube verliess, um nach dem Kaffee seiner Korporal-

schaft zu sehen, machte sich der Soldat vor Götz Kraffts Augen sofort an die Arbeit. Seinen geübten Händen glückte das dem Einjährigen höchst schwierig dünkende Werk in wenigen Minuten, und Götz Krafft hatte die Genugtuung, aus dem Munde des zurückgekehrten Unteroffiziers das erste Lob zu hören:

„Dass S' so a scheens Betterl zurecht bekumma, des hätt' i Ihna gar net zutraut, Eijähriger Krafft. Aber mit de Betterl und dem, was drin liegt, stehn halt die feina Herrn a net auf'n schlechte Fuass."

Kurz nachdem Haberl das Zimmer wieder betreten hatte, erschienen die beiden Küchensoldaten, welche den Kaffee und die Brötchen für die Mannschaften brachten.

Einen grossen Spüleimer, angefüllt mit einer heissen, dampfenden, aus Milch und Kaffee gemengten Brühe, setzten sie nieder. Der eine von ihnen schöpfte mit einem Schaumlöffel die nicht übel duftende Mischung in die von den Soldaten hingehaltenen Gefässe. Masskrüge und Wassergläser, Suppenteller und Näpfe mussten hier als Kaffeetassen dienen.

Dann gruppierte sich alles um den in der Mitte des Zimmers stehenden Tisch und brockte sein Brötchen in den soeben erhaltenen Trank. Mancher holte auch sein Kommissbrot aus dem Schranke, weil das den bayrischen Soldaten an jedem Morgen von Staats wegen zu-

stehende Brötchen für den Magen eines Vaterlandsverteidigers zu klein ausgefallen war.

Mack, der sich, ebenso wie Götz Krafft, in der Zwischenzeit völlig angezogen hatte, war an dessen Seite getreten. Der Anblick der Essenden und Trinkenden reizte den Appetit.

„Wir müssen in die Kantine gehen," sagte Götz Krafft.

In der Kantine trafen sie mit Karl Frey, Stelzenmüller und Windele zusammen, die ihre Erlebnisse von der Stube Nr. 11 zu berichten hatten.

So kam die achte Morgenstunde heran, zu der die Einjährigen zum ersten Exerzierdienste in Zivilanzügen unter Unteroffizier Dauer kommandiert waren.

Der sympathische Eindruck, den der gewandte und anständige Mensch schon gestern auf Götz Krafft gemacht hatte, vertiefte sich noch bedeutend während dieser ersten gemeinsamen Übung. Im stillen beglückwünschte sich ein jeder, dass man diesen Dauer und keinen anderen von den zu der Kompagnie Gehörenden zum Exerziermeister erhalten hatte.

Sachlich und klar, selbst durch eigenes Beispiel erläuternd, wusste Dauer seine Anleitungen zu geben. Höflich und bestimmt kamen die Worte aus seinem Munde. Er schien ganz genau zu wissen, dass jedes Schimpfen von seiner Seite diesen jungen Leuten gegenüber seine Wirkung

verfehlen musste, dass es gleichgültig aufgenommen und nur als Massstab für den Stand seiner eigenen Bildung ausgelegt werden würde.

Vor allem hatte sich Dauer eines zur unumstösslichen Regel den Einjährigen gegenüber gemacht. Er fasste niemanden an. Galt es eine Schulter in die richtige Stellung zu bringen oder die Lage des Armes zu verbessern, so gab er einem der anderen Einjährigen den Befehl, dies an seinem Kameraden vorzunehmen. Er selber, der nun im dritten Jahre diente und, da ihm eine Stelle als Hilfsgärtner in den königlichen Gärten zu Schleissheim winkte, nicht zu kapitulieren gedachte, wollte sich sein Dienstabgangszeugnis durch eine Übertretung seiner Vorschriften nicht verderben.

So ging denn das Exerzieren bei Dauer, der fünf intelligente Menschen vor sich hatte, ruhig und sachgemäss von statten.

Dauer war gerade dabei, seinen Einjährigen, die vom Regen triefend im Freien standen, den wichtigen Begriff der Grundstellung klarzumachen, als Hauptmann Biglmeyr auf seinem Braunen im Kasernenhof erschien.

„Stillgestanden!“ kommandierte Dauer und eilte dem Hauptmann zur Meldung entgegen.

Biglmeyr schien schlechter Laune.

„Machen Sie, dass Sie mit den Leuten in die Exerzierhalle kommen, Dauer,“ schnauzte er den Unteroffizier in Gegenwart seiner Einjährigen

an. „Ich will nicht gleich Lazarettkandidaten haben, verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann," stotterte der etwas bleich gewordene Unteroffizier.

Er war überzeugt, dass Biglmeyr das Gegenteil befohlen hätte, wenn er ihn mit den Einjährigen in der Exerzierhalle getroffen hätte. Dann hätte er eben keine Waschlappen haben wollen, die sich vor jedem Frühlingsregen verkriechen.

„In die Halle, marsch, marsch!" kommandierte Dauer.

Ohne Gruss, seine Einjährigen keines Blickes würdigend, ritt Biglmeyr weiter und stieg vor der Kanzlei vom Pferde, um dort, wie er sich auszudrücken pflegte, bei dem Feldwebel Hohnleichner nach dem Rechten zu sehen.

Allmählich war man unter Dauers Leitung in die sich täglich wiederholende Einförmigkeit der militärischen Einzelausbildung hineingekommen.

Nur die Sonntage hatten eine kleine Abwechslung in das Einerlei gebracht.

Zwar hatte Feldwebel Hohnleichner für diesen Tag des Herrn seinen Einjährigen auch zwei Appelle anberaumt. Einen morgens um neun Uhr und den andern des Mittags um zwei. War Hohnleichner schlechter Laune, dann konnte sich dieser Zweiuhrappell bis drei oder vier Uhr nachmittags hinausziehen, so dass auch die freien Stunden

am Sonntag mehr oder weniger beschnitten wurden.

Aber endlich kam man doch hinaus, endlich hatte man die Mauern der Türkenkaserne im Rücken, und dann ging es zusammen mit Kamerad Frey in die Goethestrasse, wo Eva den Nachmittagskaffee bereit hielt, wo Miss Wood scherzte und lachte, und Eugen Frey philosophischen Trost für den Sohn und dessen Freund in reichem Masse spendete.

Immer enger hatten sich Karl Frey und Götz Krafft in diesen letzten Wochen aneinandergeschlossen, denn die Natur des einen barg eine Ergänzung für die Natur des anderen in sich. Nicht nur das in die Praxis des Lebens so manchen Einblick gewährende Studium der Medizin, nein, auch die eigene Veranlagung hatten in Karl Frey den nüchternen Sinn für die Forderungen der rauhen Wirklichkeit in hohem Masse ausgebildet.

Den Theorien des Freundes pflegte er mit Ruhe und ohne Erregung die Schroffen und Kanten des Alltags entgegenzuhalten. Mehr als einmal schon hatte er ihn an voreiligem Handeln und unvorsichtigem Reden verhindert.

Dass man nicht verallgemeinern dürfe, dass sich diese ganze Welt aus lauter Einzelfällen zusammensetzte, genau so wie in der medizinischen Klinik, das hatte er dem Freunde mehr als zehnmal gepredigt.

So hätte Götz Krafft wohl aus Freundschaft zu diesem ihm so sympathischen Menschen ein täglicher Gast im Freyschen Hause werden können, wenn nicht Eva gewesen wäre. Aber er fühlte sich nicht stark genug, der in seinem Herzen keimenden Leidenschaft, die schon an jedem Sonntag neue Nahrung fand, den notwendigen Widerstand entgegenzusetzen.

Die Einblicke in den Ernst und die Tiefe des Lebens, die ihm sein Aufenthalt in Berlin gewährt hatte, sie hatten ihn zusammen mit dem festen Entschlusse, Trümmler nicht wieder im Stiche zu lassen und sich ganz der Führung des blonden Hünen anzuvertrauen, strenge und unerbittlich gegen sich selber gemacht.

Wenn Eva Frey auch alle Tugenden und Vorzüge des Weibes in sich vereinigte, jetzt durfte er nicht unterliegen. Die lohende Leidenschaft, die ihn einst in Jeanne Ramuz' Arme gerissen hatte, der jugendliche Leichtsinn, der ihn an die Seite einer Mimi Kubitz geführt, sie waren auf immer dahin, auf ewig verflogen.

Aber ein Palladium im Kampfe des Lebens konnte die opfermutige Eva Frey mit dem schönen Madonnengesichte am Ende für ihn werden. Das glaubte er von Woche zu Woche tiefer zu empfinden, wenn er sich klar darüber wurde, dass sie für den Vater und den Bruder und vielleicht auch für ihn selber etwas im Herzen

fühlte von jener Liebe, die erst durch Entbehren unser eigen wird.

So war es denn sehr natürlich, dass er sich an den Abenden der Woche, da Karl und Eva nach seinem eigenen Entschlusse ihm nicht gehören sollten, enger und enger an Mack und Windele anschloss.

Mit Stelzenmüller war nichts anzufangen. Seine alte Leidenschaft für die Malerei hatte Biglmeyr veranlasst, bei dem Maler ein Auge zuzudrücken und einmal seinem Grundsatze, dass der Einjährige Soldat und nichts als Soldat sei, untreu zu werden. Seit vierzehn Tagen hatte der Maler die Nachmittage frei. Allerdings unter der Bedingung, dass er dem Hauptmann für das Kompagnieschiessen seiner Unteroffiziere eine Ehrenscheibe male, die einen bayrischen Vorposten am Biwakfeuer vor den Wällen Orleans' darstellen sollte.

Für das Bild hatte Stelzenmüller natürlich seine Studien zu machen, dazu brauchte er viel Zeit und diese nutzte er in Gesellschaft seines Modelles Cenzerl Völkl weidlich aus.

So konnte man denn Götz Krafft an manchem Abend zusammen mit Mack und Windele im Café Kaiserhof oder im Restaurant des Deutschen Kaiser finden, wo sie ihr bescheidenes Nachtmahl einnahmen und sich über die Ereignisse des Tages und die Pläne der Zukunft unterhielten.

An Mack und Windele hatte er aufrichtige Freunde und Förderer in der durch mancherlei Widerwärtigkeiten vergällten neuen Lebenslage gefunden. Ja, beide waren dazu imstande, ihm neue und tiefe Einblicke in von der seinen ganz verschiedene Lebensanschauungen zu gewähren.

Voll Bewunderung stand er, der Abtrünnige, vor dem tiefen Glauben dieses kränklichen Theologen, dem die Liebe Gottes über alle Schwierigkeiten dieses irdischen Daseins hinweghelfen sollte. Voll Interesse folgte er den Ausführungen Windeles, die ihm zum ersten Male die stillbescheidene Zufriedenheit kleinbürgerlicher Existenzen erschloss.

So oder so in sich selber den Frieden zu finden, mit sich und nur mit sich allein, trotz aller Grenzen menschlicher Gedanken und Willenskraft ins reine zu kommen, das war wohl der Weisheit letzter Schluss, dem er und all die anderen zustrebten, den ihm Eugen Frey in tiefster philosophischer Erkenntnis, den ihm Mack in kindlichem Glauben, den ihm Windele in kleinbürgerlicher Rechtlichkeit und Ehrlichkeit gezogen zu haben schienen.

Auf welchem Wege man es fertig brachte, diese Einheit des inneren Menschen, diese Klarheit in allen Fragen des Lebens in sich selber auszugestalten, das konnte am Ende gleichgültig erscheinen, wenn es einem nur gelang, sich zu

dem tiefen Seelenfrieden, der durch nichts mehr erschüttert werden kann, hindurchzuringen.

Freilich, so leicht wie Mack und wie Windele hatte ihm das Schicksal seine Aufgabe nicht gemacht.

Die Liebe Gottes führte jenen seine Wege, und dieser fand seine volle Befriedigung in der Erfüllung seiner Pflichten, welche ihm der eine gesicherte Zukunft und ein sorgloses Alter in Aussicht stellende Beruf auferlegte.

Vielleicht würde er sie einmal in dem täglich neuen Kampfe um die Wahrheit und in jedem neuen Siege, den dieser Kampf bringen sollte, finden, dachte er oft.

Aber nicht nur um sich selber und die ganze Neugestaltung seines inneren Menschen allein drehten sich damals seine Gedanken. Je enger der Kreis, in dem man zu leben gezwungen war, desto fester schlossen sich die Menschen aneinander, desto mehr gewöhnte man sich daran, persönlichen Anteil an dem Schicksal des anderen zu nehmen.

Und wieder war es Mack, der einen Teil seines Wesens ausfüllte, um den er sich bangen Sorgen und schweren Befürchtungen hingab.

Kein Wort der Klage oder des Widerspruches war in allen diesen Wochen von den Lippen des kränklichen Theologen gekommen. Mit Schrecken bemerkte Götz Krafft, dass Macks klei-

nes Gesicht von Tag zu Tag schmaler und blasser wurde, und dass der Husten, den auch er anfangs als leichte Erkältung genommen, nicht wanken und nicht weichen wollte.

Auf sein Drängen hin hatte sich Mack schon zweimal revierkrank gemeldet und war von dem Arzt untersucht worden. Der hatte nichts als einen Bronchialkatarrh feststellen können und nach je zwei Tagen Ruhe den Einjährigen wieder für dienstfähig erklärt.

Mack hütete sich nun, diesen Weg zum dritten Male zu betreten, weil Biglmeyr dicht vor der Vorstellung der Einjährigen jedes „Drücken vom Dienste" sehr übel aufnahm.

Wie oft in diesen Tagen hatte Götz Krafft an den kleinen Camentz in dem unvergessenen Lausanne gedacht, der sich gerade wie Mack an den stärkeren Freund angeschlossen; und von dem seit jenem letzten Abschiede in der Rue de Bourg keine Kunde mehr an sein Ohr gedrungen war. Verweht seine Spur, wie die so manches in der kurzen Spanne Leben, so manches, der ihm nahegestanden, dessen Schmerz und Leid er geteilt hatte, und der dann ihm unauffindbar in den Strom der Welt untergetaucht war.

Die sechs Wochen, die man in der Kaserne zu wohnen hatte, neigten sich ihrem Ende zu. Eines Tages verlas Hohnleichner während des Mittagsappelles den Befehl, dass das Bataillon an einem der folgenden Tage in die neu-

erbauten Baracken der Marsfeldkaserne übersiedle, und dass nach dem Befehl des Herrn Hauptmann die Einjährigen der Kompagnie von da ab ihre Privatwohnungen beziehen dürften. Zugleich machte er die erfreuliche Mitteilung, dass Biglmeyr ihnen einen täglichen Nachturlaub bis elf Uhr gewährt habe.

Götz Krafft und die anderen atmeten auf. Der Roheit der Mannschaften, der Eifersucht der Unteroffiziere, dem Kasernenklatsch, den die Diener der Offiziere in alle Stuben trugen, endlich für den Abend und die Nacht entrückt zu sein, das war das Ziel, nach dem man sich wochenlang gesehnt hatte.

In der Pappenheimstrasse bei einer Frau Niebling hatte sich Götz Krafft sein gemütliches Zimmer eingerichtet.

Gleich am ersten Abend blieb er zu Hause. Die Behaglichkeit des eigenen Heimes wollte er nach all dem Schmutz der Kasernenstube wieder einmal gründlich auskosten.

Er hatte sich eine Mass Spaten und einen kalten Aufschnitt bestellt und sass nun angetan mit einem bequemen Zivilrock vor seinem Schreibtisch.

Diesen hatte er zunächst instand gesetzt, denn noch heute wollte er mit der Arbeit für Professor Trümmler beginnen.

Von sieben bis elf Uhr, vier Stunden an jedem Tage, hoffte er trotz Biglmeyrs Forderung, dass

er in diesem Jahre Soldat und nur Soldat sein sollte, für seine wissenschaftliche Beschäftigung erübrigen zu können.

Er hatte sich eine Zigarre angesteckt und las in der kleinen Klopstockausgabe, die ihm Trümmler damals in Friedenau gegeben, Vers für Vers, Wort für Wort mit der späteren Ausgabe vergleichend, die vor ihm aufgeschlagen auf seinem Tische unter der Studierlampe lag.

Diese zunächst mechanische Arbeit dünkte ihn gerade geeignet, den Geist allmählich von den Eindrücken des Kasernentages hinüberzuführen in den Sinn der Dichtung und zu der wissenschaftlichen Aufgabe, die ihm der Professor gestellt hatte.

Während der wenigen Tage, die er vor seiner Abreise nach München in Frankfurt gewesen, hatte er sich in der gleichen Weise durch den ersten Gesang der Messiade hindurchgearbeitet.

Nun war er mit dem zweiten Gesange beschäftigt, in dem der verstossene Engel Abbadona seine furchtbare Klage über den eigenen Abfall von dem Vater des Lichtes anstimmt:

„Abdiel, mein Bruder, du willst dich mir ewig entziehen!
Ewig willst du mich ferne von dir in der Einsamkeit lassen!
Weinet um mich, ihr Kinder des Lichts! Er liebt mich nicht wieder,
Ewig nicht wieder, ach weinet um mich!"

las Götz Krafft mit halblauter Stimme vor sich hin.

Die gewaltige Sprache des jungen Klopstock, an deren Feuer sich einst die Phantasie des Knaben Goethe entzündet hatte, packte ihn mit magischer Gewalt. Sie entrollte vor seinen geistigen Augen das unvergleichlich erhabene Bild, das des deutschen Volkes grösster religiöser Dichter von dem Throne des Ewigen und seinen Heerscharen entworfen hat.

Die Kaserne und die heute wieder bezogene Wohnung waren mit einem Male vergessen. Ferne Stunden einer begeisterten Jugend stiegen auf in dem Innern des jungen Mannes, da man die Oden dieses Klopstock auf dem Gymnasium gelesen.

„Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen, schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffenen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten, und in Entzückung vergehn.

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich schweben und anbeten.
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!"

„Halleluja! Der Tropfen am Eimer rann aus der Hand des Allmächtigen auch!" sagte Götz Krafft noch einmal laut vor sich hin.

Eine frohe Schaffenslust erfasste ihn in dieser stillen, nun ganz sich selbst geweihten Stunde,

da er seit Wochen zum ersten Male wieder für die Abende den Mauern der Kaserne entflohen war. Und in tiefster Seele glaubte er zu empfinden, dass er seines Lebens bestes Teil einst aus den Tiefen der Dichtung schöpfen werde, dass sein Leben ihr und nur ihr allein gehören dürfe.

Als er so nach all dem nüchternen Staub dieses Gamaschendienstes vor sich hinschwärmte und in tiefstem Herzen fühlte, wie ihn seine ganze Veranlagung, die ihn solches empfinden lassen konnte, wie ihn sein ganzes Schicksal, das ihn solchen Zielen entgegenführte, über die tausend und tausend emporgehoben hatte und weiter emporheben würde, da trat Frau Niebling in das Zimmer und rief den Begeisterten in des Lebens Alltäglichkeit zurück.

Sorgsam deckte sie den vor dem Sofa stehenden Tisch und lud Götz Krafft freundlich zum Essen ein.

„Na, so an Einjährig'n, der glei am ersten Abend studieren tuat, so an hob' i meiner Lebtog no nia net g'sehn!“

Götz Krafft lachte.

„Ja, meine gute Frau Niebling, so an alten Einjährigen und jungen Studenten haben Sie wohl auch Ihrer Lebtag noch nicht im Hause gehabt?“

Da wurde sie böse.

„Oalt? — Do schaug' oaner her, als ob der Herr Dokter oalt ausschaug'n tät!“

Wie sie so in ihrer gerechten Entrüstung, mit geröteten Wangen, angetan mit einer blendend weissen Schürze, im Lichte der Petroleumlampe vor ihm stand, sah sie sehr reizend aus.

Sie war in der Tat eine hübsche Person von noch nicht ganz dreissig Jahren, der Typ jener braunhaarigen Frauen aus dem süddeutschen Volke, denen grosse dunkle Augen und feinere Gesichtszüge ein von der blonden Rasse sie vorteilhaft unterscheidendes Äussere verleihen.

Wie manche wirkliche Schönheit war aus diesen Schichten des süddeutschen Volkes zwischen Wien und Strassburg, Zürich und Darmstadt hervorgegangen, wo sich alemannische und bajuvarische Rasse seit Jahrhunderten mit romanischem Blute gemischt hatten.

Er konnte es nicht leugnen, schon am ersten Abend fühlte er sich wohl in ihrem Hause, fühlte er sich daheim hier, wo man ihm mit Wärme und Freundlichkeit entgegenkam. Dass er, der Rheinländer, diesem Volke zwischen Main und Donau, Oberrhein und Inn bis hinauf zu den blauen Alpenseen näher stand, als den Blonden der norddeutschen Tiefebene, das glaubte er wieder deutlich zu empfinden. An die Seite dieser freundlichen und schönen Frau Niebling trat mit einem Male in seinem Geiste die schlanke Mädchengestalt Eva Freys, die den von der wienerischen Mutter ererbten weichen Ton der Stimme in jedes ihrer Worte legte.

Süddeutsches und norddeutsches Wesen, an deren beider Grenzen er durch seine Geburt stand, traten in ihren charakteristischen Zügen vor seine Seele. Wieder glaubte er zu empfinden, wie ihn die Sehnsucht seines Herzens hintrug zu den hohen Bergen, die im Süden Münchens die deutsche Grenzwacht hielten, wie sie ihn hinzog zu jenem Volke, das des alten Kaiserreiches alte Herrlichkeit seit Hunderten von Jahren geschaut.

Aus seinem Gedankengange riss ihn die gesprächige Frau Niebling mit den Worten:

„Ja schaug'n's, Herr Dokter, des is mir halt a net an der Wiag'n g'sunga wor'n, dass i mit moani neunundzwanzig als Wittib Stub'n an die Herren Einjährigen vermieten müasst."

„Ihr Mann ist wohl in guten Verhältnissen gewesen? Ist er schon lange tot?" fragte er teilnahmsvoll.

Frau Niebling begann zu schluchzen.

„Am heilig'n Weihnachtstag san's zwoa Jahr, dass sie ihn 'naustrag'n hab'n. — Un an Hausbesitzer is er g'wes'n, Herr Dokter. A scheens, gross Haus drüben in der Rottmannstrassen. Dadrüber geht schon seit bald achtzehn Monat der Prozess, weil der Sohn von seiner Schwester selig 's Testament ang'fochten hat. Und mir hat er des Haus überschrieb'n, Herr Dokter — auf Ehr und Gewissen, mei Seliger."

„Können Sie denn nicht zu einem gütlichen Vergleiche kommen?“ fragte Götz Krafft.

„Ei freili möcht' i des. Des kost an Haufen Geld, Herr Dokter, die Prozessiererei. Und des ziagt si hi, im Dezember is wieder Termin ang'setzt.“

„Dann tun Sie nur alles, sich mit dem anderen Erben zu einigen, Frau Niebling, vorausgesetzt, dass das Testament Ihres verstorbenen Mannes nicht unanfechtbar ist. So ein Haus hier in München in der Rottmannstrasse muss doch einen ganz anständigen Wert darstellen?“

„'s is mit 80000 Mark in der Feuerversicherung, Herr Dokter. I wollt mi ja scho gern vergleich'n, aber der Xaverl will halt des Ganze in'n Sack stecka.“

„Da bin ich wirklich gespannt, wie die Sache ausgehen wird.“

Er stand auf und machte sich an seinem Schreibtisch zu schaffen.

Frau Niebling verstand den leisen Wink und entfernte sich.

Rasch war das Abendessen beendet. Einen tiefen Zug aus dem mit dem blauweissen Wappen des alten Bayern gezierten Steinkruge nehmend, setzte sich Götz Krafft wieder an den Schreibtisch und versenkte sich in seine Arbeit.

Es war halb zwölf, als er die Lampe löschte und zu Bette ging. Wohlig dehnte er die Glieder in dem reinen, weissen Linnen. Es schien

ihm, als sei all der Schmutz der letzten sechs Wochen mit einem Male von ihm abgefallen.

Wenige Tage, nachdem das Bataillon die neuerbauten Baracken der Marsfeldkaserne bezogen hatte, gab es für die Einjährigen der Kompagnie Biglmeyr eine kleine dienstliche Abwechslung.

Als sie des Morgens zur gewohnten Stunde zum Einzelexerzieren antraten, erschien Hauptmann Biglmeyr auf seinem Braunen in eigener Person. Er erteilte den Befehl, dass die Einjährigen ohne Tornister und im Mantel zusammen mit den alten Mannschaften zu einer Felddienstübung ausrücken sollten.

Eine Viertelstunde später setzte sich die Kompagnie, Biglmeyr an der Spitze, durch das Kasernentor in Bewegung. Den ersten Zug führte Premierleutnant Kern, den zweiten ein jugendlicher, seit ganz kurzer Zeit in die Kompagnie eingestellter Fähnrich von Langenhan, den dritten Vizefeldwebel Pfab in Vertretung des bis zum Eintritt der jungen Mannschaften beurlaubten Leutnants Schwareiter.

Jenseits der Hackerbrücke kommandierte der Hauptmann „Abgeschlagen“. Die Gewehre bequem auf den Schultern, ein Lied auf den Lippen, ging es nun in den frischen, schon winterlichen Morgen hinaus.

In der Nacht war der erste Schnee gefallen. Gegen Morgen hatte sich der Himmel

geklärt, und in der hellen Sonne funkelte die schöne weisse Decke, die sich wie ein prächtiger Teppich über die soeben erreichte Theresienwiese breitete. Eine blendend weisse Haube trug die Bavaria auf ihrem Riesenhaupte. Die sie umgebenden Tannen und Kastanienbäume ächzten unter der Last, die der Himmel unerbittlich auf sie herniedergeschüttet hatte. Im Süden glänzte und lachte die ferne Alpenkette. Über dem dunkeln Walde des Isartales, dessen Bäume reckenhaft aus dem weissen Schnee zur lichten blauen Höhe strebten, zog eine Gabelweihe lautlosen Fluges ihre weiten Kreise, nach einem Mäuslein oder sonst irgendeiner willkommenen Beute für diesen ersten harten Tag des Winters lugend.

Götz Krafft, der zwischen Mack und Karl Frey hinter dem Hauptmann an der Spitze der Kompagnie herschritt — mit den Unteroffizieren Haberl und Dauer bildeten Windele und Stelzenmüller die Queue — atmete auf, als man die südlich des Zentralbahnhofes gelegenen Strassen endlich hinter sich hatte und nun, in der Höhe der Bavaria bleibend, dem alten Dorfe Mittersendling zuschritt.

Mit Karl Frey, der sich in und um München auskannte, war er in eifriger Unterhaltung begriffen. Dieser erläuterte ihm die Gegend, zeigte ihm den tief im Tale gelegenen Fürstenrieder Park, in dem das weltentrückte Schloss Fürstenried, der Sitz des unglücklichen Königs

Otto, gelegen ist, und die Geleise der Isartalbahn, die hier über Thalkirchen und Pullach nach dem berühmten Ausflugsorte Wolfratshausen führen. Er erzählte ihm, dass die von München südwärts ziehende Strasse endlich den Würmsee erreiche, und dass hinter diesen im Frühling von Tausenden von Enzianen bedeckten Wäldern der blaue See von Starnberg und Ludwigs Schloss Berg mit der Rottmannshöhe, Tutzing und Seeshaupt gelegen seien, wo mancher Münchener Dichter und Maler sein Heim aufgeschlagen, und wo an schönen Sommertagen alles von fröhlichen und geputzten Menschen wimmele.

Karl Freys Worte zogen Götz Krafft mächtig an. Seit Wochen war es das erstemal, dass man wieder an einem hellen Morgen hinauszog in die freie Natur, die Sonne zu Häupten und die lachende Fernsicht des bayrischen Hochgebirges vor Augen. Fast schien es ihm, als könne er sich an diesem Morgen aussöhnen mit all dem, was ihm diese ersten beim Militär verbrachten Wochen an Entbehrungen und Zurücksetzungen gebracht hatten. Hier in der freien, herrlichen Natur dieses sonnigen, in den ganzen Glanz des Neuschnees getauchten Wintermorgens, an dem man den eigentlichen Zweck dieses Marsches fast vergessend wie zu einem schönen Ausflug in die Welt zog.

Aus diesen freundlichen Gedanken und aus der Betrachtung der ihn umgebenden Natur riss

ihn da mit einem Male die Stimme des sich nach ihm umwendenden Hauptmanns.

„Einjähriger Krafft!" rief Biglmeyr, „gehen Sie neben meinem Pferde her!"

Rasch war der Gerufene an Biglmeyrs Seite. Dieser begann:

„Sie sind Schriftsteller, Einjähriger Krafft?"

„Nein, Herr Hauptmann. Ich studiere Literaturgeschichte und Philosophie und weiss noch nicht mit Bestimmtheit, ob ich mich der akademischen Karriere, dem Journalismus oder dem Berufe des freien Schriftstellers widmen werde."

Der Braune, der es sofort merkte, wenn der Hauptmann ihn schlecht im Zügel hatte — Biglmeyr war ein miserabler Reiter — machte seine Männchen, so dass der Reiter ihm die Sporen in die Seite rannte, was das Pferd mit einem raschen Luftsprung beantwortete.

„Sakrisches Luder," fluchte Biglmeyr. Götz Krafft sah sich genötigt in Laufschritt überzugehen, um an der Seite seines unfreiwillig zu rasch beförderten Hauptmannes bleiben zu können.

Als sich der Braune wieder beruhigt hatte, fuhr Biglmeyr fort:

„Aber Sie haben doch schon das eine oder andere geschrieben und veröffentlicht?"

Ob dieser Frage stutzte Götz Krafft. Das nahm sich ja beinahe wie ein Verhör aus.

„Nein, Herr Hauptmann," sagte er dann nach einer kurzen Pause mit aller Bestimmtheit.

Aber Biglmeyr liess nicht locker.

„Ein Drama von Ihnen soll doch in Berlin vor kurzem aufgeführt worden und durchgefallen sein?"

„Allerdings," stammelte Götz Krafft.

„Sie sind erstaunt, dass ich das weiss," fuhr der Hauptmann dann fort und sah Götz Krafft vom Pferde herunter mit seinen kalten, schielenden Augen prüfend von der Seite an. „Es ist auch ein Zufall. In einer anderen Kompagnie des Bataillons dient ein jüdischer Einjähriger, namens Salomonski. Auch ein Literat aus Berlin. Der hat über Ihr Stück, das jüdische Tendenzen vertreten soll, gesprochen. Gestern hat mir Feldwebel Hohnleichner davon erzählt."

„Es war eine Jugendarbeit, die wohl schon vergessen ist," versuchte Götz Krafft nun auszuweichen.

„Ich will dieses Stück lesen, Einjähriger Krafft."

„Der Herr Hauptmann entschuldigen, das Stück ist nicht im Druck erschienen."

„Aber das Manuskript werden Sie wohl haben, Einjähriger Krafft. Morgen früh um neun Uhr liegt es in der Kompagniekanzlei."

„Ich bedaure, den Befehl des Herrn Hauptmann nicht ausführen zu können," sagte Götz Krafft mit fester Stimme. „Das einzige Manu-

skript, das ich besitze, ist eben in den Händen des Herrn Doktor Frey."

„Wer ist das?"

„Der Vater des Einjährigen Frey."

„Die Familie des Einjährigen Frey wohnt in München?"

„Jawohl, Herr Hauptmann."

„Dann lassen Sie sich heute das Manuskript von Ihrem Kameraden zurückgeben. Morgen früh um neun Uhr liegt es in der Kanzlei."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Sie können zurücktreten."

Die Freude an dem schönen Wintermorgen und an der freien Natur war Götz Krafft vergangen. Offenbar wollte der Hauptmann durch die Lektüre des Stückes einen Einblick in die Welt- und Lebensanschauung seines Einjährigen gewinnen. Also hatte Biglmeyr die Absicht, nicht nur sein Tun und Lassen, sondern auch seine Gedanken zu kontrollieren, was ja auch mit seiner früheren Bemerkung, dass Angehörige des Heeres nur mit Erlaubnis ihrer Vorgesetzten schreiben und veröffentlichen dürften, in Einklang stand.

Nun, ein revolutionärer Gedanke war ja in seinem Drama nicht enthalten. Ob Biglmeyr persönlich antisemitischen Tendenzen huldigte oder nicht, das konnte ihm, der auf den Reserveoffizier aus prinzipiellen Gründen zu verzichten entschlossen war, ja völlig gleichgültig sein.

Dem als Befehl geäusserten Wunsche des Hauptmanns sich einfach zu widersetzen, wäre eine grosse Torheit gewesen. So sollte er denn das Stück haben. Einem Menschen, wie diesem Biglmeyr, einmal in das Gewissen zu reden, ihm die ganze Roheit eines Schlippenstädt, der als August von Tettenborn in dem Drama eine wenig beneidenswerte Rolle spielte, vor Augen zu führen, das war die schlechteste Sache von der Welt noch lange nicht.

Während einer kurzen Unterbrechung des Marsches fand er Gelegenheit, Karl Frey den Befehl des Hauptmanns mitzuteilen. Auch dieser sah keinen anderen Weg, als Biglmeyr das Gewünschte am nächsten Morgen zu übermitteln. „Vater wird es sich ja auch noch später vorlesen lassen können," tröstete Karl. „In den letzten Wochen hat es ja sein Zustand leider nicht zugelassen."

Man hatte das schön gelegene Dorf Mittersendling erreicht. Vor der alten, mit einem interessanten Wandgemälde gezierten Kirche machte Biglmeyr Halt.

Aus der Tasche seines Waffenrockes zog er seine Karte und begann:

„Auf der Strasse zwischen Pullach und Talkirchen marschiert eine Abteilung feindlicher Infanterie in der Richtung nach München. Die Aufgabe unserer Kompagnie ist es, diese Abteilung durch Kreuzfeuer aus dem Wäldchen von

Holzapfelkreuth so lange aufzuhalten, bis zwei Patrouillen die Nachricht von dem Herannahen der feindlichen Abteilung dem ersten in der Nähe des Südbahnhofes aufgestellten Münchener Vorposten überbracht haben.

Wir haben also zweierlei ins Auge zu fassen. Unsere Patrouillen haben zu sondieren, wie weit die feindliche Abteilung auf dem Wege nach Mittersendling im Anmarsche schon vorgerückt ist. Wir haben des weiteren eine Patrouille mit der Nachricht nach dem Münchener Südbahnhof zu entsenden. Bis zur Rückkehr dieser Patrouille hält unsere Kompagnie von dem Wäldchen aus in Deckung die Strasse nach München frei und sichert so den Weg der Patrouille, indem sie das Weiterrücken der feindlichen Abteilung durch Schnellfeuer aus dem Hinterhalt zu vereiteln hat."

„Herr Premierleutnant Kern! Sie besetzen mit der Kompagnie die Waldlisiere von Holzapfelkreuth."

Mit einem einzigen Satze war der lange Pionier zur Stelle.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Herr Fähnrich von Langenhan übernimmt die Führung der aus den Einjährigen Windele und Stelzenmüller und dem Gemeinen Lechner bestehenden Patrouille nach dem Münchener Südbahnhof."

„In der Richtung nach Pullach, der feind-

lichen Abteilung entgegen, schicke ich in Abständen von fünf Minuten drei Patrouillen: 1. Vizefeldwebel Pfab mit dem Einjährigen Frey und den Gemeinen Baumgärtner und Teubner. 2. Unteroffizier Dauer mit den Gemeinen Winzeler und Hünert. 3. Unteroffizier Haberl mit den Gemeinen Wiesenbach und Bilgner. Die Einjährigen Krafft und Mack treten in den ersten Zug des Herrn Premierleutnant Kern ein."

Es dauerte kaum drei Minuten, als Fähnrich von Langenhan in der Richtung nach dem Südbahnhofe mit seiner Patrouille verschwand. Nach weiteren drei Minuten machte sich die Patrouille unter Vizefeldwebel Pfab auf der Strasse nach Pullach auf den Weg. Die Unteroffiziere Haberl und Dauer warteten auf der Strasse mit ihren Leuten den befohlenen Abstand von je fünf Minuten ab, indessen Biglmeyr selber seine Kompagnie nach dem Wäldchen führte und dort von Premierleutnant Kern die Lisiere besetzen liess.

Im dichten Schnee, in dem Unterholz des Waldes, an den schlanken Stämmen der Tannen und Birken hockten und standen die Soldaten, die Gewehre schussbereit in den Händen haltend. Biglmeyr tummelte oben auf der Strasse seinen Braunen und hielt mit seinem Feldstecher in der Richtung nach Pullach Ausschau. Hier sollte der markierte Feind, ein Unteroffizier und zwei Gemeine mit roten Fahnenzeichen, die der Hauptmann am Morgen vor dem Ausrücken der Kom-

pagnie hinausgeschickt hatte, in Gesichtsweite treten.

Drunten am Rande des Waldes stand Mack an der Seite Götz Kraffts. Der kränkliche Mensch war von dem raschen und ungewohnten Marsche in Schweiss geraten und fror nun in dem dünnen Mantel, der gegen den nassen Schnee nicht den nötigen Schutz zu bieten vermochte. Eine halbe Stunde stand man jetzt hier.

Götz Krafft zog eine kleine mit Kognak gefüllte Feldflasche aus seiner Tasche und nötigte den Kameraden zum Trinken. Unruhig ging Kern von einem Mann zum anderen, dessen Lage, Stellung und Deckung, sowie die Schussbereitschaft der Gewehre zu prüfen. An jeden Mann hatte der Gewehrunteroffizier vor dem Ausrücken drei Platzpatronen verteilt, die bei dem Kommando: „Schnellfeuer — Gewehr in Ruh" — in Zwischenräumen von zehn zu zehn Minuten verschossen werden sollten.

Mit einem dankbaren Blick nahm Mack die Flasche aus der Hand Götz Kraffts entgegen. Er tat einen langen Zug. Als der starke Branntwein seinen Körper durchrieselte, fühlte er sich mit einem Male besser und scherzend sagte er:

„Du bist doch mein guter Engel, Krafft. Wenn das Mina und mein Vater wüssten. Mit Gottes Hilfe werde ich ja alles glücklich überstehen."

In diesem Momente sah man oben auf der

Strasse Hauptmann Biglmeyr in kurzem Galopp herankommen. Er winkte dem ihn mit seinem Feldstecher scharf beobachtenden Premierleutnant Kern zu, und dieser kommandierte: „Hinlegen!"

Auf den platten Bauch. Wo sie gerade standen und hockten, warfen sich die Soldaten in den Schnee. Auf das Kommando: „Sprung auf, marsch, marsch!" sprangen sie dann im Laufschritt dem äussersten Rand des Waldes zu, um den freien Ausblick auf die sich hier steil in das Tal hinabsenkende Heerstrasse zu gewinnen.

„Hinlegen! Geradeaus anreitende Kavallerie. — Visier 900. Schnellfeuer" — erklang da Kerns Stimme. Etwa sechzig Platzpatronen knatterten und zischten. — Dann wieder Kerns Stimme: „Gewehr in Ruh," und dann wieder: „Sprung auf, marsch, marsch. Hinlegen!"

Da sah Götz Krafft, dass Biglmeyr hinter ihn getreten war. Offenbar, um zu kontrollieren, welches Verständnis seine Einjährigen dieser Übung entgegenbrachten. Zu gleicher Zeit fühlte er, wie sich Macks eiskalte Hand nach ihm ausstreckte, als ob der Theologe einen Halt suche.

„Sprung auf, marsch, marsch! — Hinlegen!" ertönte da noch einmal Kerns Stimme.

Ein unheimliches Röcheln vernahm Götz Krafft in diesem Augenblicke an seiner Seite.

Zu seinem Entsetzen gewahrte er eine Blutlache in dem weissen Schnee.

Den Mund weit geöffnet, auf dem Bauche lag Mack, dem ein heller, roter Strom aus Hals und Nase quoll.

Seine ganze Umgebung vergessend, sprang Götz Krafft in die Höhe, gerade in dem Momente, als zum zweiten Male der Befehl Schnellfeuer aus Kerns Munde erfolgte. Das Geknatter der Platzpatronen mit seiner Stimme übertönend, schrie er:

„Zu Hilfe! Der Einjährige Mack ist von einem Blutsturz befallen worden."

Als er sich umwandte, traf sein Auge die finsteren Züge Biglmeyrs, der dicht hinter ihm stand, und dem nur das eine Wort: „Hinlegen" von den in festem Entschlusse zusammengekniffenen Lippen kam.

Dem Befehle sofort nachzukommen, warf sich Götz Krafft auf den Boden. Aber mit ebenso unbeugsamem Entschlusse wie Biglmeyr, sagte er:

„Der Herr Hauptmann entschuldigen —"

Schon wollte ihn Biglmeyr unterbrechen. Allein die furchtlos auf ihn gerichteten blauen Augen des jungen Mannes, und deren kalter, fast hasserfüllter Blick raubten ihm für einen Augenblick die ihn sonst niemals verlassende Energie, so dass Götz Krafft vollenden konnte:

„Es handelt sich um die Gesundheit, viel-

leicht um das Leben eines Menschen, Herr Hauptmann. — Schicken Sie mich zu dem Einjährigen Frey! Er ist Arzt, er allein wird wissen, was hier zu tun ist."

Und wirklich, Biglmeyr senkte die schielenden Augen. Er sah das helle Blut, das der Nase und dem Mund des todblassen Mack noch immer entströmte. Er mochte daran denken, wie man ihm von gewissen Seiten aufsitzen würde, wenn er einen Toten von dieser Felddienstübung nach Hause brächte. So sagte er: „Suchen Sie den Einjährigen Frey zu finden. Der Unteroffizier Kramer soll sich in der Zwischenzeit mit dem Einjährigen Mack beschäftigen."

Mit Windeseile flog Götz Krafft von dannen.

Hinter den letzten Häusern von Mittersendling traf er glücklich die Patrouille, der Frey zugeteilt war, und erzählte diesem mit fliegenden Worten, dass Mack von einem Blutsturz befallen worden sei und bewusstlos auf dem Schnee im Wäldchen von Holzapfelkreuth liege.

Karl Frey schüttelte betrübt den Kopf. „Dem hab' ich schon lange nicht mehr getraut," sagte er dann. „Wir können nichts anderes tun, als ihn so schnell wie möglich ins Lazarett bringen."

Als Krafft und Frey die Lisiere des Waldes erreicht hatten, war Biglmeyr mit seiner Kompagnie schon auf dem Rückmarsche begriffen. Ein zurückgelassener Soldat meldete den beiden,

dass sich der Unteroffizier mit dem Kranken in einer Stube des Wirtshäuschens Holzapfelkreuth befinde, und dass sie ihn so schnell als möglich nach München zurückbringen sollten.

Als Frey an dem Lager Macks, den man auf einem Sofa des Wirtshauses gebettet hatte, erschien, hatte sich das Blut gestillt. Das Bewusstsein war wieder zurückgekehrt, aber der Puls ging rasch, und eine auffallende Röte und Hitze des Gesichtes verrieten, dass Fieber im Anzug sei.

Mit einem telephonisch von der Kasernenwache in München bestellten Krankenwagen, der glücklich nach einer Stunde eintraf, brachten sie Mack nach dem Lazarett, wo der Arzt dessen sofortige Aufnahme anordnete.

Als Götz Krafft am Abend desselben Tages auf Befehl des Hauptmanns, der am nächsten Morgen Bericht haben wollte, das Militärlazarett aufsuchte, hatte sich Macks Zustand bedeutend verschlimmert.

Der an dem Bette des fiebernden Kranken die Wache haltende Lazarettgehilfe berichtete Götz Krafft, dass Stabsarzt Seitz bedenklich mit dem Kopfe geschüttelt und eine sich rasch entwickelnde Lungen- und Rippenfellentzündung, neben der schon seit längerer Zeit vorhandenen Brustkrankheit festgestellt habe.

Alle seine Willenskraft musste Götz Krafft zusammennehmen, um hier, angesichts der in

ihren Betten stöhnenden und vergeblich nach Schlaf suchenden Soldaten, angesichts des mit der Krankenpflege betrauten Personals nicht in die bittersten Anklagen auszubrechen.

Also seit Wochen bestand schon diese Brustkrankheit des Unglücklichen, die man leichtfertig als einen Bronchialkatarrh bezeichnet hatte, um den armen Menschen nach zwei flüchtigen Untersuchungen wieder für diensttauglich zu erklären. Der Revierarzt schien nicht den Mut gefunden zu haben, seinem Vorgesetzten um der Rettung des Kranken willen reinen Wein einzuschenken. Er hatte vielmehr den bequemeren Ausweg gewählt, um sich Kirner gegenüber den Rücken freizuhalten.

Voll Schrecken erinnerte sich Götz Krafft an jene von Kirner vorgenommene Untersuchung der Einjährigen in dem ungeheizten Unteroffizierskasino in der Türkenkaserne, wo das auf die Brust Macks gesetzte Stethoskop sicher die Wahrheit verkündet hatte, der Kirner aus unbegreiflichen Gründen keinerlei Gehör geschenkt hatte.

Und dieser Stabsarzt Seitz, der heute zu einer so ganz anderen Diagnose kam! Vor seinen eigenen Augen und Ohren hatte er damals genickt und bestätigt: „Das mag wohl die Aufregung sein, Herr Oberstabsarzt!"

Ein heiss aufwallender Zorn stieg auf in dem Inneren Götz Kraffts, da er nun, ohnmächtig

etwas zu tun und zu helfen, an dem Lager des Genossen stand, der ihn in seinen Fieberphantasien nicht mehr erkannte, der in unzusammenhängenden Worten nach Vater und Braut jammerte, und den die Gewissenlosigkeit wildfremder Menschen, die ihn zum erstenmal im Leben gesehen, auf das Krankenlager, vielleicht zum Tode gebracht hatte.

Aber die ganze Grösse der Gefahr, in der der arme Mack schwebte, kam Götz Krafft erst völlig zum Bewusstsein, als der Lazarettgehilfe ihm mitteilte, dass Stabsarzt Seitz den Oberstabsarzt Kirner sofort von dem Zustande des Einjährigen Mack in Kenntnis gesetzt habe, und dass beide Herren noch an diesem Abend eine erneute Untersuchung des Kranken vorzunehmen gedächten.

Unruhig warf sich Mack auf dem Lager hin und her. „Mina — Vater,“ murmelten seine brennenden Lippen, zwischen die der Lazarettgehilfe von fünf zu fünf Minuten, der ärztlichen Vorschrift gemäss, ein Stückchen rohes Eis zu schieben versuchte.

Vom Turme der nahen Bennokirche schlug es sieben Uhr, als sich der Lazarettgehilfe, der erteilten Instruktion nachkommend, anschickte, die Fiebertemperatur des Kranken in Gegenwart Götz Kraffts noch einmal zu messen. Voll stummen Staunens sah Götz Krafft, wie er den in wilden Phantasien sich umherwerfenden Kranken aufzu-

decken und das Thermometer in dessen After einzuführen versuchte.

„So messen Sie doch die Temperatur unter dem Arme," rief Götz Krafft voll Erregung.

„Hier machen wir das immer so," sagte der Lazarettgehilfe lakonisch. „Es geht rascher und ist zuverlässiger."

Und mit starkem Arme zwang er den schwächlichen Kranken nieder und nahm die hässliche und in diesem Falle überflüssige Manipulation, die er aus der Revierstube gewohnt war, an diesem vor.

Das Thermometer zeigte 40,3 Grad. In wenigen Stunden hatte die Temperatur um einen vollen Grad zugenommen. Unwillkürlich griff Götz Krafft nach Macks Arm. Er fand den Puls, der springend, als ob er die Haut zum Bersten bringen wollte, hämmerte. Weit über hundert Schläge in der Minute zählte er.

In einem der Nebenbetten wimmerte ein Mann, dem man heute den beim Turnen gebrochenen Arm in einen Gipsverband gelegt hatte.

Der Arzt müsse kommen, den Verband abnehmen, er könne es nicht mehr aushalten. Der Arm sei unter der steinharten Binde noch ganz geschwollen.

Der Lazarettgehilfe ging an den Medikamentenschrank, entnahm demselben ein Morphiumpulver und gab es dem wimmernden Menschen,

der dann auch nach etwa zehn Minuten in einen dem Zustand der Betäubung ähnelnden Halbschlaf versank.

Die Blicke des Lazarettgehilfen waren auf Götz Krafft gerichtet. Warum, so fragten sie, hatte man den Einjährigen um diese Stunde in den Krankensaal gelassen? Was ging denn überhaupt den dieser Kranke an? Er war kein Verwandter, nur der Kompagniegenosse des heute Eingelieferten. Eine Bummelei des Wachpostens und des den Einlass kontrollierenden Sergeanten, dem er diesen lästigen Besuch zu verdanken hatte.

Götz Krafft las aus diesen Blicken die Gedanken, die den Lazarettgehilfen beschäftigten. Deshalb sagte er rasch:

„Herr Hauptmann Biglmeyr wünscht über den Zustand des Einjährigen unterrichtet zu sein."

So fand sich der Lazarettgehilfe in diese ihm sehr unbequeme Situation.

Draussen auf dem Gange hörte man Stimmen. Es war Oberstabsarzt Kirner, der erregt mit dem Stabsarzt Seitz sprach. Offenbar kam ihm die heftige Erkrankung des Einjährigen Mack gerade heute sehr ungelegen. Denn wie Götz Krafft aus den draussen sehr laut geführten Reden zu entnehmen glaubte, waren noch zwei Einjährige aus anderen Kompagnien wegen sich zeigender Dienstuntauglichkeit von dem betreffenden Revierarzte in das Lazarett eingeliefert

und Kirner zur erneuten Untersuchung überwiesen worden.

Der Oberstabsarzt trat ein. Auf dem Fusse folgte ihm Stabsarzt Seitz, sich ehrerbietig dem hohen Vorgesetzten gegenüber einen halben Schritt im Hintergrunde haltend.

Als Kirner Götz Kraffts ansichtig wurde, fuhr er ihn an: „Was wollen Sie denn hier, Einjähriger, sind Sie am Ende auch krank gemeldet? Sie sehen doch kaum danach aus!“

Götz Krafft und der Lazarettgehilfe standen stramm. Die Kranken, soweit sie dazu imstande waren, richteten sich in ihren Betten empor, den beiden Vorgesetzten auch hier noch die militärische Ehrenbezeugung zu erweisen.

Auf einen Wink Kirners legten sie sich wieder nieder.

Der Lazarettgehilfe meldete: „Herr Hauptmann Biglmeyr wünschen Aufschluss über den Zustand des Einjährigen Mack.“

Kirner liess rühren. Dann trat er an das Bett des Kranken, befühlte den Puls, liess sich über die Fiebertemperatur berichten und sprach leise einige Worte mit dem Stabsarzt Seitz.

Ängstlich hingen Götz Kraffts Augen an den Lippen des Oberstabsarztes. Eine lange Weile hüllte dieser sich in tiefes Schweigen. Endlich wandte er sich an den Lazarettgehilfen:

„Legen Sie sofort einen Eisbeutel auf

die Herzgrube, Schwaner, und erneuern Sie die Eisaufschläge die ganze Nacht, alle halbe Stunde."

Wieder ein verstohlen mit Seitz gewechselter Blick, der vielleicht sagen konnte: „Es scheint damals doch etwas anderes als die Aufregung gewesen zu sein," indessen sich der Lazarettgehilfe daran machte, nach der Vorschrift des Oberstabsarztes einen Eisbeutel zu holen.

Fast eine Viertelstunde verging. Kirner und Seitz machten die Runde durch den Saal, sich bei Nummer 9, 14 und 17 längere Zeit aufhaltend. Da kam der Lazarettgehilfe zurück und meldete, dass der einzige für den Saal vorhandene Eisbeutel zerrissen, und dass kein Eis mehr für die ganze Nacht zur Verfügung sei.

„Verdammte Schweinerei," fluchte Kirner.

Und der Lazarettgehilfe stammelte:

„Der Herr Oberstabsarzt entschuldigen, ich habe schon vor drei Tagen vorschriftsmässig gemeldet. Aber die in dem Saal fehlenden Gegenstände sind von der Militärverwaltung noch nicht geliefert worden."

„Dann leihen Sie sich den Eisbeutel aus dem Nebensaal und nehmen Sie Schnee. Es liegt ja draussen genug für diese Nacht."

„Zu Befehl, Herr Oberstabsarzt!"

Erst jetzt erinnerte er sich des anwesenden Götz Krafft.

„Melden Sie Herrn Hauptmann Biglmeyr, dass der Zustand des Einjährigen Mack vorder-

hand zu Bedenken noch keinen Anlass gäbe, und dass ich morgen früh noch einmal persönlich untersuchen würde."

Diese vorsichtige Ausdrucksweise des Oberstabsarztes beunruhigte Götz Krafft.

Seinem „Zu Befehl, Herr Oberstabsarzt," fügte er deshalb hinzu: „Halten es der Herr Oberstabsarzt nicht für notwendig, die Angehörigen des Einjährigen Mack von dessen Krankheit in Kenntnis zu setzen?"

„Ich sagte ja eben, dass vorderhand eine Gefahr nicht vorhanden ist," wich Kirner aus.

Mit diesem Bescheide musste sich Götz Krafft zufrieden geben, da Kirner und Seitz sich zum Gehen wandten.

Wieder das Strammstehen Götz Kraffts und des Lazarettgehilfen, wieder das langsame Sichemporrichten der Kranken in ihren Betten. Ein kurzer militärischer Gruss Kirners, ein rasches an die Mütze Greifen vonseiten des Stabsarztes Seitz, und die Ärzte gingen.

Als sich Götz Krafft von dem kranken Mack zu verabschieden suchte und einen Moment dessen glühende Hand in der seinen hielt, als er die glänzenden Augen des Fiebernden und deren ins Leere gerichteten Blick bemerkte, wurde es ihm sofort klar, dass es seine nächste Pflicht sei, den Vater und die Braut des Unglücklichen so rasch wie möglich von dessen Krankheit in Kenntnis zu setzen.

Über die von hohen Buchenwaldungen umrahmte Heimat, über das Ebersdorfer Pfarrhaus, in dem sein Vater nun schon seit dreiundzwanzig Jahren wohnte, hatte Mack mit dem Stubengenossen von früher schon des öfteren gesprochen. Voll Schrecken stellte sich Götz Krafft die Situation vor, wenn nun der Telegraphenbote mit der beängstigenden Nachricht in das friedliche Haus des Dorfpastors eintreten, und sich der alte Herr voll Sorgen und Bangen zur schleunigen Abreise nach München rüsten würde.

Denn wie Mack dem Freunde erzählt hatte, gehörte der verwitwete Vater nicht mehr zu den jungen Leuten. Er hatte erst in seinem vierzigsten Jahre geheiratet, und dieser einzige Sohn, dessen Geburt der Mutter das Leben gekostet, war die Freude und das Glück seines schon langsam beginnenden Alters gewesen.

An der Ecke der Maillinger- und Nymphenburgerstrasse bestieg Götz Krafft die Trambahn, die ihn in knapp zehn Minuten nach dem Haupttelegraphenamte am Zentralbahnhofe brachte. Hier gab er das folgende dringende Telegramm auf:

„Pfarrer Mack, Ebersdorf, Thüringen. Ernst nicht unbedenklich an Lungen- und Rippenfellentzündung erkrankt. Besser, wenn Sie zugegen sind. Götz Krafft, Einjähriger."

Dann setzte er sich in eine stille Ecke des

am Bahnhofsplatze gelegenen Restaurants zum „Deutschen Kaiser".

Was sollte er heute abend noch für den Freund tun, da Biglmeyr ihm befohlen, erst am folgenden Morgen Bericht zu erstatten?

Die Brocken seines Abendessens blieben ihm im Halse stecken, nur das kalte Bier vermochte er in hastigen Schlucken zu sich zu nehmen. Seine Gedanken weilten an Macks Lager, sie überflogen Flüsse, Täler und Berge und erreichten den friedlichen Pfarrhof in Ebersdorf und das rebenumsponnene Landhaus, in dem die Braut die Tage zählte, da ihr der Freund ihres Herzens wieder zurückgegeben werden sollte. Das Landhaus, von dessen wunderbarer Lage und dessen rosenüberschüttetem Garten ihm Mack so manche sehnsuchtsvolle und begeisterte Schilderung entworfen hatte.

Frühzeitig begab sich Götz Krafft nach Hause. Auch heute vertiefte er sich in die an keinem Abend in Stich gelassene, schon wakker geförderte Arbeit und fand den Trost, der ihn später noch so oft in seinem Leben aufrichten sollte, dass die Arbeit, und nur sie allein über alle Leiden und Stimmungen des Augenblickes hinweghelfen kann.

Er hatte etwa anderthalb Stunden emsig geschrieben, es mochte jetzt gegen zehn Uhr sein, als man an seine Tür pochte. Es war Windele, der ganz in der Nähe in der Gisela-

strasse wohnte. Es hatte ihm keine Ruhe gelassen, etwas über das Befinden Macks zu erfahren.

Vor einigen Tagen hatte der biedere Windele Götz Krafft gelegentlich eines Spätschoppens im Kaiserhof das kameradschaftliche Du angeboten, und gerade von dem treuherzigen Badenser hatte er den Schmollis mit Freuden akzeptiert.

„Weischte, Krafftle," sagte Windele, indem er sich, die Zigarre im Munde, behaglich auf dem Sofa in Götzens Zimmer niederliess, „weischte, i hab' dem Mack schon lang nimmer traut. Er isch viel zu schwach, un gehuast hat er au immer."

Zu seinem Schmerze vermochte Götz Krafft Windeles Befürchtungen nur zu bestätigen. Als er diesem erzählte, dass er an den Vater Macks telegraphiert habe, antwortete Windele:

„Recht haschte, Krafftle! Recht. — Letzt Jahr haben's in Freiburg en Soldate kuriera wolla, aber sell isch schon unter der Erd' gewesa, eh' sei Vater von Singe auf Freiburg zur Leich' komma kunnt."

Frau Niebling, die draussen in der Küche etwas von dem Gespräch gehört haben mochte, erschien alsbald in dem Zimmer.

Ob sie den Herren noch eine Mass heraufholen lassen sollte, fragte sie.

Die Neugier stand ihr auf dem Gesichte geschrieben, und als Götz Krafft ihr nun von der Krankheit des schmächtigen Mack, den sie

schon des öfteren bei ihrem Mieter gesehen, erzählte, brach die gute Frau in laute Klagen und in helle Verwünschungen über diese „Menschenschinderei“ aus.

„Aber,“ so versicherte sie mit dem Brustton der Überzeugung, „bei der Niebling san s' immer an die Recht' kumma! Wann einer von moani Herrn krank war, dann kunnt oaner Unteroffizier oder Feldwebel sei, um zu kontrollier'n. I war halt taub und blind, und wann se die Schell'n in Stückeln z'rissen hätt'n. In mei Wohnung, da traut sie halt koaner net rei. — Des is Hausfriedensbruch nach en zivilistischen Gesetzbuch.“

Über den wackeren Eifer der guten Frau, die für ihre Herren Einjährigen eine Lanze brach, musste Götz Krafft lächeln, obgleich ihm Macks Zustand und die ganze Umgebung, deren Bekanntschaft er heute droben in dem Lazarette gemacht hatte, durchaus nicht zu einer vergnügten Stimmung Anlass gaben.

Als Frau Niebling das Zimmer verlassen hatte, bemerkte Windele:

„Dasch isch ja e reizschend Käferle, Krafftle, dasch Fraule!“

„Und gar nicht zu verachten,“ ergänzte Götz Krafft. „Witwe, kaum neunundzwanzig, hübsch, zum Aufessen hübsch, wie die Franzosen sagen, und, Windele, am Ende — man sieht es manchem nicht an, was er in der Tasche hat.“

Windele war in der Tat neugierig geworden.

Er drang in Götz Krafft, ihm doch zu erzählen, was er von den Verhältnissen der schönen jungen Witwe in Erfahrung gebracht.

Nachdem Götz Krafft das vor einigen Tagen Gehörte berichtet, meinte der treuherzige Badenser:

„Sell' wär die Letzscht noch lang net, Krafftle, wann se den Prozesch gewinna oder sich vergleicha tät. I bin halt gar sehr fürs Solide."

Götz Krafft lachte. Er hatte keine Lust, sich heute abend mit Windele in moralische Diskussionen über die Ehe einzulassen. Sein Geist weilte an Macks Schmerzenslager, und voll Ungeduld und Sorge sah er dem, was der kommende Morgen bringen sollte, entgegen.

Kurz vor elf Uhr trennten sie sich, beide in der zaghaften Hoffnung, dass Macks Zustand bis morgen eine Wendung zum besseren genommen haben würde.

Als Götz Krafft am folgenden Morgen das ihm gewissenhaft von Frey mitgebrachte Manuskript in der Kanzlei ablieferte, machte ihm Hohnleichner eine erschütternde Mitteilung. Aus dem Lazarett war soeben die telephonische Meldung an die Kompagnie gekommen, dass der Einjährige Mack in der Nacht plötzlich an einem Herzschlag gestorben sei.

Götz Krafft wankte. Es war ihm, als müsse er angesichts dieser furchtbaren Mitteilung alle Fassung verlieren. Er bat den Feldwebel, wegen

eines momentanen Unwohlseins der ersten Exerzierstunde fernbleiben zu dürfen, was dieser auch angesichts der erdfahlen Blässe des jungen Mannes ohne ein Wort des Einwandes zugestand.

Biglmeyr, der bald darauf in der Kaserne erschien und dem Hohnleichner in strammer Haltung die dienstliche Meldung machte: „Melde Herrn Hauptmann gehorsamst, dass der Einjährige Mack heute nacht um halb zwei Uhr plötzlich im Militärlazarett an Herzschlag verstorben ist,“ war rasend vor Wut.

In seiner Aufregung vergass er ganz den Feldwebel rühren zu lassen. Gesundes Material, das war doch das mindeste, was er verlangen durfte. Ihm das, gerade ihm, jetzt noch vor der Vorstellung, in den ersten Monaten des Dienstjahres, bei diesem Bataillonskommandeur, der ihm schon so wie so aufsass.

In ungestümen Worten machte er seiner Wut Luft. „Diese Mediziner! Wozu die eigentlich da waren? Und vor allem dieser Kirner! Diesen Kirner sollte das die Uniform kosten,“ wetterte er.

Drei Tage später wurde der Einjährige Mack auf dem nördlichen Friedhofe mit allen militärischen Ehren zu Grabe getragen. Die ganze Kompagnie und alle Einjährigen des Regiments gaben dem Sarge das Geleite.

Ein gebrochener Greis und ein blasses, schönes, schwarzgekleidetes Mädchen schleppten

sich hinter der Bahre drein, als sich unter den Klängen der Regimentsmusik, die den Choral: Wenn ich einmal soll scheiden, spielte, der Kondukt von der Leichenhalle des Friedhofes nach dem offenen Grabe in Bewegung setzte.

Offiziere, Soldaten und viele Neugierige, die zufällig auf dem grossen Friedhofe anwesend waren, umstanden dies frühgeöffnete Grab, und der Divisionspfarrer sprach in tief zu Herzen gehenden Worten über den alten Vers des Psalmisten: „Denn es fähret schnell dahin, als flögen wir davon."

Gallenbitter stieg es auf in dem Innern Götz Kraffts. Die Tränen, die mächtig empordrangen, schnürten ihm die Kehle zusammen, als er den alten Vater auf die Höhe des Grabhügels wanken, als er das schwarzgekleidete Mädchen eine Handvoll Erde auf den Sarg ihrer ganzen Hoffnung hinabwerfen sah.

Mit dumpfem, herzzerreissendem Tone rollten die drei Ehrensalven, zu denen Biglmeyr persönlich mit seiner harten Stimme das Kommando gab, über den Sarg des Jünglings hinweg.

Klatschend schlugen die ersten Schollen der nassen, winterlichen Erde auf den Deckel des Kastens nieder.

Dann ging's mit klingendem Spiele hinaus in den hellen Wintertag, nachdem sich der Wagen mit der Braut und dem Vater des Bestatteten in raschem Trabe der Pferde zuerst entfernt hatte.

Über den Karolinenplatz führte der Weg der von dem Friedhof nach der Marsfeldkaserne zurückkehrenden Kompagnie. Dort fiel das Auge Götz Kraffts auf den hohen Obelisken, den König Ludwig I. einst im Jahre 1833 errichtet hatte. Mit tiefer Bewegung, die Gedanken bei dem eben in die kalte Wintererde Gebetteten, las er die dort in Erz gegossenen, ihm wohlbekannten Worte: „Den 30000 Bayern, die im russischen Kriege den Tod fanden. Auch sie starben für des Vaterlandes Befreyung."

„Auch er starb für des Vaterlandes Befreiung," sagte er leise vor sich hin, und bitter, schmerzlich zuckte es um seinen Mund.

III.

Steh' ich in finstrer Mitternacht
So einsam auf der fernen Wacht,
Dann denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob mir's auch treu und hold verblieb.
Hauff.

Hauptmann Biglmeyrs Interesse hatte sich von den Einjährigen abgewandt. Die Vorstellung vor dem gefürchteten Vorgesetzten war glücklich und ohne Zwischenfall verlaufen. Nun, da die Einzelausbildung der jungen Leute vollendet, war Unteroffizier Dauer seines Postens enthoben. Er tat wieder seinen gewohnten Dienst in der Kompagnie, und die Einjährigen exerzierten mit den alten Mannschaften.

Die einzige Abwechslung boten hier und da eine kleine Felddienstübung auf dem Oberwiesenfelde oder der Ausmarsch zum Scheibenschiessen nach Neufreimann, der jedesmal mit Freuden begrüsst wurde, weil die weite Entfernung des Münchener Infanterieschiessplatzes fast regelmässig einen dienstfreien Nachmittag bedingte.

Bis die Leute eingerückt waren und zu Mittag gegessen hatten, bis die Gewehre wieder gereinigt und in Ordnung in ihren Ständern unter-

gebracht waren, lohnte es sich nicht mehr, irgendeine Übung für den Nachmittag anzusetzen.

Dann konnten die Einjährigen so zwischen vier und fünf Uhr die Kaserne verlassen. An solchen Tagen nutzte Götz Krafft die Abendstunden wacker für die ihm von Trümmler überwiesene Arbeit aus.

Macks tragischer und rascher Tod hatte die Einjährigen der Kompagnie Biglmeyr noch näher zueinander geführt. Götz Krafft, Windele und Karl Frey hielten treue Kameradschaft. Nur Stelzenmüller ging seine eigenen Wege, nachdem er das wirklich vortreffliche Bild für das Unteroffizierschiessen der Kompagnie endlich an Biglmeyr abgeliefert hatte.

Ein wahres Meisterstück an realistischer Kleinkunst hatte der geniale junge Maler in dieser Scheibe geschaffen. Jammerschade, dass die Geschosse dieses prächtige Kunstwerk durchbohren sollten. Biglmeyr war entzückt über diese Arbeit, und tat Stelzenmüller, wo immer er nur konnte, jeden Gefallen, so dass der Maler, vor allen anderen bevorzugt, manchmal ganze Tage vom Dienste fern blieb.

Wie er Götz Krafft erzählt hatte, arbeitete er an einem Genrebilde, zu dem ihm Cenzerl Völkl Modell stand, und das er noch im Frühjahr bei der Sezession zur Ausstellung bringen wollte.

Seine Ehrenscheibe hatte die Bewunderung aller gefunden, nur Feldwebel Hohnleichner war

mit dieser künstlerischen Leistung des Einjährigen nicht ganz zufrieden gewesen. Die um das Feuer versammelten Infanteristen waren ihm doch gar zu zerlumpt und schmutzig. Auf Stelzenmüllers Einwand, dass das im Feldzuge nun einmal nicht anders sei, hatte er nur die eine Erwiderung gehabt, dass ein ordentlicher Soldat auch im Feldzuge Nadel und Putzzeug mit sich herumtrage, und dass solche Leute, in seiner Kompagnie wenigstens, ein Ding der Unmöglichkeit seien.

Auch Hohnleichner war jetzt viel beschäftigt. Seit etwa drei Wochen drillte man die neueingetretenen jungen Mannschaften und der von seinem Urlaub zurückgekehrte zierliche Leutnant Schwareiter, dem Biglmeyr das Wohl und Wehe seiner Rekruten anvertraut hatte, duldete keinen Spass.

Den lieben langen Tag war der gewissenhafte Schwareiter auf den Beinen, und die jungen Mannschaften hingen mit einem wahrhaft rührenden Vertrauen, einer wie der andere, an ihm. Spät in der Nacht erschien Schwareiter noch einmal an jedem Tage, um sich zu überzeugen, dass in den Stuben auch alles in Ordnung sei, und dass die Leute die winterliche Abendsuppe pünktlich erhalten hatten.

Ein Muster von einem Offizier, musste Götz Krafft des öfteren denken, wenn er Gelegenheit hatte, diesen Schwareiter zu beobachten. Das war nicht selten der Fall, da Hohnleichner die

Einjährigen hie und da zur Teilnahme an der Rekruteninstruktionsstunde kommandierte.

Hier bot sich die beste Gelegenheit, des Rätsels Lösung zu finden, warum Schwareiter auch den dümmsten und faulsten Rekruten wenigstens zu einem bescheiden gesteckten Ziele brachte.

Dieser Mann war unermüdlich, ein Volkserzieher in des Wortes bestem Sinne, der voll Stolz und aus innerer Überzeugung seinen bunten Rock trug. Zehnmal konnte er dasselbe wiederholen. Seine Vorwürfe klangen wie Scherze, seinen kräftigen Ausdrücken nahm eine leise Ironie jeden Stachel. Wenn die Leute so nach des Tages Last und Mühe des Abends von fünf bis sechs Uhr in Schwareiters Instruktionsstunde sassen, dann war es eine Lust, mit anzusehen, wie sie sich alle bemühten, dem Leutnant die Antworten auf seine stets klar und einfach gerichteten Fragen vom Munde abzulesen.

Und wahrhaftig, leicht war die Aufgabe nicht, vor die sich Schwareiter gestellt hatte. Seine kleine nervige Gestalt wollte mehr als einmal ungeduldig zusammenzucken, wenn man ihm eine völlig unverständliche, in ihrer ganzen Blödsinnigkeit unerklärliche Antwort gab. Sein schönes, blasses, von einem aschblonden Schnurrbart geziertes Gesicht verzog sich manchmal fast unmerklich, und in seinen freundlichen grossen blauen Augen blitzte es auf, wenn Unaufmerksamkeit und Lie-

derlichkeit alle seine Bemühungen vereitelt hatten. Aber unverdrossen begann er wieder von vorne, und auch Heinrich, der dümmste Rekrut, den das Regiment seit Jahren gesehen, über den alle lachen mussten, lernte schliesslich die Namen seiner direkten Vorgesetzten, wenn Schwareiter mit unverwüstlichem Humor fragte: „Nun, mein Sohn Heinrich, wie hoassen dann deine direkten Vorgesetzten?“

Schweigen und unnachahmliches Grinsen auf seiten Heinrichs. Aber Schwareiter liess sich nicht irre machen. „Na, wie hoass i dann?“ fragte er jetzt.

„Sie san der Herr Leitnant Schwareiter,“ lautete die prompte Antwort.

„Na, wie hoasst dann der Herr Feldwebel?“

„Des is der Hohnleichner,“ sagte Heinrich.

„Siehste wohl, mein Sohn,“ ermutigte Schwareiter. „Na, den Namen vom Herrn Hauptmann, den wirst du doch auch behalten können?“

„Big-, Big-,“ stotterte Heinrich.

„Na, Big und was dann sonst noch dazu?“

„An Meyr,“ sagte Heinrich, dem man das eingeblasen hatte.

„Na, also an Biglmeyr,“ vollendete Schwareiter, und Heinrich schmunzelte ob seines Wissens, dass es eine Freude war.

„Aller Anfang ist schwer,“ schloss Schwareiter jedesmal nach solchen Kraftproben. Dann

wandte er sich aufatmend einem Begabteren der jungen Mannschaften zu.

Und Götz Krafft bewunderte ihn. Nicht nur, dass Schwareiter so viel Geduld mit einem einzelnen, nun einmal dummgeborenen Menschen hatte, o nein! Freilich auch seine Güte und die ihn nie verlassende Menschenfreundlichkeit fanden seinen aufrichtigsten Beifall. In erster Linie aber war es das eherne Pflichtbewusstsein, das dieser Mann der kleinsten und der grössten Aufgabe, vor die er sich gestellt sah, entgegenbrachte, das er schätzte.

Manchmal schien es Götz Krafft, als seien diese Abendstunden bei Schwareiter auch für ihn selber keine verlorenen Stunden mehr. Er wusste, dass sich Windele, Frey und Stelzenmüller furchtbar langweilten, und ihm selber war es sehr einerlei, zu erfahren, dass das Regiment bei Bar sur Aube im Feuer gestanden, und dass es bei Vionville eine französische Fahne erobert habe. Aber dieser kleine Schwareiter, der die unverdorbenen Herzen dieser jungen Leute aus dem Volke im Fluge gewann, er übte täglich eine Kunst, die er selber als eine der höchsten anerkannte, und zu deren Besitz er sich trotz allem noch immer nicht hindurchgerungen hatte, die Kunst der Selbstverleugnung und der Selbstüberwindung. Am Ende barg für höhere Naturen gerade diese militärische Erziehung doch einen wertvollen Kern in sich, auch für ihn. Vielleicht war gerade hier

für den sittlich Begabten das eine zu lernen, das mit dem ganzen Streben und Kämpfen des gewöhnlichen Erwerbslebens in schroffem Gegensatze stand. Das eine, nach dem auch er so oft in seinem Leben gestrebt hatte, die Interessen der eigenen Person den höheren Interessen des Ganzen zum Opfer zu bringen.

Der kleine Schwareiter, er schien sich aus Achtung vor seinem Berufe ein Stück dieser schweren Weisheit erobert zu haben.

Freilich, was die kurzen Stunden bei Schwareiter ihm des Abends an innerem Gehalte gaben, das wurde am nächsten Morgen bei den Übungen in der Kompagnie wieder von ihm genommen. Voll Schrecken drang er immer tiefer in die Erkenntnis von Charakteren wie Biglmeyr und ein gut Teil von dessen Unteroffizieren ein. Auch die Achtung vor Kern hatte er verloren, da er sah, wie sich dieser Mann stündlich vor dem Hauptmann erniedrigte, um nur am Ende seines Kommandos ein günstiges Zeugnis zu erlangen.

Allmählich kamen die Weihnachtstage heran. Auf der Kohleninsel in der Isar nahm die Christkindldult ihren Anfang. Die öffentlichen Plätze Münchens füllten sich mit Bretterbuden, in denen Hutzelkuchen und Tiroler Obstbrot, Krampusse und Scherzartikel feilgeboten wurden. Auf dem Karlsplatze und am Sendlingertore erschienen die

Weihnachtstannen aus den deutschen Alpen, und des Abends wogte eine fröhliche Menge durch die hellerleuchtete Kaufinger- und Neuhauserstrasse, vor den neu ausgelegten Schaufenstern, die zum Kaufen und Schenken verführerisch einluden.

Wie oft, wenn er jetzt des Abends durch das Karlstor dem Marienplatze zuschritt, musste Götz Krafft an das in Berlin verbrachte Weihnachtsfest denken. Der Vergleich, den er zwischen der Leipziger- und Friedrichstrasse mit dem hier herrschenden Festestrubel zog, fiel nicht zu gunsten der Berliner Verhältnisse aus.

In altväterischen Bahnen schien sich hier noch alles zu bewegen. Eine reine Freude hatte sich hier der Gemüter bemächtigt, die er in dem blendenden Getriebe zwischen Friedrichstrasse und Potsdamerplatz vergeblich gesucht hatte.

Armut und Elend gab es ja auch hier. Aber das Elend stellte sich nicht zur Schau, die Armut deutete nicht mit Fingern auf ihre Blössen. Die schreienden Kinder, die das Unmöglichste für einen Groschen an den Mann zu bringen suchten, fehlten auf diesen Strassen, und das Almosen, das der Vorübergehende spendete, wurde mit einem freundlichen „Vergelt's Gott“ hingenommen, noch ehe man den Kurswert der verabreichten Münze festgestellt hatte.

Windele war um Urlaub nach der Heimat

eingekommen, und Stelzenmüller lag ganz in den Banden Cenzerl Völkls. So war es denn nur natürlich, dass Karl Frey, in dessen Familie Götz Krafft schon die Sonntage verbrachte, den Freund einlud, am heiligen Abend im Hause des Vaters und der Schwester sein Gast zu sein. Von Herzen freute er sich auf diesen Weihnachtsabend in der Fremde, da ihm liebe Hände das Bäumchen anzünden und ihm, dem Fremden, den Tisch zu festlichem Mahle bereiten würden.

Für Eva hatte er sich eine besondere Überraschung ausgedacht. Sie hatte eine glückliche Hand in der Pflege von Zimmerpflanzen. Noch neulich hatte sie ihm erzählt, dass ihr eine wunderbare Kamelie, infolge einer Unachtsamkeit des Dienstmädchens, das ein Fenster offen gelassen, erfroren sei. Lange hatte er bei den Münchener Gärtnern Umschau gehalten, um für sie zum Weihnachtsfeste einen schönen blühenden Kamelienbaum ausfindig zu machen. Heute endlich hatte er einen solchen in einem Laden der Dachauerstrasse entdeckt und für sich zurückstellen lassen.

Drei von den vierzehn Knospen, die das Bäumchen trug, waren eben in der Entfaltung begriffen und würden am heiligen Abend in voller Blüte stehen.

Wie freute er sich auf den Augenblick, da sie das wirklich prächtige Bäumchen sehen

und mit ihrer glockenhellen Stimme, in ihrem weichen Dialekte in einen Ausruf des Erstaunens und der Verwunderung ausbrechen würde, wie sie das immer, wenn sie sich so recht von Herzen freute, tat.

Windele war schon am Morgen des heutigen Tages nach seiner badischen Heimat abgedampft. Eva und die stets zu Scherzen aufgelegte Miss in ihrer Mitte, schritten die beiden Einjährigen Karl Frey und Götz Krafft die Neuhauserstrasse hinunter, um sich heute, am letzten Abend vor dem Feste, all die Herrlichkeiten noch einmal anzusehen.

Es war das erstemal, dass Miss Wood das Weihnachtsfest in einer deutschen Stadt herannahen sah. Ihr war alles neu. Sie freute sich wie ein Kind über die Auslagen in den hell erleuchteten Schaufenstern, über die Christbäume, die in den Strassen feilgeboten wurden, und über all die vielen hundert Menschen, die, ihre Pakete unter den Armen, liefen und drängten, als ob man ihnen das soeben Erstandene wieder wegnehmen wollte, oder als ob ihnen alles vor der Nase weggekauft werden könnte.

Der starke Verkehr in der Strasse machte das Gehen zu vieren bald unmöglich. So schritt sie denn an Karls Seite voraus, mit diesem schäkernd und ihn neckend.

Bald blieb sie vor einem Laden stehen, bald

zog sie das Portemonnaie, um einen Lebkuchen zu kaufen oder einem Armen einen Nickel zu schenken.

„O lovely, lovely," rief sie ein über das andere Mal, „your german Christmas, lovely indeed."

„Aber, Miss, Sie haben mir doch erst gestern in allem Ernste versprochen, nun endlich einmal mit der deutschen Sprache Ernst zu machen," lehrmeisterte sie Karl.

„O you are" — sie verschluckte das Wort stupid, das sie auf der Zunge hatte, — „you understand very well." Und dann sich doch auf den Hauptzweck ihres Münchener Aufenthalts besinnend, alle ihre Vokabeln zusammensuchend, fuhr sie fort: „Bei uns in England is Christmas ein very langueilig Fest, mistletoe and dinner, dinner and mistletoe, turkey and plumpudding. — Do you like plumpudding, Mister Frey?"

„Ich esse gern Plumpudding, Miss Wood," erwiderte Karl Frey mit dem ernstesten Gesichte, „aber der mistletoe ist mir unter Umständen noch lieber. — Zum Beispiel, wenn ich Sie am Weihnachtstage darunter treffen würde!"

Sie hatte ihn wohl verstanden.

Trotzdem sagte sie schelmisch lachend:

„I don't understand, Mister Frey, uenn Sie mir uas uürden unter das mistletoe?"

„Wenn ich Sie am Weihnachtstage dort finden würde, Miss Wood."

Lachend, die grossen, blendend weissen Zähne zeigend, sah sie ihn an.

„Ich uerde lassen hängen — so sagt man doch — ein mistletoe at home. But Sie uill mir not finden unter das mistletoe.“

„We shall see,“ sagte er trocken.

„O yes, we shall see, Mister Frey!“

Beiden auf dem Fusse folgten Götz Krafft und Eva. Sobald Eva das väterliche Haus verlassen, war sie eine andere. So munter, so guter Dinge wie heute, glaubte sie Götz Krafft noch nie in seinem Leben gesehen zu haben.

Verschiedene Male wandte sich Karl Frey nach den beiden um. Er ahnte schon längst, dass sich zwischen der Schwester und dem Freunde eine Neigung von Herz zu Herzen spann, und nicht ungern versenkte er sich in den Gedanken, Eva vielleicht einmal an Götz Kraffts Seite zu sehen, den er von Tag zu Tag als Menschen und Kameraden lieber gewonnen hatte.

„Sie haben mir sicher was Schönes zu Weihnachten gearbeitet, Fräulein Frey,“ scherzte Götz Krafft.

Eine leise Röte stieg auf in den Wangen des Mädchens, und fast wie ein Vorwurf kam es von ihren Lippen:

„Warum vermuten Sie das, Herr Krafft?“

Er hatte wohl bemerkt, dass er mit seinen Worten an eine empfindsame Stelle ihres Herzens

gerührt hatte, und dem Gespräche eine leichtere Wendung gebend, sagte er: „Nun, Sie werden Ihren morgigen Gast doch nicht ganz leer ausgehen lassen, Fräulein?"

Nun lachte auch sie. „Ich hätte gar nicht gedacht, dass Sie so habsüchtig sein könnten."

Schalkhaft blitzten ihm ihre dunklen, schönen Augen zu, in deren Tiefe sich sein Blick in langem Verweilen versenkte. – ,

Da rief ihn sein Freund Karl Frey, der eben mitten auf der belebten Strasse Front machte, in die rauhe Wirklichkeit des militärischen Daseins zurück.

Rasch machte er den Versuch, die für den direkten Vorgesetzten vorgeschriebene militärische Ehrenbezeugung ebenfalls auszuführen, da er nun auch den Premierleutnant Kern auf sich zukommen sah. Allein es war zu spät. Kern war schon vorübergeschritten und hatte dem Einjährigen Frey abgewinkt.

„Wenn der dich nur nicht meldet," sagte Frey im Weiterschreiten zu Götz Krafft, der ihm nach Macks Tode das brüderliche Du angeboten hatte. „Er fühlt sich so unsicher in der Kompagnie und glaubt sich durch jede Meldung bei dem Alten beliebt zu machen."

Wie ein Blitzstrahl durchzuckte es Götz Krafft. Im Punkte der Ehrenbezeugungen kannte Biglmeyr keine Gnade, und es waren zehn gegen

eins zu wetten, dass der Hauptmann für den Fall der Meldung ihm die unterlassene Ehrenbezeugung als böse Absicht auslegen würde.

In dieser unangenehmen Aussicht war beiden jungen Leuten die Lust am Spazierengehen plötzlich genommen. Eva, deren Gesicht nach den Worten der beiden eine leichte Blässe bedeckte, die sich aber zusammennahm, um das tiefe Interesse, das sie Götz Krafft entgegenbrachte, nicht zu verraten, meinte nun auch, es sei Zeit, nach Hause zu gehen, da der Vater mit dem Essen warte.

Miss Wood hatte das rasch geführte Gespräch nicht verstanden. Als Karl Front gemacht, war sie gerade damit beschäftigt gewesen, sich einen wundervollen Sealskin in dem Schaufenster eines Kürschners zu betrachten.

So schritten denn die vier nach dem Karlstor zurück. An der Ecke der Sonnenstrasse trennten sie sich. Hier nahm Götz Krafft die Trambahn, um nach Hause zu fahren.

Die schweren Folgen, die dieser weihnachtliche Abendspaziergang für ihn haben konnte, liessen ihm keine Ruhe. Der Inhalt seines Theaterstückes, das nun in den Händen Biglmeyrs war, sein Eintreten für Mack und nun der Umstand, dass er Kern auf der Strasse übersehen, konnten von dem Hauptmann zu einem Stricke gedreht werden, der dem Offizier die willkommene

Handhabe bot, an seinem Einjährigen einmal ein Exempel zu statuieren, das diesem und Leuten ähnlicher Gesinnung die Lust nahm, beim Militär ihren eigenen Anschauungen und Ideen nachzuhängen.

So sah Götz Krafft in banger Sorge den Tag herankommen, dessen Abend ihn im Hause des Freundes mit Eva unter dem Weihnachtsbaum zusammenführen sollte. Aber nichts Aussergewöhnliches geschah. Biglmeyr liess sich heute gar nicht in der Kaserne sehen, und nach dem Mittagessen glaubte Götz Krafft wieder aufatmen zu dürfen, als er sich zusammen mit Karl Frey zum Appell in die Kaserne begab.

Dort allerdings traf ihn eine überraschende, alle seine Hoffnungen für den Abend vernichtende Nachricht. Von den Mannschaften der Kompagnie, die gestern für die Weihnachtsnacht zur Wache vor den Pulvermagazinen in Milbertshofen kommandiert worden waren, war ein Mann plötzlich erkrankt, und Feldwebel Hohnleichner verkündete beim Verlesen des Kompagniebefehles, dass der Unteroffizier Dauer den Einjährigen Krafft punkt zwei Uhr als Ersatz für den erkrankten Gemeinen Schweikert der Wache in Milbertshofen zuzuführen habe.

Einen Moment überwältigte ihn diese unbarmherzige Tatsache. Aber in das Unvermeidliche musste sich der Soldat fügen. So gab er denn dem Freunde sein schönes Geheimnis preis und

bat ihn, den für Eva bestimmten Kamelienbaum aus der Gärtnerei in der Dachauerstrasse abholen zu lassen und diesen der Schwester in seinem Namen auf den Geschenktisch zu stellen. Dann zog er sich in der Kasernenstube, wo er in dem Spinde seines Putzkameraden seine Uniformstücke aufbewahrte, um und machte sich in Gesellschaft des Unteroffiziers Dauer auf den weiten Weg, hinaus in die in tiefem Schnee vergrabene Weihnachtslandschaft.

Als sie die letzten Häuser der Stadt hinter sich hatten, als das weite, weisse Oberwiesenfeld vor ihren Blicken lag, über dem sich die fahle Wintersonne schon zum Scheiden rüstete, kamen Götz Krafft und der Unteroffizier ins Gespräch. Er hatte dem einstigen Exerziermeister eine Zigarre angeboten und nun erzählte er diesem von dem Vorfalle des gestrigen Abends, der ihm immer noch, trotz des ereignislos verlaufenen Morgens keine Ruhe lassen wollte.

„Des is freili schlimm," meinte Dauer, sich hinter den Ohren kratzend. „Wann der Herr Premierleutnant melden tut, bei'm Zapfenstreichen und Nichtgrüssen kennen der Herr Hauptmann koa Gnad net."

Durch diese Ansicht Dauers, der den Hauptmann nun schon genau seit zwei Jahren kannte, wurde Götz Kraffts Stimmung immer gedrückter. In tiefem Schweigen schritten die beiden Männer in ihren schwarzen Mänteln, Götz den Tornister

auf dem Rücken, das Gewehr über der Schulter, ihrem weit entfernten Ziele zu.

Über die gefrorene Würm führte der Weg, vorüber an der Militärschwimmanstalt. Der muntere Fluss, der noch vor wenigen Wochen mit seinem fast immer kristallklaren Wasser zu den seltenen Übungen draussen in der freien Natur geplätschert und gemurmelt hatte, starrte Götz Krafft heute wie ein Fremder an.

Es kam ihm vor, als wolle sich die Eisschicht, die den stets geschwätzigen Gesellen in Fesseln geschlagen, auch um sein Herz legen, als seien ihm heute wie den kahlen Bäumen, die dort die ferne Landstrasse nach Dachau und Freising umsäumten, die Blätter, alle Hoffnungen und Pläne für eine glücklichere Zukunft geraubt. Als stiegen die Nebel, in die sich diese einförmige winterliche Landschaft zu hüllen begann, empor aus dem eigenen Inneren und legten sich um sein Haupt, dicht und undurchdringlich, so dass alle heiteren Bilder, so dass sogar das holde Antlitz Eva Freys, auf dessen frohes Lachen er sich für diesen Abend so sehr gefreut hatte, in dem Dunkel der sich vorbereitenden Winternacht verschwanden.

In ein aus dem Schnee der Felder und Wiesen emporsteigendes Nebelmeer tauchte dieses späten Dezembertages kraftlose Sonne, deren Untergang die erste in seinem Leben ein-

sam verbrachte Weihnachtsnacht vor den Pulvermagazinen in Milbertshofen folgen sollte!

Zwischen den beiden grossen, sich von der bayrischen Hauptstadt nach Norden, gen Schleissheim und Freising ziehenden Heerstrassen liegen nördlich des kleinen Dörfchens Milbertshofen, in einsamer, menschenverlassener Gegend die Pulvermagazine der Garnison.

Eine breite, von hohen Bäumen eingefasste Strasse führt hier an dem Kaninchenberg vorbei in das Harter Holz. Auf ihrer Ostseite steht das schmucke Wachhaus, in dem jahraus jahrein ein Feldwebel mit seiner Familie wohnt, und das in seinem Erdgeschosse das Wachlokal für die nach den Pulvermagazinen kommandierten Mannschaften birgt.

Unheimlich anzuschauen in der Dämmerung des hereinbrechenden Dezemberabends stiegen die langgestreckten niederen Lagerhäuser wie grosse schwarze Särge aus dem endlosen Weiss der Winterlandschaft vor Götz Kraffts Augen empor. Es war gegen fünf Uhr nachmittags, als er zusammen mit Unteroffizier Dauer die gefährliche Stätte erreicht hatte, wo Hunderte von Zentnern der entzündbarsten Explosivstoffe lagerten, die ein unbeachtet gelassener Funke oder auch eine zufällige, von keinem Menschen zu kontrollierende Reibung in einem Momente zur fürchterlichsten Entladung bringen konnten.

Eine schwere Last der Verantwortung ruht auf den Schultern derer, die hier zum Wachdienste kommandiert sind, und in erster Linie auf den Schultern des Postens, der das weite Karree zu umgehen hat, von dem ein strenges Verbot jeden Wanderer mit einer brennenden Zigarre oder einer offenen Pfeife in weiter Entfernung hält.

Unteroffizier Dauer hatte es eilig. Er wollte seinen Weihnachtsabend doch nicht ganz drangeben, und so entledigte er sich, so rasch es eben gehen mochte, seines Befehls, den Ersatzmann für den erkrankten Schweikert dem wachhabenden Unteroffizier zu übermitteln.

Es war Haberl, Götz Kraffts alter Korporalschaftsführer von der Stube Nr. 9 in der Türkenkaserne, der in dieser Nacht die Wache in Milbertshofen hatte. Ein zufriedenes Lächeln zuckte um die Lippen des Wohlbekannten, als er sah, dass ihm der Feldwebel einen Einjährigen zum Ersatzmann geschickt habe. So schlimm war der Hohnleichner denn doch nicht, auch die Leute draussen auf der Wache wollten doch am Weihnachtsabende wenigstens eine kleine Feier haben.

So näherte er sich denn, nachdem Dauer gegangen, dem Einjährigen in vertraulicher Weise, und diesem auf die Schulter klopfend, meinte er gemütlich:

„Na, Einjähriger Krafft, haben S' dann die

Rumflaschen für die Weihnachtsbowlen im Tornister mitbracht?“

Götz Krafft verstand den Wink. Haberl hatte er während seines sechswöchigen Wohnens in der Türkenkaserne zur Genüge kennen gelernt. Sogleich auf dessen Ton eingehend, meinte er: „Im Tornister grad net, Herr Unteroffizier, aber der Herr Feldwebel wird wohl a Flaschen in sein' Keller hab'n, und draussen auf'n Hof laufen ja Enten und Hühner umanand.“

Haberl schnalzte. Der Einjährige, das war sein Mann.

Zum Glück hatte sich Götz Krafft an diesem Morgen ein Zwanzigmarkstück in die Tasche gesteckt. So sollte denn in Gottes Namen der Goldfuchs für diese seltsame Weihnachtsfeier vor den Pulvermagazinen draufgehen.

Nachdem er den Tornister abgelegt und sein Gewehr versorgt hatte, begab er sich zu dem im Wachhause wohnenden Feldwebel und fragte diesen, ob dessen Frau denn für Geld und gute Worte ein Abendessen für ihn und die Mannschaften bereiten wolle.

Die brave, dicke Frau Feldwebel war nach Rücksprache mit ihrem Manne zu allem bereit. Eine feiste Gans hing für den ersten Weihnachtstag bratfertig in der Küche, eine selbstgezogene und gemästete, die wollte sie dem Herrn Einjährigen gerne für sieben Mark verkaufen und herrichten. A Banzen Bier war schon um die

Mittagsstunde angesteckt worden und reichte vollkommen. Anderthalb Flaschen Jamaikarum waren auch noch vorhanden.

So gab denn Götz Krafft der braven Frau den Auftrag, die Gans zu braten und eine ordentliche Schüssel voll Kartoffeln zum Füllen der verschiedenen Magen zu richten. Die Rechnung für das verbrauchte Bier und den Rum solle sie ihm dann am nächsten Tage vor dem Abrücken zur Begleichung vorlegen.

Die langen Verhandlungen, die Götz Krafft in der Küche mit der Frau des Feldwebels geführt hatte, waren weder von seiten Haberls noch von seiten der Mannschaften unbemerkt geblieben.

Als er wieder in die Wachstube trat, wurde er mit lautem Hallo empfangen, und jeder einzelne bemühte sich, ihm gefällig zu sein und sich ihm, wo immer er nur wollte, zur Verfügung zu stellen. Haberl nahm ihn zur Seite und raunte ihm zu:

„Recht so, Eijähriger, aber koa Besoffenheit net, des kunnt mir auf d'Wach, wenn die Rund'n kummt, schlecht zu steh'n kemma!“

Götz Krafft versprach, zusammen mit ihm die Augen offen halten zu wollen. Dann machte sich der Unteroffizier daran, die Nachtwachen für die einzelnen Stunden zu verteilen.

Die ganze Wache dauerte vierundzwanzig Stunden, und zwar von zwölf Uhr mittags bis zur

Mittagsstunde des folgenden Tages. In dieser Zeit hatte jeder Mann je dreimal zwei Stunden Posten zu stehen, so dass sich die Wachmannschaft aus dem Unteroffizier, einem Gefreiten, der die Posten aufzuführen hatte, einem Wachdiener und vier Mann zusammensetzte. Also im ganzen sieben Mann.

Die ersten beiden auf Götz Krafft entfallenden Stunden hatte der abgelöste Schweikert schon am Tage von zwölf bis zwei Uhr mittags gestanden. Es verblieben ihm also noch vier Stunden, und Haberl war so freundlich, ihm über diese freie Verfügung zu lassen.

So wählte er denn die Stunden von zwölf bis zwei Uhr nachts und am folgenden Morgen von acht bis zehn Uhr, für die Haberl seinen Namen in das Wachbuch eintrug.

Wenn auch die Gedanken im Hause Eugen Freys bei Eva weilten, so freute er sich nun doch im Grunde seines Herzens über diese seltsame Weihnachtsfeier, die ihn dazu berief, armen, von der Heimat ferngehaltenen Soldaten mit einer gebratenen Gans und ein paar Mass Bier eine kleine Festesfreude zu bereiten.

Es war kurz vor acht Uhr abends, als die dicke Frau Feldwebel, den duftenden Gänsebraten auf einer grossen Schüssel, in dem Wachlokale erschien. Ein lautes Hallo der Soldaten begrüsste die Eintretende. Unteroffizier Haberl brach in

die Worte aus: „Der Einjährige Krafft soll leben hoch!"

„Hoch, hoch, hoch!" riefen nun auch die Soldaten.

Der Feldwebelsfrau auf dem Fusse folgte die das Federvieh und die Kuh drunten im Stalle bedienende Magd. Eine dralle Dirn aus dem Dachauer Moos, deren hochgewölbter Busen und deren pralle Waden den lauten Beifall des in Sachen der Weibsleut wohlbewanderten Unteroffiziers Haberl fanden.

Eine grosse, runde, bis zum Rande mit frisch abgekochten Kartoffeln gefüllte Schüssel setzte die Dirn neben den Braten. Mit den Taschenmessern, die man bei sich trug und aus den Händen begann das leckere Festesmahl, zu dem die Feldwebelsfrau ein kräftiges „Wohl bekomm's" gewünscht hatte.

Der Wachdiener wurde nach frischem Bier geschickt, und bald kreisten die Masskrüge in der Runde, deren süffiges, braunes Nass ein über das andere Mal auf das Wohl Götz Kraffts getrunken wurde.

Voll aufrichtiger Freude sass er selber inmitten der schmausenden und zechenden Mannschaften. Seine eigene festliche Stimmung erreichte ihren Höhepunkt in dem Momente, als die Feldwebelsfrau wieder auf der Schwelle des Zimmers erschien, einen duftenden Tannenzweig in der

Hand, auf dessen Ästlein vier Weihnachtskerzen in freundlichen Flammen brannten.

„O du fröhliche, o du selige
Gnadenbringende Weihnachtszeit“

begann nun einer der Soldaten, und der ganze Chor, Götz Krafft an der Spitze, fiel ein:

„Welt war verloren,
Christ ward geboren,
Freue dich, freue dich
O Christenheit!“

In fröhlichem Geplauder und unter dem Absingen volkstümlicher Lieder verbrachte die kleine Schar der für die Weihnachtsnacht vor die Pulvermagazine von Milbertshofen kommandierten Mannschaften die Abendstunden. Der Musikalische, der vorhin das Weihnachtslied angestimmt hatte, borgte sich des Feldwebels Schlagzither. Bei den hellen Klängen dieses oberbayrischen Nationalinstrumentes flog die Zeit dahin. Heimatslieder aus den stillen, jetzt im tiefen Weihnachtsschnee des Winters schlummernden Tälern der deutschen Alpen erwachten in den Herzen der heimatfernen Soldaten und traten am heiligen Abend unter den Klängen der allen so vertrauten Zither zum ersten Male, seit sie in München weilten, wieder auf die Lippen!

Wie wundenheilender Balsam drangen die Töne dieser Volkslieder in die Seele Götz Kraffts. An Löwenfeld und Mack musste er denken, als

die Soldaten eben zu den leise nachklingenden Akkorden der Zither den Refrain der schönen Strophe sangen:

> Und aus der treuen Freunde stillem Kreis
> Bringt jeder ihm das letzte Edelweiss.“

Die geöffneten Gräber von La Sallaz und München standen wieder vor seinen Augen. Und ganz plötzlich trat ein lieblicheres Bild vor seine Seele, da ein junger Soldat für sich allein mit heller Stimme sang:

> „Für's Lieb' er freudig eine Blume bricht,
> Ein Edelweiss, der Alm Vergissmeinnicht.“

Er war gar nicht mehr in dem rauchigen Wachlokal vor den Pulvermagazinen von Milbertshofen. Im Geiste stand er unter der strahlenden Weihnachtstanne an der Seite Eva Freys. Sie erfasste seine Hand vor dem blühenden Kamelienbaum, dessen Knospen sich in der Farbe lohender Liebe zum Weihnachtsfeste entfaltet hatten.

Da trat der Gefreite an ihn heran und sagte, dass es nun Zeit sei, sich fertig zu machen, der Mitternachtsposten an den Pulvermagazinen müsse abgelöst werden.

Als er, das Gewehr auf der Schulter, drei Schritte hinter dem Gefreiten hergehend, den knirschenden Schnee dieser Weihnachtsnacht betrat, ergoss der Vollmond sein zauberhaftes Licht über

die weite, weisse Landschaft. Kein Laut in der ganzen Ferne, nur die Schritte des drüben auf und ab schreitenden Postens, unter dessen schweren Stiefeln der Schnee knirschte.

Ungeduldig schien der Mann der Ablösung zu harren. Rasch, wie das unter den Soldaten, die den Vorgesetzten ferne wissen, üblich, war diese erledigt, und langsam schritt nun Götz Krafft, ganz allein mit sich selber und der erhabenen Stille einer deutschen Weihnachtsnacht am Rande des Waldes in den Zauberglanz des Vollmonds hinein. . . .

Der Instruktion gemäss hatte der Posten das grosse Quadrat, das die Pulvermagazine bedeckten, zu umgehen. Ein einmaliger langsamer Rundgang erforderte vierzig Minuten, so dass man während der zwei Stunden, die man Posten zu stehen hatte, einen solchen gerade dreimal vornehmen konnte.

Still, friedlich, kalt und einsam war diese Nacht. Aber im Herzen des nun sich ganz allein Überlassenen lohte die heilige Flamme jener unüberwindlichen Liebe, die einst, vor vielen hundert Jahren, sich in eben dieser Nacht vor den Toren Bethlehems auf die Fluren dieser Erde niedergesenkt, jener Liebe, die des Himmels Heerscharen freudig begrüsst hatten: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“.

„Friede auf Erden,“ sagte Götz Krafft vor

sich hin, da er die todbringende Waffe vor den Pulvermagazinen von Milbertshofen auf der Schulter trug.

Die Nebel des Abends waren gewichen, eine klare Helle lagerte fern am Horizonte. Das Lichtermeer der Stadt München, in deren Häusern Weihnachtstanne bei Weihnachtstanne an diesem Abend geleuchtet hatte. Und da er nun am Rande des Harter Holzes stand, wo die ersten Tannenbäume des deutschen Waldes dem kahlen Bilde des mit Pulvermagazinen bedeckten Landes einen freundlichen Abschluss gaben, pflückte er sich einen Zweig von einem dieser Bäume, der für ihn Erinnerung, Wunsch und Gelöbnis in dem harzigen Dufte seiner winterfrischen Nadeln barg.

Fern von dem Wachlokale, unter des Waldes ernsten Tannen blieb er stehen. Von Jahr zu Jahr, von Ort zu Ort, von Stunde zu Stunde schweiften die Gedanken, Vergangenes und Zukünftiges in wundersamem Weben verbindend. Biglmeyr und die Sorge wegen der vielleicht doch noch bevorstehenden Meldung Kerns, sie waren vergessen.

In dieser heiligen Nacht, hier am Rande des Waldes, fern von allen Menschen, da konnten diese Leute mit ihren kleinen Gedanken nicht an ihn heranreichen. Die Erinnerung an ferne Jugendtage, da er in Frankfurt zum erstenmal seinen Goethe voll Begeisterung gelesen, zauberte

die Worte auf seine Lippen, in denen die Stimmung dieser stillen, heiligen Nacht für ihn ihren letzten Ausdruck fand: „Beruhigt sind alle wilden Triebe, beruhigt das ungestüme Tun, es regt sich nun die Menschenliebe, die Liebe Gottes regt sich nun."

Ja, die Menschenliebe, die Liebe Gottes — ein und dasselbe, nur in verschiedenen Worten, ein und dasselbe für ihn, der — das fühlte er in dem Innersten seines ganzen Wesens — den dornenvollen Pfad zu beschreiten hatte, der nach dem heiligen Tempel entsagungsvoller Menschenliebe führte! Warum hatte er sich für Löwenfeld begeistert, warum wichen Trapp und die Baranow nimmer aus seinem Herzen, was zog ihn zu Schwareiter und was war der Weisheit letzter Schluss, der täglich, stündlich von den Lippen des blinden Philosophen Eugen Frey kam?

Eugen Frey!! Eine sanfte Hand legte sich in die seine, so deutlich fühlbar, als ob das kein Traumgesicht, als ob es Wahrheit wäre. Es war die Tochter des bewunderten Mannes, die in dieser Nacht draussen vor dem Walde tröstend und helfend, führend und die Pfade weisend im Geiste an seiner Seite stand. Aus dem zauberhaften Lichte dieser Landschaft leuchteten ihm die guten Augen dieses Mädchens, das bereit war, dem blinden Vater seine Jugend zu opfern. Wie die Prinzessin vor Tasso, sein guter Genius, erschien sie an seiner Seite, den wilden Sturm der

Leidenschaft, den auch sein junges Herz einst gekannt hatte, mit sanften Worten beruhigend.

Und hier, in jener bedeutungsvollen Weihnachtsnacht vor den Pulvermagazinen von Milbertshofen, da er, sein „Friede auf Erden“ auf den Lippen, diese Mord und Brand in sich bergenden Vorräte bewachen musste, während Eva Freys liebes Bild aufstieg in seinem Herzen, gedachte er in heiligem Ernste der Pflichten, die er der Geliebten, die er der Welt, die er sich selber gegenüber hatte.

Ein tiefes Verständnis für das, was Goethe seinem Volke gewesen und was er ihm selber sein ganzes Leben lang sein werde, keimte nun in seinem Inneren, als er sich zum Troste und zur Mahnung die ewige Wahrheit einsehen musste: „Viele Dinge sind's, die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen; doch andre können nur durch Mässigung und durch Entbehren unser eigen werden. So sagt man, sei die Tugend, sei die Liebe, die ihr verwandt ist. Das bedenke wohl!“

Mässigung und Entbehren! Hatte er die früher gekannt? — Zu Jeanne Ramuz und zu Mimi Kubitz schweiften jetzt seine Blicke in tiefer Beschämung zurück.

Aber er konnte sich aufrichten, denn dort im Lichte des Vollmondes sah er Eva Frey. Tiefaufatmend dachte er in dieser Stunde an den von den Erinnyen Verfolgten, dem im taurischen

Tempel die beseligende Gewissheit wurde, dass der reinen Schwester Segenswort hülfreiche Götter vom Olympus rufen kann. Hülfreiche Götter zur Entsühnung, dem, der sich dieses Leben durch Entbehren zu eigen macht, dem Selbstlosen, der das letzte freudig dahingeben konnte wie jener, dessen Geburt die Menschheit heute in allen Zungen pries und feierte. Hilfreiche Götter, dem, der getreu war bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze, und dem der Himmel des Lebens Krone nicht versagen konnte! — Sich selbst und seine heissen Wünsche zu kreuzigen, ihn verstehen, seiner wert zu werden, vielleicht hatte für den, in dessen Herzen diese Erkenntnis reifte, dieses ganze krause Menschenleben doch einen tiefen Sinn.

Aus diesen Gedanken fuhr er empor. Drüben knackte es auf dem Boden des Waldes. Mechanisch nahm er sein Gewehr fester. Aber voll kindlicher Freude verweilte nun sein Blick auf dem reizenden Bilde, das ihm der heimatliche deutsche Wald in dieser Weihnachtsnacht bot.

Aus dem Dickicht der Tannen waren drei Rehe im Glanze des leuchtenden Vollmondes, nur wenige Schritte von ihm entfernt, ins Freie getreten und schnupperten nun, emsig nach Äsung suchend. Er rührte sich nicht vom Platze, die Tiere nicht aufzuscheuchen und das liebliche, unvergessliche Bild dieses winterlichen Friedens nicht zu stören.

An einer Stelle, wo der Wind den Schnee weggeweht hatte, fanden die Tiere, was sie suchten, und von Galiläas fernen Hügeln glaubte er die Worte zu vernehmen: „Fürchtet euch nicht, ihr seid besser denn viele Sperlinge!"

Da flohen die scheuen Tiere zurück in den Wald. Er hatte es kaum bemerkt, dass er die zwei Stunden hier mit seinen Gedanken verträumt hatte, und war daher erstaunt, den Gefreiten mit der Ablösung auf sich zuschreiten zu sehen.

Als er das Wachlokal wieder betrat, schlummerte alles. Nur Haberl stand vor dem glühenden Ofen und schmauchte aus seiner Pfeife. Erst hier empfand Götz Krafft, dass ihm die Kälte der Winternacht und das lange Stehen am Waldrande doch zugesetzt hatten. Die Wärme des Ofens tat ihm wohl. Und sich eine Zigarre ansteckend, fragte er Haberl, ob er nicht zusammen mit ihm einen Grog trinken wolle.

Das liess sich der Unteroffizier nicht zweimal sagen, und bald sassen die zwei schwatzend beieinander, indessen die Soldaten auf ihren Pritschen in allen Tonarten schnarchten.

Der Gefreite gesellte sich zu ihnen und Haberl erzählte von früheren Dienstjahren und dann von der fernen Heimat, die jetzt hoch droben in den bayrischen Alpen am Fusse des Wetterstein in Schnee und Eis begraben lag.

„Merkwürdig," dachte Götz Krafft. „Dieser Haberl ist ja ein ganz anderer, als den er sich

sonst zu geben pflegt.“ Und immer mehr bestärkte sich in ihm die Überzeugung, dass die Kaserne mit ihrer grausamen Uniformierung der Menschen eine harte Schale um Herz und Geist lege, unter der manch guter Kern voll Süsse und Wohlgeschmack begraben ist, zu dem man fast niemals hindurchdringen kann.

Ist es nötig? musste er sich ein über das andere Mal fragen. Aber die notwendige Bejahung dieser Frage, die vielen so selbstverständlich erschien, vermochte er auch in dieser Nacht nicht zu finden, da wieder und wieder das selige „Friede auf Erden“ über alle Meere und durch alle Länder erscholl.

Allmählich wurde auch er müde und so schlief er denn, den Tornister unter dem Kopfe, auf der harten Holzpritsche den ganzen Rest der Nacht, bis der Wachdiener am Morgen mit dem Frühkaffee und den Brötchen erschien.

IV.

Aussendinge sind nur der Anstrich des Manns —
Ich bin mein Himmel und meine Hölle.
Schiller.

In fröhlicher Stimmung trat die Wachmannschaft durch den winterhellen Mittag des ersten Weihnachtstages den weiten Rückweg nach der Marsfeldkaserne an. Auch Götz Krafft war in der besten Laune und freute sich über die Schnadahüpfeln, die einzelne Soldaten auf dem Marsche vor der Stadt singend und johlend zum besten gaben. Winkte doch allen ein dienstfreier Nachmittag und Abend, denen morgen noch der zweite Feiertag folgen sollte!

Götz Krafft machte heimlich seine Pläne. Er hoffte Karl Frey bei dem Mittagsappell zu finden und dann gemeinsam mit diesem den Weg in die Goethestrasse anzutreten, um die am gestrigen Abend drangegebene Weihnachtsfeier dadurch nachzuholen.

Wiederholt musste Haberl zur Ruhe mahnen, wenn die Stimmen der Soldaten allzu laut gröhlend in die Ruhe dieses ersten Weihnachtstages vor den Toren der Stadt hinausklangen, wenn die von ihnen gesungenen Lieder inhaltlich eine gar zu bedenkliche Wendung nahmen.

Allmählich war man in die Nähe der Stadt gekommen, und aus der nicht mehr allzuweit entfernten Max II-Kaserne konnte einem immerhin ein Offizier oder Feldwebel in den Weg laufen. Als die jungen Leute voll Übermut die Strophe anstimmten:

„Eine Schwalbe macht noch keinen Summer,
Wenn es auch die erste ist,
Und ein Mädchen macht mir keinen Kummer,
Wenn's auch eine Jungfer ist“

kommandierte Haberl: „Tritt gefasst, Augen rechts!“

Es war ein Leutnant von der Luftschiffer-lehrabteilung, der hier in der Gegend, wo die ersten Häuser am Rande des Oberwiesenfeldes ihren Anfang nahmen, wohnen und nun den Gang zu seinem weihnachtlichen Mittagsessen antreten mochte.

Vergnügt winkte der junge Offizier ab.

Diese Ehrenbezeugung vor dem Vorgesetzten rief plötzlich in Götz Krafft die Erinnerung an den letzten in München verbrachten Abend wach. Mit einem Male war seine gute Stimmung verflogen.

Er konnte sich der bangen Sorge nicht erwehren, dass trotz alledem eine unangenehme Überraschung seiner in der Kaserne warte, und mit einer wahren Ungeduld trieb es ihn vorwärts, diese quälende Ungewissheit los zu werden und

Sicherheit darüber, ob ihm etwas bevorstehen sollte, zu erlangen.

Endlich sah man die grossen, roten Gebäude der Marsfeldkaserne vor den Blicken aufsteigen. Von dem kleinen Türmchen des inmitten des Marsfeldes stehenden Schulgebäudes schlug es gerade zwei Uhr, als die Wachmannschaft das Kasernentor passierte.

Ungeduldig trat Feldwebel Hohnleichner aus der Tür seiner provisorisch in dem vorderen Teil der Kaserne liegenden Wohnung. Gerade in dem Momente, als die Wachmannschaft, Haberl an der Spitze, an der Wohnungstür des Feldwebels vorüberschritt, sah Götz Krafft den Arrestunteroffizier aus einer der dicht neben der Feldwebelswohnung gelegenen Zellen kommen und ihn zu seinem nicht gelinden Schrecken einige Worte mit Hohnleichner wechseln.

Nur im Fluge konnte er das bemerken, denn schon hatte Haberl den nach dem Hofe führenden Ausgang erreicht. Bald schritten sie alle über diesen der Baracke zu, in welcher die Kompagnie Biglmeyr vorläufig untergebracht war.

Vizefeldwebel Pfab, der als Unverheirateter ein Zimmer in der Baracke hatte, versah in der Nacht die Funktionen des Feldwebels, weil man diesen mit Frau und Möbeln in der Baracke nicht hatte unterbringen können.

Man hatte sich kaum der Tornister entledigt, als Hohnleichner die am ersten Feiertage durch

den Urlaub sehr reduzierte Kompagnie zum Mittagsappell antreten liess.

Karl Frey stand an Götz Kraffts Seite und hörte gelangweilt den sich täglich in gleicher Weise wiederholenden Einzelheiten des Kompagniebefehls zu. Lang konnte der heute nicht sein, da für den folgenden Feiertag kein Dienst befohlen war. Aber klopfenden Herzens lauschte Götz Krafft den Worten des Feldwebels, und es war ihm, als erstarre alles Blut in seinen Adern, da Hohnleichner mit eintöniger Stimme las:

„Mit drei Tagen Mittelarrest wird bestraft: Einjähriger Krafft wegen Unterlassung der vorschriftsmässigen Ehrenbezeugung gegenüber einem direkten Vorgesetzten."

Erschrocken wandten sich die Blicke Karl Freys ihm zu. Er selber war einen Augenblick völlig ausser Fassung. Es schien ihm nicht möglich, das Ungeheure zu begreifen, dass er heute am ersten Weihnachtstage, nachdem er in dieser Nacht redlich und unter Aufopferung seiner persönlichsten Wünsche seine Pflicht getan, wegen eines Versehens, dem keinerlei Motiv zugrunde lag, für drei Tage bei Wasser und Brot eingesperrt werden sollte.

Es war ihm, als müsse er gleich auf der Stelle einen Einwand machen, dem Feldwebel die ganze Sachlage auseinandersetzen und diesen bitten, den Hauptmann, der sich sicher nur in einem verhängnisvollen Irrtume befinden konnte,

über den ganzen Vorgang in der Neuhauserstrasse, der zu dieser Bestrafung geführt hatte, aufzuklären.

Doch da fiel ihm rechtzeitig ein, dass dem Soldaten das Recht der Beschwerde ja nur nach verbüsster Strafe zustand, dass Kern ihn gemeldet, und dass Biglmeyr, der heute wohl schwerlich zu finden war, dem Offizier Glauben schenken würde und musste, und seinen heiligsten Beteuerungen nicht.

Wie Frey und Dauer richtig vermutet, hatten die Vorgesetzten ihm sein Versehen als bösen Willen ausgelegt, als Widerstand gegen die über ihm und allen anderen in dieser Lage waltenden unbeugsamen Gesetze. Der Hauptmann hatte die willkommene Gelegenheit benutzt, ihn gerade heute am Weihnachtstage seine Macht fühlen zu lassen und ihm auf sein Eintreten für Mack und auf die in seinem Drama vertretenen Anschauungen diese barbarische Antwort zu erteilen. Aber die köstlichen Stunden, die er in dieser erhabenen Winternacht, fern allen Menschen, mit sich allein verlebt hatte, sie waren nicht umsonst seine Stunden gewesen, die auch in des Kerkers dämmerige Nacht drei Tage lang hineinleuchten und ihn durchsonnen würden, ihn hoch erhebend über die anderen da draussen, die nicht ahnen und nicht wissen konnten, wieviel beseligender es ist, Unrecht zu leiden als Unrecht zu tun!

Die Bestrafung Götz Kraffts war der letzte

Satz des heutigen Kompagniebefehls gewesen, den Hohnleichner zu verlesen gehabt.

„Ganzes Bataillon kehrt. Weggetreten!“ ertönte nun seine Stimme, und fröhlich machten sich die anderen daran, in den sonnenleuchtenden Weihnachtsnachmittag hinauszuziehen.

In der Mannschaftsstube, wo Götz Krafft seine schlechteste Exerzieruniform für seine drei Tage Kasten anlegte, hatte er Gelegenheit, Karl Frey noch für einen Augenblick zu sprechen. Er trug ihm Grüsse an Vater und Schwester sowie an Miss Wood auf und bat ihn, bei Frau Niebling vorzusprechen und dieser mitzuteilen, dass ihr Mieter für drei Tage sein Quartier bei dem Arrestunteroffizier der Marsfeldkaserne aufgeschlagen.

Ein gefälliger Soldat, den des Hauptmanns Fürsorge für die Weihnachtstage wegen schlecht geputzter Stiefel mit Kasernenarrest beglückt hatte, holte Götz Krafft noch einen Imbiss aus der Kantine. Nachdem er diesen eingenommen, trat er in der Stille dieses Weihnachtsnachmittages in der Kaserne den schweren Gang zu der Wache an, um sich dort bei dem Arrestunteroffizier zu melden.

Es war eine enge, drei Schritte lange und zwei Schritte breite Zelle, in die der mitleidig lächelnde Unteroffizier den Einjährigen wegen seines Verbrechens einschloss. Durch ein an der Decke angebrachtes, vergittertes Fenster, das für

den Dunkelarrest verschlossen werden konnte, fiel ein schwacher Schein des Tageslichts in den unbehaglichen Raum und beleuchtete die kahlen, mit Leimfarbe bestrichenen Wände.

An der einen Seite, aufgezogen und mit einem Vorlegeschloss befestigt, befand sich die hölzerne Pritsche, die am Abend als hartes Lager herabgelassen und alle drei Tage — an dem sogenannten guten Tage — mit dem aus dem Mannschaftszimmer herbeigeholten Bett des armen Sünders belegt wurde. An den anderen Tagen konnte er zusehen, ob er auf dem in alle Muskeln des Körpers schneidenden Holze den meistens vergeblich gesuchten Schlaf endlich fand. Sogar der sonst bewilligte Schemel fehlte in dieser Zelle, so dass sich Götz Krafft auf die Fliesen des Bodens setzen musste.

Wenigstens war es warm. Die in der Marsfeldkaserne neu angelegte Zentralheizung entsandte eines ihrer Rohre auch an diesen sonst so vernachlässigten Ort, und sogar den Knopf einer elektrischen Klingel gewahrte er neben der Tür, welche die Verbindung mit der Kasernenwache herstellte und dem Gefangenen die Möglichkeit gab, in Fällen des Unwohlwerdens sofort einen der Wachhabenden in Kenntnis zu setzen.

Nachdem er etwa eine Stunde in der Zelle gesessen, machten sich schon die Ungeduld und die furchtbare Langeweile fühlbar. Die Kasernenuhr befand sich gerade über dem Haupteingang, der

den Arrestlokalen gegenüberlag, und verkündete mit unbarmherzigen Schlägen jede Viertelstunde, gleichmütig daran mahnend, wie langsam in dieser Lage Stunde zu Stunde und Tag zu Tag verstrich.

Die matten Strahlen der Wintersonne, die sich, da er gekommen, durch das hohe Fenster gestohlen hatten, waren verschwunden. Bedeckten Wolken den Himmel oder sank schon der Tag? Es war nicht möglich, von hier aus auch nur einen Streifen des Himmels, auch nur ein Stückchen der Aussenwelt zu entdecken, das Brett vor dem hohen Fenster nahm jeden Ausblick weg.

Dort lag das Kommissbrot, das man ihm eingehändigt und mit dem er drei Tage lang seinen Hunger stillen, dort stand der irdene Krug mit Wasser, aus dem er seinen Durst löschen musste, weil er, im Gespräche mit Eva Frey begriffen, den Premierleutnant Kern in der Neuhauserstrasse nicht gesehen hatte!

Eva Frey! Liess sie seine Phantasie, liess sie sein Herz nicht eintreten in diesen Kerker, tröstend die Hand auf seine brennende Stirn zu legen!!

Und dann! War sie nicht die Tochter jenes grossen Mannes, das Kind des blinden Philosophen, von dem er lernen wollte und lernen konnte, was ein Schicksal zu ertragen heisst? Sass der nicht seit zwanzig Jahren in ewigem Dunkel, sich und seinen Gedanken und nur sich

allein überlassen? Baute dieser wunderbare Mann nicht eine neue Welt aus den eigenen Gedanken und Begriffen, aus dem trotz allen Dunkels in strahlender Helle leuchtenden Innern seiner grossen Seele auf?

Ohnmächtig waren ein Biglmeyr und ein Kern einem solchen Menschen gegenüber, und ohnmächtig sollten, mussten sie auch ihm selber gegenüber sein.

Und der Raum und Zeit siegreich überwindende menschliche Gedanke, der ihn zu Eugen und Eva Frey getragen, er führte ihn in diesen stillen im Kerker verbrachten Stunden hinüber zu dem fernen Frankfurt, wo man seiner am heutigen Weihnachtstage sicher nicht vergessen hatte. Er geleitete ihn hinaus in seine stille Stube in der Pappenheimstrasse, wo seine Arbeit ihrer Vollendung harrte, die Arbeit im Dienste der Wissenschaft, im Dienste der ewigen Wahrheit, die Arbeit, deren inneren, nur ihm allein gehörenden Gehalt ihm kein Biglmeyr und kein Kern entreissen konnte, trotzdem er in diesem Jahre Soldat und nichts als Soldat war.

Die Toten, die er geliebt hatte, Löwenfeld und Mack, standen plötzlich neben ihm. Aus den treuherzigen Augen des dahingeopferten Theologen, dessen kleine Gestalt er sich zum Greifen deutlich vorstellen konnte, glaubte er die Mahnung zu lesen, dass auch er etwas von der

Seligkeit empfinden müsse, die ein einzig Grosser denen zugesprochen, die unverdientes Leid trugen!

Es war dunkel geworden, der Abend kam. Die erste Nacht in der stickigen ungelüfteten Zelle, die zu wenig Raum zu freiem Atmen bot.

Und dann wieder ein langer Tag und wieder eine Nacht, und noch ein Tag und noch eine Nacht, die ihm Zeit genug liessen, nachzudenken, zu arbeiten an dem eigenen inneren Menschen, wie Eugen Frey durch zwanzig lange Jahre seines Blindseins an dem eigenen Menschen gearbeitet hatte!

Der Arrestunteroffizier erschien. Er füllte den Krug mit frischem Wasser und liess die Pritsche herab. Dann ging er wortlos wie er gekommen, und wie das seine Vorschrift war.

Und wirklich die Ermüdung von der Wache der letzten Nacht, die Abspannung der erregten Nerven und die Ruhe seines Gewissens taten ihre Pflicht. Götz Krafft verfiel in einen tiefen Schlaf, aus dem ihn erst der Dämmerschein des nächsten Tages weckte.

Freilich, ein grauer, ein trübseliger Tag, dieser zweite Weihnachtsfeiertag in der Gefangenschaft. Der Hunger meldete sich und das harte trockene Brot wollte nicht hinunter, das Wasser, mit dem er seinen Durst löschen wollte, war schal und abgestanden, der langen Stunden ewiges Einerlei niederdrückend. Aber die Sonne kam und die Sonne ging, und mit dem kommenden

Morgen würde der letzte Tag seiner Gefangenschaft angebrochen sein.

Als sich am Abend die Tür seiner Zelle öffnete, erschien an Stelle des Arrestunteroffiziers ein Soldat von der Kasernenwache, der das Wasser wechselte und die Pritsche herunterliess. Während der Arbeit murmelte er Götz Krafft zu, von dem Einjährigen Frey liege ein Paket in dem Papierkasten auf dem Abort, das er sich holen könne. Er dürfe aber beileibe nichts merken lassen.

Das war sicher eine Kleinigkeit zu essen, die man ihm mitleidig zustecken wollte. Heute abend tat diese Kleinigkeit bitter not.

Der ungewohnte Genuss des harten Kommissbrotes, das sich in den Därmen zu Schmerzen verursachenden Klumpen ballt und bei denen, die nicht daran gewöhnt sind, wegen seines reichen Gehaltes an Körnerschalen zum grossen Teile wieder unverdaut abgeht, hatte den knurrenden Hunger des Magens nicht befriedigt. Er musste fürchten, dass eine ernste Störung des ganzen Verdauungsapparates leicht die Folge eines fortgesetzten Genusses dieses einzigen, schwer verdaulichen Nahrungsmittels sein werde, zumal da der völlige Mangel an Bewegung die Tätigkeit seiner Därme schon in diesen dreissig Stunden absoluter Ruhe beeinflusst hatte.

So bat er denn, nachdem der Soldat gegangen, den durch ein Zeichen der elektrischen

Klingel herbeigerufenen Arrestunteroffizier, austreten zu dürfen. Wirklich fand er an dem von dem Soldaten bezeichneten Orte das kleine Paket.

Es sorgsam unter seinem Rocke bergend, schritt er nach der Zelle zurück. In dem völligen, abendlichen Dunkel des Raumes vermochte er nicht zu unterscheiden, was man in das Papier eingewickelt hatte. Weich und glitschig fühlte es sich an. Er roch daran, um durch den Geruch den Inhalt des Pakets zu bestimmen, allein auch die Nase gab ihm keinen Aufschluss. Schon erfasste ihn ein Ekel in dem Gedanken an den Ort, wo er das Paket gefunden, und dass er nun im Begriff stand, vielleicht im Dunklen des Hungers halber etwas rasch hinunterzuschlingen, von dem er gar nicht wissen konnte, was es denn eigentlich war. Hatte sich der Soldat einen schlechten Scherz mit ihm erlaubt?

Da fiel ihm zu seinem Glücke ein, dass er ja eine Schachtel Zündhölzer, die er stets bei sich trug, in seiner Tasche haben musste. Von der sonst wohl üblichen Visitation der Arrestgefangenen hatte man bei ihm abgesehen.

Richtig, da stak sie. In dem Scheine des hell aufflammenden Streichholzes gewahrte er in dem Pakete einige saftige Scheiben gekochten Schinkens, die er nun voll Gier und rasch wie ein Dieb verschlang.

Draussen hallten Schritte. Er knäulte das

Papier zusammen und steckte es in die Hosentasche. Eine Spur, die man fand, hätte ihn und seinen Wohltäter noch weitere fünf Tage ihrer Freiheit gekostet. Aber die Schritte entfernten sich, und die tiefe Ruhe, die sich nun über die Arrestzelle legte, wurde durch kein Geräusch mehr gestört.

Und auch die zweite Nacht und der folgende Tag gingen dahin. Endlich war der Abend des dritten Tages gekommen. Götz Krafft legte sich auf der Pritsche nieder.

Eben wollte er einschlafen, als man an seine Tür pochte. Gleich darauf rasselte der Schlüsselbund in der Hand des Arrestunteroffiziers, und strahlend in seiner kleidsamen, hellblauen Uniform stand im Scheine der Laterne, die der Unteroffizier in der Hand hielt, der Offizier vom Dienst vor dem in den staubigen Kleidern seine Ehrenbezeugung erweisenden Götz Krafft.

„Einjähriger Krafft, bestraft mit drei Tagen Mittelarrest wegen Versäumnis der vorschriftsmässigen Ehrenbezeugung gegenüber einem direkten Vorgesetzten,“ meldete er, wie das seine Pflicht war. Und beschämt suchte er sich in seinem Aufzuge, den Schmutz von drei Tagen und zwei Nächten im Gesichte, vor dem strahlenden Offizier möglichst zu verbergen.

Es war Graf Glohna, der heute den Kasernendienst hatte. Er schien guter Dinge, denn als

er den Einjährigen in diesem Aufzuge erblickte, schmunzelte er offenbar belustigt vor sich hin.

Dann schlug die Tür der Zelle wieder zu. — Morgen würde er die Sonne und den Himmel und das ganze blühende Leben draussen wieder sein eigen nennen.

V.

Denn mit den Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsicheren Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.
Goethe.

Des Nachmittags um zwei Uhr, genau nach zweiundsiebzig Stunden, wurde Götz Krafft aus dem Arrest entlassen.

Mit lautem Lamento empfing ihn zu Hause Frau Niebling. Die gute Frau war ausser sich über das Götz Krafft widerfahrene Unrecht. Sie drang in ihn, sich durch den ältesten Offizier der Kompagnie bei dem Regimentskommandeur über den Hauptmann zu beschweren.

„Der Biglmeyr," sagte sie, „hat so wia so droben an Hasen im Pfeffer lieg'n. Erst der Herr Mack, und dann Sie, des kunnt eahm scho a scheene Suppen einbrock'n."

Lächelnd beruhigte sie Götz Krafft.

Dort auf dem Tische seines Zimmers lag die fast vollendete Arbeit über Klopstock. Ihre Fertigstellung würde ihm weiter über das Schlimmste

hinweghelfen. Diese Herren, die mit rauher Hand in sein und anderer Leute Leben eingreifen wollten, sie durften für ihn keiner Trübung seiner Seelenstimmung wert sein.

Neben seinem Manuskripte fand er zwei Pakete. Ein grosses aus Frankfurt. Es enthielt die Weihnachtsgeschenke aus der Heimat, die infolge seiner Strafe erst heute in seine Hände gelangten. Ein Kistchen Zigarren und ein paar wollene Handschuhe, die ihm die stets stille Mutter selber gestrickt hatte!

Seine Mutter, die rätselhafte Frau, deren lange Krankheit, kaum eine Krankheit in des Wortes gewöhnlichem Sinne, sie nun schon seit Jahren von der Rolle einer Mutter in des Wortes schönem und tiefem Sinne ausschloss. Und dennoch seine Mutter, von der er sich erinnerte und von der er wusste, dass hundert edle Keime, die niemals geweckt worden waren und niemals geweckt werden konnten, in ihrem kranken Gehirne schlummerten. Hundert Keime, die bei ihm selber von Jahr zu Jahr zu kräftigerer Entfaltung kamen.

Plötzlich heute, da er die von der armen Frau gestrickten Handschuhe in seinen Händen hielt, stand aus den fernen Tagen der Knabenzeit diese Mutter, da sie noch gesund gewesen, vor seiner Seele. Die seltsame, in der Jugend schöne Frau mit den tiefen, dunkelbraunen Madonnenaugen und den edlen Linien um Nase und Mund, die Frau

mit der hohen, offenen, von kühn geschwungenen Augenbrauen kraftvoll unterzogenen Stirne, die nichts als des Weibes tiefste Leidenschaft zu dem Vater geführt hatte, deren reiches Herz, solange sie die Herrin ihrer Gedanken gewesen, stets nur für die anderen geschlagen hatte, deren Offenheit und Wahrheitsliebe keine Beschönigung und keinen feigen Ausweg gekannt hatten.

O, er, vielleicht er allein von den Geschwistern, bewahrte noch eine tiefe Erinnerung an jene fernen Jahre, da die Mutter gesund gewesen und ihn geliebt und ihn verteidigt hatte.

Das alles war jetzt vorbei, vorbei seit Jahren, seitdem die prächtige Frau nach der Geburt des jüngsten Bruders in unheilbare Krankheit verfallen.

Aber noch heute klang der Ton ihrer entflammten Leidenschaft in seinen Ohren, den er aus ihrem Munde vernommen, da das Dienstmädchen ihn der Lüge geziehen, der wunderbare Ton, mit dem sie damals gesagt hatte: „Nein, lügen soll Götz?! Götz lügt niemals!“ Und noch heute erinnerte er sich ihrer Erzählung, dass sie ihn einst, da er noch ein kleines Kind gewesen, ihrem Herrgott abgerungen, nachdem ihn die Ärzte aufgegeben, und dass ihr damals die Gewissheit geworden, dass der durch ihr Gebet gerettete Knabe zu einem Dasein der Güte und der Menschenliebe berufen sei.

Voll tiefer Rührung führte er die wollenen

Handschuhe an seine Lippen, das Weihnachtsgeschenk einer Mutter, deren hohe Gaben und deren tiefe Leidenschaft, deren Glauben, der die Berge versetzen konnte, ein neidisches Schicksal für immer zertrümmert hatte.

Und dennoch! War's nicht an ihm, dass sie nicht umsonst gelebt? Fühlte er nicht alles, was er an ihr nur aus ferner Erinnerung bewundern konnte, seltsam wiederkehren in dem eigenen Herzen, gross und stark und männlich geworden in ihm selber, dessen fester Wille alle bösen Geister zu bannen berufen war.

Er las den lieben und sorgenvollen Weihnachtsbrief des Vaters, der in dem Paket steckte.

War's denn des Vaters Schuld, dass er des Sohnes krausen Sinn und dessen vielverschlungene Lebenspfade nicht begreifen konnte? Der Vater, der aus so einfachen Verhältnissen hervorgegangen, der schon als Gymnasiast in dem harten Kampfe um das tägliche Brot gestanden hatte?

Hinüber in das ferne Frankfurt flogen seine Gedanken zu den Eltern und den Geschwistern, von denen keines ahnte, wie hier der Sohn und Bruder sein Weihnachtsfest verbracht hatte.

Ein Fest des Segens trotz allem, dessen reichen Besitz ihm keiner von allen denen, die ihn hatten kränken wollen, jemals zu entreissen imstande war.

Und nun nahm er das andere Paket, dessen Herkunft er sich nicht erklären konnte. Es enthielt eine kleine lederne Brieftasche. Als er diese öffnete, fiel ihm die Visitenkarte Eva Freys entgegen.

Also wirklich. Sie hatte an ihn gedacht, hatte ihm eigenhändig — denn der kleine Kranz von Heidenröschen, der in die Innenseite der Brieftasche gestickt war, rührte wohl von ihren lieben Händen her.

Beseligt las er die Karte: „Dem Einsamen, der uns am heiligen Abend im Stiche liess, ein Heiderosenkränzlein. Eva Frey."

Genauer betrachtete er nun die Arbeit, sich in die Einzelheiten zu versenken, gedenkend der Stunde, da das liebe Mädchen für ihn Stich zu Stich geführt.

Und da — heiss stieg es empor in seinem Herzen — da bemerkte er zwischen diesen Rosen ein einziges, kleines Vergissmeinnicht, das ihn bescheiden anschaute mit hellem, blauem Auge, die bange Frage in dem zarten Kelche: „Ist denn in deinem Herzen ein kleines, ganz kleines Plätzchen für mich?"

Da stieg es dankbar auf aus seinem Herzen, dass er doch reicher, viel reicher als all die anderen, die ihn in diesen Weihnachtstagen bemitleidet hatten, sei.

Der Abend führte ihn mit den lieben Menschen zusammen.

Karl Frey, der an diesem Nachmittag Urlaub gehabt, holte ihn ab und führte ihn Vater und Schwester zu. Miss Wood war, wie Karl ihm mitteilte, heute bei ihrer Gesanglehrerin eingeladen.

Schon auf dem Gange kam ihnen Eva entgegen.

„Vater ist heute so aufgeräumt wie selten,“ sagte sie voller Freude. „Er freut sich auf diesen Abend und auf Ihren Besuch, Herr Krafft.“

Dann führte sie Götz in das Empfangszimmer, wo unter dem Bilde der verstorbenen Mutter die Weihnachtsbescherung aufgebaut stand.

Sie deutete nach dem in der Mitte des Geschenktisches stehenden, blühenden Kamelienbaum. Fröhlich kam es von ihren frischen Lippen:

„Das ist die schönste Weihnachtsfreude, die man mir bereiten konnte, der Baum. Wie dank' ich Ihnen!“

Sie schüttelte Götz Krafft die Hand.

„Und auch Sie haben an mich gedacht, Fräulein Evchen.“

Sie senkte den Blick.

„Erst gestern und vorgestern habe ich es rasch gestickt, weil Sie so lieb zu mir gewesen waren und so einsam die schönen Tage verbringen mussten,“ sagte sie rasch.

„Auch ich danke Ihnen, Vergissmeinnicht.“

Errötend wandte sie sich ab.

Da trat Karl Frey in das Zimmer und bat, zu dem Vater hinüberzukommen.

Behaglich aus einer langen Pfeife schmauchend, sass der Blinde in seinem Sessel. Eva brachte den Tee. Nachdem sie dem Vater alles zur Hand gelegt, setzte sie sich in den Schatten eines der hohen Bücherregale. Ihre Tasse Tee in den Händen, sassen Karl Frey und Götz Krafft neben dem knisternden Ofen, und den drei jungen Menschen war es, als nähme nun eine andacht- und weihevolle Stunde ihren Anfang.

„Karl hat mir erzählt," begann Eugen Frey, die erloschenen Augen nach der Richtung wendend, wo ihn der leise Schimmer, den er noch hatte, Götz Krafft vermuten liess. „Sie haben in diesen Weihnachtstagen Unangenehmes erfahren, aber vielleicht haben auch Sie eingesehen, dass dem Weisen das Schicksal nichts nehmen kann."

Wie seltsam das Götz Krafft berührte, dass der Blinde wie ein Hellseher einen Teil seiner eigenen Gedanken ihm von der Stirne abzulesen schien.

Eugen Frey fuhr fort:

„In meinem Buche ‚Das Eigenste des Eigenen' habe ich den Satz aufgestellt, dass das Bewusstsein, nichts sein eigen zu nennen, den höchsten Reichtum des Menschendaseins bedeutet, weil das Bewusstsein — und das gehört uns, so

lange wir leben, denn nur so lange wir denken, leben wir — den einzigen wirklichen Besitz bedeutet.

In Lust- und Schmerzgefühl äussert sich dieses Bewusstsein — und das Gefühl, den Schmerz überwunden zu haben, ist die höchste Lust. Es ist die Lösung des letzten Rätsels, in das sich alle grossen Taten, die wir bewundern, hüllen.

Lust in der Überwindung des Schmerzes zu finden und darum den Schmerz nicht zu fliehen, nein, zu suchen, ist stets das Ziel gewesen, dem der Menschheit grösste Märtyrer und Helden entgegengestrebt haben.

Wer die Furcht nicht kennt, die die Masse leitet, dem stehen Gewalt und Willkür waffenlos gegenüber. Ihm lösen sich der Menschheit letzte Fragen wie das Problem des Mathematikers in einfache Gedankenschlüsse auf.

Die praktische Vernunft, die einst der grosse Kant gepredigt, der freie Wille zu moralischer Entschliessung werden ihm zum zwingenden necesse est des Naturgesetzes, und Religion und Wissenschaft fliessen für ihn in eins zusammen.

Vielleicht haben Sie von dieser tiefen Wahrheit etwas empfunden, von ihr, welche die Lehre der griechischen und römischen Philosophen durchzittert, die da lebt in dem Evangelium des Nazareners, die aus Spinozas und aus Goethes, aus Kants und Schillers Schriften in

der gleichen Weise zu uns spricht. Etwas von dem weltüberwindenden Idealismus, der dem Strafgerichte seinen Stachel und dem Fluche seinen Giftgehalt nimmt!

Die Selbsterkenntnis, von der ich neulich zu Ihnen gesprochen habe, führt zu der Selbstüberwindung, und entsagen zu können, ist des ganzen, langen Menschenlebens letzter Trost!

Wer es nicht lernt, wird es lernen müssen. Ihm, der sich nicht selber zum Meister wurde, wird die Natur zur Meisterin, die unüberfliegbare Grenzen für Körper und Geist gesetzt hat.

Grenzen der Erkenntnis und Grenzen des Wollens, Grenzen des Könnens und der Lebensmöglichkeit. Aber auch Grenzen der Leidenschaft und der Willkür, Grenzen der Geschichte, die sich in ewigem Kreislauf wiederholt. Grenzen den Völkern, Grenzen jedem einzelnen, die zu überspringen er sich vergebens anschickt.

Kaiser und Könige, Denker und Dichter haben sie niemals überflogen, werden sie nimmer überfliegen können, und selig der Erkennende, der sich still bescheiden niemals an diesen Grenzen stösst.

Religionen über Religionen hat die denkende und fühlende Menschheit in ihren Kinderjahren ersonnen, die mit dem starken Fittich des Glaubens diese Grenzen überfliegen sollten, und der Fittich erlahmte, ehe er den Menschen über diesen Abgrund trug.

Aber wo der Glaube und die Erkenntnis versagten, stand dem Menschen das Herrlichste zur Seite, dessen Besitz der einzig bleibende ist, das mächtige und elementare Gefühl, das wir Liebe nennen, das uns allein über des Lebens Höhen und Tiefen hinwegtragen kann.

Und was ist diese Liebe? Freude! Lust! Gegenteil des Schmerzes. Freude am Glück des andern, Freude am Siege des Guten, Freude an der Überwindung des Schlechten, Freude, die bis zu der Aufopferung der eigenen Persönlichkeit führen kann.

Freude auch noch mit erloschenen Augen an dem einstmals geschauten Lichte, Freude auch noch mit erloschenen Augen an dem Lichte, das andere schauen dürfen, Freude an dem uns selber Versagten, Freude, die so zur Liebe wird!“

Wie ein Schimmer der Verklärung ging es über die Züge Eugen Freys. Im Innersten erschüttert, betrachtete Götz Krafft den seltsamen Blinden, in dessen wunderbarer Seele das eigene Unglück zur Freude an dem Glück des andern, zur Liebe geworden, in der die letzte Spur des Egoismus, der diese ganze Welt zu beherrschen schien, ertötet war.

Auf einen leisen Wink Karl Freys stand Götz Krafft auf.

Der Blinde hatte sich in einen hohen Grad der Erregung hineingeredet, und Blutwallungen

nach dem Kopfe sollten bei dem Zustande seiner Augen, denen ein erneuter Bluterguss auch den letzten Lichtschimmer nehmen konnte, vermieden werden.

Aber Eugen Frey, dessen in all den Jahren wunderbar entwickeltem Tastsinne Karls Bewegung nicht entgangen war, wehrte ab:

„Lass nur, Karl! Mit unserem philosophischen Thema sind wir für heute zu Ende. — Nur noch eine kleine Weihnachtsfreude möchte ich deinem Freunde bereiten. Sieh mal nach! In der untersten Schublade im linken Schränkchen meines Schreibtisches liegen vier alte Pergamentblätter. Seit Jahren, seit zwanzig Jahren liegen sie da."

Karl nahm den Schlüssel aus der Hand des Blinden, und nach einer Minute des Suchens reichte er dem Vater eine kleine, mit einer Seidenschnur zusammengebundene Rolle.

„Das meinst du wohl, Vater?"

Nur wenige Sekunden betastete Eugen Frey das ihm von Karl in die Hand gelegte Pergament, dann sagte er mit aller Bestimmtheit: „Ja, das ist es."

Und sich an Götz Krafft wendend fuhr er fort:

„Diese Blätter entstammen dem Nachlass meines Schwiegervaters, der Professor der deutschen Sprache in Wien gewesen ist. Als ich das Licht der Augen noch mein nennen durfte, damals, da ich den Nachlass ordnete, hatte ich die Absicht, diese Schrift zu entziffern und, wenn

sie einen Wert hatte, zu veröffentlichen. Dann kam plötzlich mein Unglück. Ich verlor meine Stellung an der Universität, ich wurde blind, und so sind diese Blätter liegen geblieben. Schon damals, als ich Sie das erstemal sah, fielen mir diese Blätter wieder ein. Karl ist andere Wege gegangen, und für Eva haben sie keinen Wert. Sie wollen sich der Literaturgeschichte widmen, die Germanistik gehört mit dazu. Sie haben junge, gesunde Augen, versuchen Sie Ihr Glück, sehen Sie zu, ob Sie das alte Pergament entziffern können, und ob es einen Wert für Sie hat."

Von der freundlichen Gesinnung, die aus allen diesen Worten Eugen Freys zu ihm sprach, im Innersten bewegt, nahm Götz Krafft die kleine Pergamentrolle aus den Händen des Blinden entgegen.

„Ich danke Ihnen von Herzen," sagte er. „Ich werde mir alle Mühe geben und Ihnen berichten, welches Geheimnis sich mir aus diesen alten Schriftzeichen enthüllt hat."

Jetzt bat Eugen Frey, ihn allein zu lassen. Nur Eva blieb bei dem Vater. Sie reichte Götz zum Abschied die Hand.

„Sie wissen, dass mich mein Schicksal hier festhält."

Erstaunt, fast erschrocken sah er sie an.

„Für heute und für morgen, ja," sagte er dann leise.

„Für lange, lange Zeit," erwiderte sie fest.

Er hielt ihre Hand in der seinen. Und sie liess es ruhig geschehen.

„Aber einander zu vergessen, Fräulein Evchen, braucht man sich deshalb noch nicht."

Mit einem langen, fast schmerzlichen Blick sah er sie an.

Und sie sprach leise: „Freude an dem Glücke des anderen dürfen, sollen wir alle haben."

Und stotternd, zaghaft kam es von seinen Lippen:

„Sagte nicht Ihr Herr Vater, dass solche Freude am Glücke des andern Liebe ist?"

Wortlos liess sie die Hand sinken, und er schickte sich zum Gehen an.

„Vergissmeinnicht," tönte es noch einmal in ihren Ohren, als sie in der Tür des Zimmers verschwand.

Karl Frey geleitete den Freund hinunter, der sich nun in seltsam glücklicher Stimmung mit zwischen Freude und Schmerz geteiltem Herzen auf den Heimweg machte.

Als Götz Krafft am folgenden Vormittag nach dem Exerzieren die Mannschaftsstube seines Putzkameraden betrat, erschien Hohnleichner und befahl ihm, sofort zu dem Herrn Hauptmann in die Kompagniekanzlei zu kommen.

Im Helm, wie das dienstliche Vorschrift war, begab er sich dahin und stand in wenigen Minuten dem Gestrengen gegenüber.

Mit keinem Worte erwähnte Biglmeyr die von dem Einjährigen verbüsste Arreststrafe.

„Machen Sie sich fertig, Einjähriger,“ sagte er kurz, „sie sollen mich zu dem Herrn Major begleiten.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“

Er ahnte, um was es sich handelte. Nach Neujahr nahm der Vorbereitungsunterricht der Einjährigen für das Reserveoffiziersexamen seinen Anfang. Schon heute morgen war zwischen den Einjährigen der Kompagnie die Frage erörtert worden, ob Biglmeyr Götz Krafft zur Teilnahme an diesem Unterricht zulassen werde. Das Recht des Vorschlags stand dem Hauptmann zu, und die von Götz Krafft verbüsste Disziplinarstrafe konnte diesem einen willkommenen Anlass bieten, den jungen Mann als zur Erlangung der Würde eines Reserveleutnants ungeeignet zu übergehen.

Offenbar fühlte sich Biglmeyr, von dem jeder wusste, dass der Major nicht zum besten auf ihn zu sprechen war, etwas unsicher. Er scheute sich, in dieser kitzligen Angelegenheit selbständig und ohne seinen Bataillonskommandeur gefragt zu haben, vorzugehen.

Was sollte er auch tun? Fünf Einjährige hatte er im ganzen in seiner Kompagnie gehabt. Mack war ihm einfach weggestorben, Frey war Mediziner und ging am 1. April. So blieben ihm nur Stelzenmüller, Windele und Götz Krafft.

Ein Maler konnte ja ein Genie sein, aber ob die gesellschaftliche Stellung eines noch unbekannten Malers die Qualifikation zum Leutnant der Reserve in sich schloss, das war doch eine Frage, deren Antwort verborgen im Schosse der Zukunft lag.

Windele kam schon gar nicht in Betracht. Ein badischer Subalternbeamter, ein Eisenbahner, dessen Vater Stationsvorstand in einem kleinen Neste an der Schwarzwaldbahn war. Solche Leute nahm man wohl früher, da die Tradition von dem Volk in Waffen aus den Jahren 1870/71 noch lebendig gewesen. Aber heute, ein Subalterner Offizier der Reserve, brr!

So ging es ihm denn sehr gegen den Strich, dass ihm in der Tat, er mochte das nun drehen und wenden wie er wollte, eigentlich nur Götz Krafft übrig blieb. Der Mann stammte aus einer deutschen Grossstadt, sein Vater bekleidete eine hochangesehene soziale Stellung, er selbst war Student, er würde seinen Doktor machen. So leid es ihm tat, ohne die Zustimmung des Majors konnte er diesen jungen Mann, der sich nichts anderes hatte zu schulden kommen lassen, als dass er in der Neuhauserstrasse einen direkten Vorgesetzten übersehen, nicht einfach beiseite lassen.

Drei Schritte hinter seinem Hauptmann, wie die dienstliche Vorschrift das verlangte, in seiner besten Paradeuniform, den Helm auf dem Kopfe,

ging nun Götz Krafft über den Kasernenhof, um dem Major vorgestellt zu werden.

Seine Feinde mussten es ihm lassen, gut sah er aus. Das hellblaue Tuch der bayrischen Infanterie stand vorzüglich zu seinem frischen Gesichte und seinen blonden Haaren, als ob der klare Schein seiner blitzenden blauen Augen über seine ganze Gestalt ausgegossen sei. Hoch und schlank, geschmeidig und ebenmässig war sein Körper gebaut, und all diese Vorzüge seines äusseren Menschen, von den elastischen Gliedern bis zu dem feinen, regelmässigen, hochgestirnten Gesichte, traten in der kleidsamen und knappen Uniform ganz besonders vorteilhaft hervor.

An der Tür zur Bataillonskanzlei klopfte Biglmeyr energisch an. Dann trat er ein, von Götz Krafft gefolgt.

Die Tür hinter sich schliessend, blieb Götz Krafft in dienstlich strammer Haltung stehen, bis von den Lippen des vor seinem Arbeitstische sitzenden Majors der Befehl: „Rühren Sie, Einjähriger,“ kam.

Major Zeller, wie Biglmeyr ein alter Junggeselle, dessen Münchener Bierbäuchlein sich schon bedenklich zu runden begann, sah den Einjährigen mit wohlgefälligem Schmunzeln an. In seinem offenen, durch den jahrelangen regelmässigen Aufenthalt im Freien gebräunten, von einem schönen rotblonden Vollbart umrahmten

Gesichte las Götz Krafft die erstaunte Frage, was wohl der Herr Hauptmann an diesem Einjährigen dort auszusetzen habe.

Der Major erhob sich von seinem Stuhle, und Götz Krafft entgegengehend, sagte er: „Sie sind mit drei Tagen Mittelarrest bestraft worden, Einjähriger."

„Jawohl, Herr Major," erwiderte Krafft.

„Der Herr Major wissen," begann Biglmeyr, aber ein wenig freundlicher Blick seines Vorgesetzten liess ihn verstummen.

„Einjähriger," begann der Major, „erzählen Sie ohne Umschweife den Vorgang, der zu Ihrer disziplinarischen Bestrafung geführt hat."

„Am Abend vor Weihnachten ging ich in Gesellschaft des Einjährigen Frey, dessen Schwester und einer englischen Dame die Neuhauserstrasse hinunter. Ich unterhielt mich mit der Schwester meines Kameraden und sah, wie der Einjährige Frey plötzlich Front machte. Da bemerkte auch ich Herrn Premierleutnant Kern und schickte mich an, die vorgeschriebene Ehrenbezeugung zu erweisen. Aber der Herr Premierleutnant hatten schon abgewinkt und waren weiter gegangen."

„Ist das alles?"

„Das ist alles, Herr Major."

„Und Ihre Bestrafung?"

„Ich vermute, dass mich Herr Premierleutnant Kern dann der Kompagnie gemeldet hat. Am

ersten Weihnachtstage nach meiner Rückkehr von der Wache in Milbertshofen wurde mir beim Appell durch Herrn Feldwebel Hohnleichner meine Bestrafung bekannt gegeben."

„Und dann haben Sie die drei Weihnachtstage im Kasten gesessen?"

„Jawohl, Herr Major!"

„Und Sie wissen, dass Ihnen durch den ältesten Offizier Ihrer Kompagnie der Weg zur Beschwerde offen steht?"

„Jawohl, Herr Major!"

„Und Sie haben von diesem Rechte keinen Gebrauch gemacht?"

„Nein, Herr Major!"

„Es ist gut. Was ist Ihr Herr Vater, Einjähriger?"

„Evangelisch-lutherischer Pfarrer in Frankfurt a. M., Herr Major!"

„Und Sie selbst?"

„Kandidat der Philosophie, Herr Major!"

„Sie wollen Gymnasialprofessor werden, Einjähriger?"

„Voraussichtlich nicht, Herr Major. Ich habe die Absicht, mich der akademischen Karriere zu widmen oder aber journalistisch tätig zu sein."

„Es ist gut. — Der Einjährige nimmt an dem Offiziersunterricht teil, Herr Hauptmann!"

„Zu Befehl, Herr Major," kam es von Biglmeyrs Lippen, den ein unnachahmlich missbil-

ligender Blick aus den sehr ernst dreinschauenden Augen des Majors traf.

„Sie können wegtreten, Einjähriger!

Ich bitte noch um ein paar Minuten, Herr Hauptmann."

Ein strammes Kehrt. Götz Krafft ging.

Von diesem Tage an schien ihn Biglmeyr ganz aus den Augen verloren zu haben.

An einem der ersten Januartage fand der erste Nachmittagsunterricht der Einjährigen des ganzen Regimentes in dem Unteroffizierskasino der Marsfeldkaserne statt.

Eine grosse dienstliche Erleichterung bedeutete dies zunächst. Die Einjährigen brauchten nicht mehr zum Nachmittagsdienste bei den Kompagnien zu erscheinen und waren so schon nach dem Mittagsappelle mit dem eigentlichen Kommiss fertig.

Ehm, dem ältesten, dicht vor der Beförderung stehenden Premierleutnant seines Regiments, hatte Oberst von Riedel den Unterricht der Einjährigen übertragen.

Es war eine der interessantesten Bekanntschaften seines Lebens, die Götz Krafft in dem hochgebildeten Offizier machte.

Ein Dogmatiker des Militarismus, der sich über jede Einzelerscheinung des Soldatenlebens seine eigene Meinung gebildet hatte und der das ganze System von einer höheren Warte aus betrachtete. Aber nicht nur Premierleut-

nant Ehm selber bot in seinen eigenartigen Ausführungen die mannigfachsten geistigen und sittlichen Anregungen, nein, auch der Umstand, dass sich hier nun etwa sechzig junge gebildete Leute zusammenfanden, verlieh dem ganzen Militärdienst mit einem Male einen höheren Schwung, eröffnete neue Gesichtspunkte, von denen aus man das grosse Ganze überschauen konnte.

Die an jedem Nachmittag stattfindende Versammlung der jungen Leute unter Ehms Leitung glich einer Akademie, in der man sich theoretische Aufgaben der verschiedensten Natur auf taktischem, historischem und sozialethischem Gebiete stellte.

Leute, die sich bislang nicht gekannt hatten, traten hier einander näher, ein die ganze Zeit nicht vorhandener Wettstreit der Geister begann sich wieder langsam zu regen, erinnernd an die Jahre akademischen Strebens und Schaffens, die Biglmeyr damals aus dem Gedächtnisse seiner Soldaten mit einem Machtworte verbannen zu können geglaubt hatte.

Dieser sehnige und wie ein Asket dreinschauende Ehm, von dem die Sage ging, dass er den eigenen Körper durch Übungen und Fasten täglich für den Krieg zu kasteien gewohnt war, der meistens hoch zu Ross im Kasernenhof erschien und als Reiter manchen Ulanen- und Chevauxlegersoffizier in den Schatten stellte, hatte

in der ganzen Art seines Vortrages etwas Professorenhaftes an sich. Schon als Sekondeleutnant war er ein Stern der Kriegsakademie gewesen, und nicht nur gleichgültige Persönlichkeiten, nein, ein Mann wie Exzellenz von Stift, der noch jugendliche Kommandeur des Armeekorps selber, prophezeiten Ehm eine glänzende Zukunft.

Er, der sich niemals auch nur das Geringste hatte zuschulden kommen lassen, war sich dessen vollauf bewusst. So fasste er denn den Unterricht seiner Einjährigen als eine heilige Pflicht auf, für die er sich dem Vaterlande und dem Stellvertreter seines Königs verantwortlich fühlte. Es war eine Lust mit anzusehen, mit welchem Interesse und Eifer die Einjährigen den Ausführungen dieses Ehm folgten.

Mancherlei Gedanken wusste er in den Stunden der Nachmittage in den Köpfen seiner Einjährigen zu wecken. Auf dem Gebiete der Taktik und der Disziplin war ein Mann wie er unerreichbar. Aber die Theorien des Militarismus, wie er die historisch und moralisch zu begründen versuchte, das reizte zum Widerspruch, und die Definition, die er eines Tages von der Ehre des Offiziers gab, aus der er die Berechtigung des durch die Gesetze verbotenen Zweikampfes folgerte, liess Götz Krafft lange keine Ruhe. Von einem Gnadenrecht der Krone hatte Ehm in seiner Instruktionsstunde gesprochen, das aus

einem, durch die von dem Offizier im Dienste des Vaterlandes geleisteten Taten aufgehäuften Gnadenschatze dem Duellverbrecher wider Gesetz und Ordnung, dem Totschläger, Gnade für Recht angedeihen liess.

Was Götz Krafft als Kind schon als gut und recht gelehrt wurde, hier schien es wirklich auf den Kopf gestellt zu sein. Dem christlichen deutschen Heere und seinen offiziellen Vertretern war das grosse Wort des Galiläers, „dass Ihr nicht widerstreben sollt dem Übel", in der Tat ungesprochen geblieben.

Wie oft nach solchen tiefaufwühlenden Erregungen seines moralischen Bewusstseins flüchtete er sich in sein stilles Zimmer in der Pappenheimstrasse und nahm an jedem ruhigen Abend, ganz allein mit sich selber, seine Klopstockarbeit wieder vor. Selbst die sehr verständliche Neugier, zu wissen, was Eugen Freys Pergamentrolle in sich berge, durfte ihn von der einmal begonnenen Arbeit nicht abhalten, nachdem ein flüchtiger Blick auf die vergilbten Blätter ihn belehrt hatte, dass hier nur wochenlanges eifriges Studieren mit der Lupe zu einem Ziele führen könne.

Freilich, was er hier auf diesem kleinen Gebiete der literarhistorischen Wissenschaft im Auftrage Trümmlers leisten konnte, das war gewiss nicht weltbewegend und bedeutend, selbst wenn es ihm nach Jahren geglückt wäre, der

kritische Herausgeber der noch fehlenden wissenschaftlichen Ausgabe von Klopstocks Werken zu werden.

Nicht die Bedeutung seiner Arbeit, nein, die gewissenhafte Arbeit im Dienste der Literaturgeschichte selber, sie war es, die ihn mit reiner Freude und aufrichtigem Stolze erfüllte. Die Ruhe und dic Energie, der ihn an keinem Tage mehr im Stiche lassende Fleiss, und die eigene Befriedigung, die für ihn allein ausgingen von dieser Arbeit, die er Trümmler versprochen hatte, die ihm die Wege der Zukunft ebnen sollte, und von deren gewissenhafter Vollendung ihn kein äusseres und inneres Ereignis mehr abhalten durfte.

Was deutscher Gelehrtenfleiss, dem das Vaterland eine Sonderstellung unter allen Nationen auf wissenschaftlichem Gebiete dankte, sei, das lernte er an diesen Abenden am eigenen Leibe kennen. Der grosse Jakob Grimm, der Student der Rechte, der einst in wenigen Monaten, ein Dilettant in den Augen der zünftigen Gelehrten, den ersten Band seiner grundlegenden deutschen Grammatik geschrieben, ein Riesenwerk deutschen Geistes und deutschen Fleisses, dessen Inhalt für Millionen des Volks am Ende belanglos und gleichgültig sein mochte, stand damals als leuchtendes Vorbild vor seiner nach Befreiung aus alten Fesseln ringenden Seele, der die im Dienste des Wissens geleistete, wenn

auch kleinste Arbeit um ihrer selbst willen ein Heiligtum war.

Denn nichts weiter als der Ausweis für seine Persönlichkeit sollte ihm diese Arbeit bei Trümmler werden, nichts anderes als das greifbare Zeichen für den blonden Hünen, dass er nicht zu denen gehörte und nicht zu denen gehören wollte, die die Hand an den Pflug legen und zurückschauen!

Ein Wort des Vaters: „Was du auch immer werden willst, Götz, werde es ganz," brannte in seinem Herzen. Das heisse Flehen seiner jungen Tage, doch nicht zu den Steinen zu gehören, die der Baumeister verwirft, war zum festen Entschlusse geworden, den keine Leidenschaft mehr ins Wanken bringt.

So war endlich nach Tagen und Wochen festen, unbeugsamen Willens und rastlosen Fleisses diese erste Arbeit im Dienste seiner Wissenschaft vollendet worden. Trotz Biglmeyr, für den er Soldat und nichts als Soldat sein sollte, vollendet! Mit der Post wanderte das sauber abgeschriebene Manuskript an Professor Trümmlers Adresse nach Marburg, wo der blonde Hüne als Nachfolger des dort verstorbenen Ordinarius in diesem Winter seine Vorlesungen begonnen hatte.

„Lassen Sie mich Ihren Schüler werden," schloss der das Manuskript begleitende Brief, „wie Sie selbst einst der Schüler des grossen Wilhelm Scherer geworden sind."

Und über München und seine Bewohner senkte sich wie in jedem Winter auch heuer eines tollen Jahres tolle Faschingslaune. Im hellen Glanze der elektrischen Bogenlampen huschten Pierrot und Kolumbine, Marketender und Marketenderin über den weissglitzernden Schnee und verschwanden in den festlich erleuchteten Räumen der Blumensäle und des Kolosseums, wo die zum Tage gewordene Nacht den schäumenden Kelch der kurzen, von einem langen Aschermittwoch gefolgten Freude bot.

Die Zeit der Redouten nahm ihren Anfang. Was jung, hübsch, lebenslustig und leichtsinnig war, strömte an diesen Tagen aus allen Plätzen des Königreiches in der Hauptstadt zusammen. Was ein paar Groschen erübrigt hatte, verliess die sichere Stelle und stürzte sich für Tage und Wochen in diesen Strudel hinein. Masken- und Pfandleiher hatten alle Hände voll zu tun. Das letzte Unterbett verwandelte sich in einen seidenen Domino, der sorgsam im Schranke verwahrte Sommerüberzieher in eine Flasche Sekt.

Die unnachahmliche Bierruhe schien in diesen leichten Tagen plötzlich von dem Münchener Philister genommen, die ganze süddeutsche Lebenslust in wenige Stunden zusammengedrängt zu sein.

Maler und Bildhauer wetteiferten miteinander, Münchens festliche Zeit mit dem ganzen Glanze einer begnadeten Kunst zu überschütten.

Es war, als sei die bürgerliche Moral mit

einem Schlage aus ihren Fugen gegangen. Die Maske vor dem Gesichte, drängten sich Damen der Gesellschaft durch die blendend erleuchteten Säle. Das Mädchen aus dem Volke gab im feschen Dominokostüme, in Trikothosen, die Narrenkappe auf den wallenden Locken, seine Reize jedem, der sie geniessen wollte, preis.

Wie ein Fieberschauer zog der Fasching durch die Bierlokale und die eleganten Cafés der Residenz. Jede Kellnerin und jedes Wassermadl musste wenigstens einmal in der Woche eine freie Redoutennacht haben. Wenn sie sich dann am nächsten Tage wieder zu ihrem Dienst einstellte, war sie in der Tat eine ordentliche Person.

Im eleganten Café Luitpold in der Briennerstrasse erreichte der Fasching allmorgendlich seinen Höhepunkt. Hier trank der Lebemann den schäumenden Wein zusammen mit knospenden Mädchenlippen aus einem Kelche und küsste den verschütteten köstlichen Tropfen von blühenden Mädchenbusen weg.

Was Jugend und Kunst, Schönheit und Liebe, Sinnenlust und Lebensübermut hier für flüchtige Stunden der Nacht im Ballsaal oder im Café und zuletzt auf der Junggesellenbude zueinander führte, das stob am grauen Morgen ungekannt wieder auseinander, um sich am neuen Abend wieder und wieder, als dürfe der Genuss kein Ende nehmen, einander in die Arme zu werfen!

Ein erster, in München verlebter Winter, ohne eine Redoute besucht zu haben, das war ein Unsinn, so hatte Stelzenmüller feierlich erklärt, und mit diesem zusammen sass Götz Krafft heute in dem Biertunnel von Kills Kolosseum nächst der Müllerstrasse und liess die bunten Masken an sich vorüberschweben.

Auf dem Schosse des Malers sass dessen Modell, Cenzerl Völkl.

Die üppige Blondine hatte sich das originelle Kostüm eines Fischerjungen aus Santa Lucia gewählt. Ihr schönes blondes Haar quoll unter der schwarzen Perücke hervor, die sie sich wegen der Echtheit des Kostümes nicht hatte versagen können. Ihre prallen Schenkel, von denen Stelzenmüller so oft zu schwärmen pflegte, zeichneten sich nur allzu deutlich und verführerisch unter der Trikothose ab, und der wogende Busen sowie die feuchten, vom Genusse des Sektes schimmernden und lockenden Augen zerstreuten auch den letzten Zweifel, den man über das Geschlecht der schönen Maske hätte haben können.

Rauschend zogen die Klänge eines Strauss-schen Walzers durch den Saal. Da hing sich der Fischerknabe aus Santa Lucia an den Arm Götz Kraffts, und in tollen Wirbeln begann der Tanz.

Der Jugend ganze Lust packte auch ihn in diesen Augenblicken, da der blühende Leib

des schon so oft vor Männeraugen entblössten Mädchens schwer in seinen Armen hing, da der nackte, wallende, weisse Busen lockte und schimmerte im Glanze der Lichter, deren magisch weisser Schein sich von der goldstrotzenden Decke des Saales über die sich in tollem Jubel drehenden und wendenden Menschen ergoss.

Sich unterfassend, bildeten die Paare der Tanzenden eine lebendige Kette, und sich wiegend, dass die blonden, braunen und schwarzen Locken in die hochgeröteten Stirnen fielen, sang nun der ganze Saal: „Denn so wie du, so lieblich und so schön, Kind, glaube mir, war keine der Feen."

„Kind, glaube mir, war keine der Feen." Cenzerl sang es noch einmal mit glockenheller Stimme, dann brannten ihre Lippen auf dem Munde Götz Kraffts.

Der Tanz war zu Ende. Durch den Menschenstrom bahnten sich Götz Krafft und Cenzerl den Weg zurück zu dem Tische, an dem Stelzenmüller sass.

„Na, gut amüsiert, Cenzerl?" fragte der Maler, der seinem Modell gegenüber keine Regung der Eifersucht zu kennen schien, und Cenzerl trank ihm aus dem frisch gefüllten Champagnerkelche zu.

„Da schaug'n 'S her, der Windele," rief da plötzlich Stelzenmüller und zeigte, Götz Kraffts Arm erfassend, nach der Tür des grossen Saales, durch die eben neue Paare zum Tanzen eintraten.

„Wen hat denn der am Arm, der Windele, des scheint ja a verflucht saubere Masken zu sei.“

In der Tat gewahrte Götz Krafft den befreundeten Badenser, der seinen Arm gerade um die Hüften einer schlanken, in einen eleganten dunkeln Domino gekleideten weiblichen Gestalt legte. Ihr Gesicht war von einer roten Seidenmaske bedeckt.

Es war ihm unmöglich, zu sagen, wer das war. Aber so bekannt kamen Götz Krafft die Bewegungen dieser Frauengestalt vor, so vertraut deren ganzes Gebaren. Es musste jemand sein, den er schon sehr oft in seinem Leben gesehen hatte.

Windele schien die beiden Kameraden bemerkt zu haben. Aber anstatt auf ihren Tisch zuzugehen und sie zu begrüssen, wandte er absichtlich das Auge von ihnen weg.

Einen Moment war Götz Krafft im Zweifel, ob er auf Windele zugehen sollte. Doch schon flogen die beiden im Walzertempo vorbei und tauchten in der bunten Menge unter. Sein Auge folgte den Tanzenden. Dort drüben kamen sie wieder zum Vorschein. Und jetzt die Bewegung, mit der die hübsche Maske ihr Kleid aufnahm. Jetzt wusste er genug.

Genau dieselbe Bewegung pflegte Frau Niebling zu machen, wenn sie sich, von der Strasse kommend, in ihrem guten Kleide vor den Ofen kniete, um rasch nach dem Feuer zu sehen.

Oho, darum Freund Windeles stets häufiger werdende Besuche! — Er hatte sich der schönen Witwe genähert.

Ob der Prozess wohl schon zu deren Gunsten entschieden war? In den letzten Wochen hatte sich Frau Niebling nicht mehr darüber geäussert, und er hatte völlig vergessen, sie danach zu fragen.

„Na, kennen Sie die Maske?" fragte jetzt Stelzenmüller.

„Wie sollte ich," wich Götz Krafft aus.

Windele war verschwunden. Er liess sich den ganzen Abend nicht wieder im Saale sehen.

Götz Krafft beschloss, weder bei ihm noch bei Frau Niebling eine Andeutung zu machen. Er wollte warten, ob und wann ihn der Freund in sein Vertrauen zog.

Allmählich leerte sich der Tanzsaal. Auch Stelzenmüller drängte zum Aufbruch, den Rest der Redoutennacht im Café Luitpold zu verbringen.

VI.

> Das ist des Deutschen Vaterland,
> Wo Eide schwört der Druck der Hand,
> Wo Treue hell vom Auge blitzt,
> Und Liebe warm im Herzen sitzt:
> Das soll es sein!
> Das, wackrer Deutscher, nenne dein!
>
> Arndt.

Die sonst so gesprächige Frau Niebling war mit einem Male schweigsam geworden. Eine von Götz Krafft an sie gerichtete Frage über den Stand ihres Erbschaftsprozesses umging sie geschickt. Der Termin im Dezember sei wieder vertagt worden, die Sache befinde sich noch in der Schwebe und werde wohl kaum vor den Gerichtsferien noch einmal zur Verhandlung kommen.

Götz Krafft wusste genug. Der Besuch der Redoute in Windeles Gesellschaft war der Anfang zu einem Verhältnis gewesen, das sich zwischen der schönen jungen Witwe und dem Eisenbahnassistenten entspann.

Was er über den Charakter dieses Verhältnisses zu denken hatte, war ihm bei Frau Nieblings Vorsicht, bei ihren Zukunftshoffnungen und bei der praktischen Lebensweisheit seines philiströsen Freundes sofort klar.

So hütete er sich denn doppelt, Windele gegenüber irgendeine Andeutung zu machen, zumal da dieser neulich einen Scherz Stelzenmüllers, den sich der Maler nichts ahnend über den feschen Domino im Kolosseum erlaubt hatte, sehr krumm genommen.

Nachdem seine Arbeit vollendet und nun in Trümmlers Händen war, sahen die Abendstunden Götz Krafft an manchem Tage vor den entfalteten Blättern der ihm von Eugen Frey überlassenen Pergamentrolle. Die Lupe in der Hand, stellte er den vergeblichen Versuch an, die alte Handschrift zu entziffern.

Aber an seinem vollständigen Mangel an paläologischen Kenntnissen scheiterten alle seine Bemühungen.

Es schien ein in langen Strophen ohne Absatz geschriebenes Gedicht, an verschiedenen Stellen glaubte Götz Krafft auf einen Reim gestossen zu sein.

Eugen Frey gegenüber hatte er das Pergament nicht mehr erwähnt. Er wollte nicht darüber reden, ehe ihm eine, wenn auch noch so kleine Entzifferung gelungen.

Da, eines Abends nach erneuerten, langen, vergeblichen Versuchen wollte es ihm scheinen, als ob er aus einer kleinen Zeile einen Sinn herauslesen könnte. Langsam buchstabierte er vor sich hin: „in daz etzelen lant.“ Ja, so musste es heissen. Das war aber auch der einzige zu-

sammenhängende Passus, den er finden konnte. Aus allen anderen Zeilen starrten ihm nur Worte wie daz, in, uf und unleserliche Schriftzeichen entgegen.

Was sollte das sein, was er nun wohl zum zwanzigsten Male las? „In daz etzelen lant.“ Da fiel ihm Trümmlers Mahnung ein, doch ja das Studium der mittelhochdeutschen Sprache zur Grundlage seiner philologischen Bildung zu machen. Aus jenem Gespräche in dem freundlichen Friedenau erinnerte er sich der Worte des Gelehrten: „Dann schaffen Sie sich zunächst die kleine mittelhochdeutsche Grammatik von Weinhold und Lexers Taschenwörterbuch an und lesen Sie für sich ein Gedicht des Hartmann.“ Es liess ihm keine Ruhe.

Die Buchhandlungen waren noch offen, vielleicht, dass er hier in München sofort das Gewünschte finden konnte.

So machte er sich gleich auf den Weg. Er hatte Glück. Bei einem Antiquar in der Dachauerstrasse, der alte, von den Studenten an ihn verkaufte Bücher feilhielt, fand er die kleine Grammatik und das Lexikon.

Ein antiquarisches Exemplar eines Gedichtes des Hartmann bedauerte der Buchhändler nicht auf Lager zu haben, wenn dem Herrn aber mit einem sehr schönen Exemplar der Lachmannschen Ausgabe des Nibelungenliedes für

den Anfang gedient sei, die könne er noch heute abend mitnehmen.

Für vier Mark und fünfzig Pfennige erstand Götz Krafft diese ersten Führer in das Studium des Mittelhochdeutschen samt der alten Ausgabe des Nibelungenliedes.

Vielleicht hatte er Glück. Vielleicht fand sich das ihm rätselvolle Wort „etzelen" in dem Wörterbuche und gab ihm einen Anhaltspunkt für den Inhalt der Handschrift.

Zu Hause wieder angekommen schlug er schleunigst nach; etzelîn, starkes neutrum deminutiv zu atzel, stand da und darunter: etzen siehe atzen.

Aber weder das Wort atzel, das im Neuhochdeutschen Elster bedeutete, noch das Verbum atzen, hinter dem speisen, beköstigen stand, liess einen Schluss zu, was unter daz etzelen lant zu verstehen war.

Den Kopf in die Hand gestützt, nachdenkend sass er da und blickte unschlüssig vor sich hin. Mechanisch schlug er das dritte Buch auf, das er soeben mitgebracht hatte.

Da fiel sein staunender Blick auf dieselben Worte, die ihm nun schon seit ein paar Stunden so viel Kopfzerbrechens gemacht hatten. Der glückliche Zufall hatte ihn des Rätsels Lösung schneller, als er ahnen konnte, finden lassen. Nun las er im Zusammenhang die ganze Strophe. Das hier mit grossem Anfangsbuchstaben gedruckte

Wort „Etzelen“ ward ihm nun sofort klar, als er strahlenden Auges den Zusammenhang überflog:

Giselher der snelle sprach zer swester sîn
swenne daz du, frouwe, bedürfen wolles mîn,
ob dir iht gewerre, daz tuo mir bekannt:
so rîte ich dir ze dienest in daz Etzelen lant.

Er nahm die Lupe zur Hand, er verglich Wort für Wort dieser Strophe mit den Schriftzügen des Pergamentes, und wirklich, von einigen nicht unbeträchtlichen Abweichungen, die er nun zu entdecken glaubte, abgesehen, stimmten die vier Zeilen der gedruckten Strophe mit dem, was er nun durch die Lupe an Buchstabenformen erkannte, überein.

Es war kein Zweifel. Ein kleines Stück des Nibelungenliedes war einst von der Hand irgendeines Mönches oder sonst eines Schriftkundigen auf diese Pergamentblätter, von deren Alter er sich keine Rechenschaft geben konnte, geschrieben worden.

Freilich, ob diesen Blättern irgendwelcher Wert beizumessen sei, ob sie für die Herstellung des richtigen Textes Bedeutung haben konnten, das wusste er nicht.

Jedenfalls wollte er Eugen Frey von seiner Entdeckung Mitteilung machen und im kommenden Herbste die Blätter selber Professor Trümmler vorlegen, der ihm sicher die gewünschte Auskunft erteilen würde.

An ihm war es nun, sich mit Hilfe seines Weinhold und seines Lexer zunächst in dieses Nibelungenlied und dann in die anderen mittelhochdeutschen Klassiker hineinzulesen, damit er im Herbste nicht als ein völlig Unwissender auf diesem Gebiete dem blonden Hünen gegenüberstand.

Noch einmal nahm er die alte Handschrift vor. Aber ausser dieser einen Strophe, deren Inhalt ihm der Zufall enthüllt hatte, enträtselten sich ihm nur wenige Worte.

Der Wortlaut des Pergamentes schien von dem der Lachmannschen Ausgabe völlig abzuweichen. Am Ende war es doch besser, wenn er zunächst mit niemandem voreilig von dieser seiner Entdeckung sprach. Vielleicht ermöglichten es ihm seine Studien, schon nach einigen Monaten tiefer in den Inhalt des sicherlich nicht wertlosen Pergamentes einzudringen. Schien es ihm doch, als sei die Lesart der Rolle eine ganz andere als die der vor ihm liegenden Ausgabe, und konnten daher doch diese Blätter unter Umständen eine wertvolle Berichtigung des bislang geltenden Textes des unsterblichen Gedichtes ermöglichen.

Und leicht war die Aufgabe nicht, die er sich nun für die dienstfreien Stunden des Abends stellte. Das Nibelungenlied und die Gudrun, Hartmann und einen Teil der Minnesänger, sie wollte er wenigstens bewältigt haben, ehe er mit diesem Pergamente dem blonden Hünen wieder gegenüber-

trat, wenn er sich auch den schweren Wolfram und Gotfrieds Tristan für spätere freie Zeiten aufsparen musste.

Bis tief in die Nacht sass er heute vor Weinholds kleinem Buche, die ersten Elemente der mittelhochdeutschen Sprache gewissenhaft wie einst der Quintaner sein Latein dem Gedächtnisse einprägend. Erst als die Petroleumlampe auf seinem Schreibtisch müder und müder brannte, da sie nur noch an den letzten Tropfen Öles zehrte, ging er zur Ruhe.

Stelzenmüller hatte in diesen Wochen seine Aktstudie für die Frühjahrsausstellung der Sezession vollendet. Der Termin der Anmeldung rückte heran. Es lag ihm daran, Götz Krafft, mit dem er in der letzten Zeit viel über seine Kunst und die Malerei im allgemeinen gesprochen, sein Bild, bevor es aus seinem Atelier wanderte, zu zeigen.

Aber immer hatte es Götz Krafft vermieden, den Maler in seiner Wohnung aufzusuchen. Die stete Anwesenheit Cenzerls Völkls hielt ihn davon ab.

Die üppige Blondine, die ihm damals auf der Redoute ihre Neigung so unverblümt zu verstehen gegeben, schaltete und waltete auf der Bude und in dem Atelier Stelzenmüllers. Die kommunistische Anschauung, die nicht nur sie, sondern auch der Maler in Dingen der Liebe hatte, war Götz Krafft wohlbekannt.

Doch nun sollte das Bild, dem Stelzenmüller den Namen „Versuchung“ gegeben hatte, seine Wanderung in die Welt antreten. Noch einmal hatte der Maler eine energische Mahnpredigt gehalten, dass Götz Krafft endlich sein Versprechen einlösen und sich das Bild auf der Staffelei betrachten solle.

So trat er denn an einem dienstfreien Samstagnachmittag den Gang zu dem Maler an.

Wie Frühlingsahnen lag es schon in den Lüften, denn die zweite Hälfte des März war mild und warm, einen frühen Lenz verkündend, wie er in den nordischen Ländern gerade nicht häufig zu sein pflegt. Schon begannen die Knospen an den Kastanienbäumen zu schwellen, schon zeigten sich grüne Spitzchen und Blättlein an den Ziersträuchern, und in den Vorgärten entfalteten Krokus und Tulpen die bunten Blütenblätter, über die ein überwinterter Zitronenfalter in den ersten Strahlen einer trügerischen Sonne gaukelte.

Ganz droben in der Nymphenburgerstrasse jenseits des Burgfriedens hatte der Maler schon seit zwei Jahren seine Zelte aufgeschlagen. In dem obersten Stockwerke einer alten Villa bewohnte er zusammen mit Cenzerl Völkl zwei Zimmer. Eine früher einmal für einen Photographen eingerichtete Glasveranda diente ihm als Atelier.

Hell und klar floss das sanfte Nordlicht hier durch den ganzen Raum, der von einem Tag

und Nacht brennenden amerikanischen Ofen wohlig durchwärmt wurde, und in dem Felle und Koffer, Tabouretts und Nippes, angefangene Ölbilder und Skizzen, Rauchutensilien und Farbentöpfe in einem genialen Tohuwabohu durcheinander lagen und standen.

Es war das erstemal, dass Götz Krafft in seinem Leben das Atelier eines Malers betrat. In Frankfurt und Berlin hatte er dazu keinerlei Gelegenheit gesucht und gehabt.

Als er die Tür des ziemlich grossen, von dem hellen Lichte des klaren Nachmittags durchfluteten Raumes öffnete, lag Stelzenmüller lang ausgestreckt auf einem mit einem persischen Teppich bedeckten Ruhebette und schmauchte aus einer türkischen Wasserpfeife, die vor ihm auf der Erde auf einem grossen Eisbärfelle stand. Sein Blick war auf die in der Mitte des Raumes stehende Staffelei gerichtet, die das vollendete Bild „Die Versuchung“ trug.

Mit kritischen Augen schien der Künstler sein Werk zu mustern, die sanften Linien der Zeichnung, die vollen Töne der Farben im Geiste noch einmal, zum letzten Male nachprüfend.

Er erhob sich nicht, den eintretenden Götz Krafft zu begrüssen, nur den schönen, von einem blonden Vollbart umrahmten Kopf wandte er dem Bekannten mit einem leisen Nicken zu, um sich sogleich wieder in die Betrachtung seines Bildes zu versenken.

Auch Götz Kraffts Augen hafteten nun auf der Leinwand, auf die der junge Maler in der Tat ein Meisterwerk seines Könnens hingezaubert hatte.

Von dem aus einem goldiggelben seidenen Vorhang und gleichfarbigen Damastkissen gebildeten Hintergrunde hob sich der völlig nackte, auf dem Leibe ruhende Mädchenkörper in wundervollen Fleischtönen wie das blühende Leben selber ab. In einer wohligen Lösung der üppigen Glieder schien die ganze Gestalt wie hingegossen. Die beiden Unterschenkel waren spielerisch in die Höhe gehoben, so dass das volle Licht die von einem leise rosa Tone überhauchten Fusssohlen traf. Den wundervollen Kopf mit Cenzerls leuchtenden, blauen Augen stützte das „Die Versuchung" getaufte nackte Weib in die rechte Hand, indessen sie die linke halb schämig, halb lockend wie einen Schirm über die Augen hielt, deren blauer Schimmer unter diesen zierlichen Venusfingern hervordrang. Auf den schlanken, schwanenweissen Rücken, auf die vollen Hüften und die üppig gerundeten Oberschenkel des Weibes fiel eine Fülle des Lichtes, die ganze raffinierte Entblössung berückender Schönheit in ihrer genialen Linienführung, in der Lebendigkeit der Farben auf das glücklichste betonend.

Entzückt und verwirrt zugleich stand Götz Krafft vor dem Werke des Genossen, indessen

sich dieser an seiner ihm auf das Gesicht geschriebenen Bewunderung freute.

„Na, Krafft, des is glückt," sagte Stelzenmüller endlich. „Nur das Licht auf dem linken Hinterteil will mir gar noch net passen!"

Diese Ausdrucksweise verletzte Götz Krafft.

„Auf mich wirkt zunächst das Ganze," meinte er ausweichend. „Mit der Technik der Einzelheiten bin ich ja auch als Laie nicht so vertraut."

„So, so," brummte Stelzenmüller. „Des passt mer noch net, des passt mer noch gar net," sagte er dann wieder und sah das Bild mit einem Auge durch die zusammengekrümmten Finger an.

„Cenzerl, Cenzerl, da soll der Teufel mal'n, wenn si das Madl vor jedem Besuch verkriech'n tuat."

Hinter der grünen, in der Ecke des Ateliers stehenden spanischen Wand erschien der Kopf Cenzerls. Schelmisch blitzten ihre hellen, blauen Augen, und wie eine goldene Mähne fiel ihr reiches, aufgelöstes, blondes Haar über ihre Schultern herab.

„So komm doch raus, Cenzerl," grollte Stelzenmüller. „So mach doch koane Geschichten net. Es is ja bloss der Krafft, den du ja kennst, dem du auf der Redouten a Busserl geb'n hast. Mach' zu, dass i heut ferti wer'. Um sechse is es mit dem Licht Schluss."

„Wann wir den Abend in Oberpollinger geh'n, dann kimm i raus," begann sie zu schäkern.

Stelzenmüller sagte in aller Ruhe: „In Oberpollinger oder wo du sonst hinwillst, wann du bloss raus kommst, Spezerl verfluacht's!"

Stelzenmüller hatte sich erhoben. Er fasste Cenzerl an der Hand und zog sie hinter der spanischen Wand hervor. Sie war völlig nackt, nackt wie das Bild, zu dem sie seit Wochen Modell gestanden hatte. Nur das reiche, lange, blonde Haar umwallte sie wie ein goldener Mantel.

Ohne Götz Krafft anzusehen, lief sie jetzt nach dem Diwan und legte sich in die ihr von dem Maler schon hundertmal gezeigte Stellung des Bildes, mit den grossen blauen Augen durch die Hand blinzelnd, genau so, wie es dort „Die Versuchung" auf der Staffelei tat.

Mit der Palette war der Maler an die Staffelei getreten, den Lichteffekt, wie er sich eben auf Cenzerls nacktem Schenkel malte, auf seinem Bilde zu bessern.

Von weitabfliegenden Gefühlen und Gedanken beherrscht, sah Götz Krafft durch die hohen Glaswände des Raumes in den in des Frühlings erstem Spriessen träumenden Garten hinaus.

Was man ihn als gut und böse einstmals gelehrt hatte, wie war das alles in sich zusammengebrochen in den Lehrjahren seiner Jugend, die, wie er fühlte, sich rascher und rascher

ihrem Ende nahten. Der wilde Sturm der Leidenschaft, der sich einst beim Anblick Jeanne Ramuz' in seinem Herzen geregt, war verflogen, der tolle Sinnenjubel, der ihn in Mimis Arme gerissen, er war dahin.

Als ein anderer sass er heute vor diesem wunderbaren, jungen, nackten Mädchenkörper, den der Maler auf die Leinwand gebannt hatte, Tausenden zur Freude und ebensovielen zur Versuchung. Er fühlte, dass in der reinen Atmosphäre, in die Eva Frey ihn hinaufgeführt, jede niedrige Regung von ihm wich.

Stelzenmüller war ganz in seine Arbeit versenkt. Im Scheine des Abendlichtes schwirrten draussen die ersten heimgekehrten Schwalben durch die blauen Lüfte, und von dem Turme der Bennokirche trug der sanfte Wind die hellen Glockentöne des Abendsegens her.

Da trat das Bild Eva Freys in all seiner Lebendigkeit vor seine Seele, ihr Bild, die jetzt mit reinem Herzen um das Augenlicht des Vaters flehte. Eugen Frey selber richtete die fast erloschenen Augen auf sein Angesicht und sprach wieder von der Freude an dem Glücke des andern, die zur Liebe wird. Dass man so lieben konnte, wirklich und wahrhaftig, aus reinem Herzen, aus voller Seele, das erfuhr er an sich selber in den Augenblicken, da des Malers „Versuchung" und deren Urbild entblösst vor seinen Blicken standen. Das hatte ihn Eugen Frey gelehrt in jener wun-

derbaren Stunde, da der Blinde das nimmer zu schauende Licht gepriesen, da ihm die Freude über das Licht, das den anderen strahlte, die Tränen in die erloschenen Augen getrieben hatte.

Stelzenmüller war fertig. Cenzerl Völkl verschwand, um sich zum Abendausgang anzuziehen. In seiner bequemen Joppe räkelte sich der Maler nun wieder auf dem Diwan an der Seite Götz Kraffts und schwärmte von den Erfolgen, die ihm das Bild seiner Cenzerl einbringen sollte.

Dann wandte sich das Gespräch dem allgemeinen Thema zu, das Götz Krafft schon des öfteren mit dem Maler besprochen hatte.

Die wissenschaftliche Beschäftigung und der Dienst hatten ihn die ganze Zeit von dem Genusse der Münchener Kunstschätze abgehalten. Von der Glyptothek und den Pinakotheken, von der Schackgalerie und den grossen Ausstellungen der Sezession und des Glaspalastes war aber zwischen Stelzenmüller und Götz Krafft viel die Rede gewesen. Er hatte dem Maler versprechen müssen, die nächsten Sonntagvormittage im Dienste der Kunst zu verwenden und zusammen mit ihm Münchens berühmte Sammlungen zu durchwandern. Es war ihm aufgefallen, mit wie ganz anderen Augen der Maler nicht nur jedes Bild, sondern auch die ganze Natur betrachtete, mit welch ganz anderen Augen, als er alles zu schauen gewohnt war.

Sah er auf den Inhalt, dann sah jener auf

die Form. Suchte er die dem Gemälde zugrunde liegende Idee herauszufinden, dann schwärmte Stelzenmüller von der Farbengebung und der Linienführung. Schlug ihn die Stimmung einer Landschaft in Bann, dann war es die Zeichnung der Bäume, die Tönung des Himmels, die der Maler allein an dem Kunstwerk zu bewundern schien.

Eine grundverschiedene Auffassung von allem und jedem, aus der sich auch sein völliges Nichtverstehen der modernen Pleinairmaler und Sezessionisten erklären mochte. So war es denn kein Wunder, dass sich auch jetzt wieder im Hinblick auf die „Versuchung" sofort der Disput zwischen den beiden erhob.

„Welchen Zweck verfolgen Sie mit dem Bilde?" fragte Götz Krafft. „Wollen Sie die Macht der Sinnlichkeit verkörpern oder hoffen Sie zu warnen und zu bessern?"

Der Maler lachte.

„Das Bild trägt seinen Zweck in sich selber. Es ist schön. Das ist alles. Auch die grossen Meister der Renaissance in Italien und in den Niederlanden haben ihre Bilder nur um der Schönheit willen gemalt!"

„Und dennoch erhebt uns Raffael in höhere Regionen, dennoch stehen wir in Andacht vor der Kreuzesabnahme eines Rubens still."

„Aber derselbe Rubens hat nackte Weiber um ihrer schönen Nacktheit willen verkörpert,

derselbe Raffael hat seine Fornarina wegen ihres hübschen Frätzchens gemalt."

So stritten sie weiter, bis Stelzenmüller sagte, er werde ihn am nächsten Sonntag vor den Melonenesser des Murillo führen, dessen tiefe moralische Idee er ihm erklären sollte, und bis Götz Krafft die Äginetengruppe der Glyptothek als den erhabensten Ausdruck der den Tapferen beschirmenden Religion der Griechen pries.

Es war ein Gebiet, auf dem zwischen den beiden eine Einigkeit wohl nie erzielt werden konnte trotz aller künftigen Gänge durch alle Sammlungen Münchens, weil der eine die Welt vom rein ästhetischen, der andere vom rein ethischen Standpunkte zu betrachten, sich nicht zu entbinden vermochte.

Da trat Cenzerl Völkl in einem neuen Frühjahrskleide, den Strohhut mit Margueriten auf dem blonden Haare, hinter der spanischen Wand hervor und sagte:

„Lasst's doch des G'red, Kinder! I hab' a Idee. Der Oberpollinger laaft uns net fort, und a Stund' is noch hell. Wir geh'n auf den Nockherberg zum Salvatoranstich. Aber an Wag'n muast zahl'n, Schatzerl, weil i schö stillg'halten hab'."

Sie waren's zufrieden. Bald ging es in einer Droschke der Au entgegen, wo jenseits des grünen Isarflusses die Paulanerbrauerei in jedem Frühjahr den „einzig echten" Salvator verschenkt.

Schon senkte sich die Dämmerung des Abends über diese hässliche Vorstadt Münchens, in deren eintönigen Strassen sich nur die düsteren Gebäude des Zuchthauses und der Kreisirrenanstalt dem Gedächtnisse des Wanderers einprägen. Im Süden stieg der schlanke Turm der Giesinger Kirche hinan in den blauen Abendhimmel.

Am Rande des Nockherberges verliessen sie den Wagen, nahmen die immer fidele Cenzerl Völkl in ihre Mitte und stiegen lachend und scherzend zu dem Keller empor, unter dessen noch unbelaubten Bäumen Schreien, Johlen und Gesang ertönte.

Der weite Garten mit seinen rohgezimmerten Tischen und Bänken war noch voller Menschen, trotzdem der Anstich des letzten Fasses bereits angekündigt war, und jede Kellnerin darauf aufmerksam machte, dass nach eingetretener Dunkelheit kein Bier mehr verabreicht werden dürfe, und dass die Zuchthauswache drunten in der Aue wegen der sich auf dem Nockherberge nun täglich abspielenden Raufereien um das Doppelte verstärkt worden sei.

Als sie den Garten betraten, sahen sie Windele an einem der vordersten Tische sitzen. Der biedere Badenser hatte ganz auf eigene Faust, ohne einem anderen ein Wörtchen zu sagen, seine Bierreise nach dem Nockherberge angetreten und offenbar schon ein reichliches Quantum von dem schweren, rasch berau-

schenden, schwarzbraunen und süsslichen Gerstensafte zu sich genommen.

Familien aus dem Bürgerstande und aus dem Volke sassen mit Kind und Kegel, die Mutter den Säugling auf den Armen, an den langgestreckten, ungedeckten Tischen, verzehrten gebratene Hend'ln und tranken das teure Bier, für das der nach Münchener Begriffen fast unbezahlbare Preis von 45 Pfennigen pro Mass gefordert wurde.

Wie in der Redoutenzeit, so geht es auch jetzt. Manches Stück Möbel und manches Winterkleid muss daran glauben, wenn der Frühling seine ersten zagen Schritte durch die Strassen der bayrischen Hauptstadt wagt, und zum Zeichen, dass der Anstich begonnen, die blauweisse Fahne von der Höhe des biergesegneten Berges winkt.

„Mir genga noch lang net hoam,
Mir genga noch lang net hoam“

stimmte dort eben ein Tisch an, und die ganze Korona begann alsbald mitzubrüllen, so dass die alten Kellnerinnen und die noch älteren Radiweiber ihre liebe Not hatten, in dem allgemeinen Lärm, der die staubgeschwängerte, immer aufs neue den Durst erregende Luft des Gartens erfüllte, sich den von ihnen bedienten Gästen verständlich zu machen.

„Krafftle, hierher, Krafftle,“ rief Windele mit lauter, ein wenig schwerfälliger Stimme,

als er den Freund an der Seite des von seinem feschen Modell begleiteten Malers auf sich zukommen sah. „'sch gibt noch wasch, 's isch noch net alles ausgesoffa," schrie er dann. „An meine grüne Seite, Fräulein Cenzerl! Kellnerin, noch a Mass."

Wirklich schleppte die alte an diesem Tische bedienende Frau noch drei Masskrüge heran, so dass man die Fahrt nach dem Nockherberge trotz der vorgerückten Zeit doch wenigstens nicht vergebens gemacht hatte.

„Des ist der a Bierle, Krafftle," stotterte Windele und schnalzte mit der Zunge, während er Krafft aus seinem frisch gefüllten Masskrug zutrank.

Von dem Nebentische tönte lautes Lachen. Dort sassen drei Studenten inmitten einer Korona Münchener Bierphilister. In lautgesprochenen Worten drang ihr markantes norddeutsches Idiom an Götz Kraffts Ohr: „Einfach ekelhaft, diese süddeutschen Flegel! Wie sich das benimmt, noch dazu in Uniform!"

„Wasch wolle denn die da, Krafftle?" rief nun Windele mit lauter Stimme und deutete mit der Hand nach den dreien. „Über die hab' i mi schon de ganzsche Nachmittag gefuchst."

„Still, still, Windele," mahnte Götz Krafft, und Stelzenmüller fasste den Badenser unter den Arm, als wolle er mit ihm den Garten verlassen.

Nun wurde der wild.

„Lasch dei Flause, Stelzemüller. Wann de meinscht, dass i besoffe wär, dann irrst di! Weischt, mit dene Saupraisse werd' i ganz allei ferti."

Er war aufgesprungen und in einem Satze stand er an dem Nebentische, wo ihn die drei Studenten mit erstaunten Blicken massen.

Endlich begann der eine in näselndem Tone:

„Was wollen Se eijentlich von uns? Sind Sie Student? Was wollen Sie hier an unserem Tische?"

„Lass doch," mahnte dessen Nebenmann. „En Einjähriger, der sich so besäuft, is ja nur hier möglich."

Da packte Windele eine furchtbare Wut. Mit der ganzen Urkraft seines alemannischen Stammes brach er nun los, seine Worte mit bajuvarischen Kraftausdrücken würzend:

„Saupraiss verfluchta, da schau mal her, wann i dir ane gepfefferte süddeutsche Waatschen herunterlang."

Der also Angeredete war kreidebleich geworden.

„Sind Sie Student?" stammelte er noch einmal.

Und Windele lachte aus vollem Halse:

„Na, Sie, Student bin i net, aber die Waatschen von an badischen Eischebahner, die sitz'n halt a net schlecht, Sie verfluchta Berlinerischer Windhund, Sie."

„Ich werde Sie Ihrem Hauptmann melden,"

erwiderte der andere kurz, „da Sie kein Student zu sein scheinen."

Jetzt trat Götz Krafft an den Tisch heran, und Stelzenmüller zog den über seine eigenen Beine stolpernden Windele mit sich fort. Er überreichte dem einen der Berliner seine Karte mit den Worten: „Der Einjährige dient mit mir in derselben Kompagnie, und wie Sie sehen, hat er an unserem Tische gesessen. Ich bin gern zu einer Schlichtung der peinlichen Angelegenheit bereit."

„Ich werde das Vorgefallene Ihrem Hauptmann melden," beharrte der andere.

„Das tun Sie, wenn Sie das für richtig halten," sagte Götz Krafft.

Da fiel ihm ein, dass den Soldaten der Besuch des Nockherberges verboten war, und dass unter Umständen nicht nur Windele, sondern auch er selbst und Stelzenmüller einer strengen Bestrafung durch Biglmeyr entgegensehen könnten.

Gleichviel! Die Würfel waren gefallen. Frieden hatte er hier stiften müssen, sonst wäre es zwischen Windele und den Berlinern zu einer regelrechten Keilerei gekommen.

Die hitzige Aussprache hatte Windele ernüchtert. Er sah ein, dass er sich und seine Kameraden in eine sehr unangenehme Lage gebracht, und so trat denn die kleine Gesellschaft in etwas gedrückter Stimmung den Heimweg an.

Der Berliner bestand auf seinem Schein. Am Nachmittag des folgenden Montag wurden die drei Einjährigen in die Wohnung des Hauptmanns befohlen, wo sie der Diener des Offiziers mit einem dummdreisten Grinsen empfing.

Nachdem sie eine Viertelstunde gewartet, erschien Biglmeyr und schritt zu einem Verhör. Seine schielenden Augen glitten prüfend von einem zum anderen, zunächst den dienstlich vorgeschriebenen Anzug musternd, an dem er aber nichts auszusetzen fand. Auf dem schönen, regelmässigen Gesichte des Malers blieben sie endlich haften, und ein freundlicher, wohlwollender Zug, den ersten, den Götz Krafft in seinem Leben an diesem Manne gesehen, sprach aus seinem Gesichte. Wegen seiner Kunst hatte er Stelzenmüller in sein Herz geschlossen, und der Anblick des genialen Menschen, der ihm nun wehrlos gegenüberstand, stimmte ihn milder.

„Sie sind alle drei am Samstagnachmittag beim Salvatoranstich auf dem Nockherberg gewesen,“ begann er endlich, „und dort ist es zwischen Ihnen und drei norddeutschen Studenten zu einer Rempelei gekommen. Erzählen Sie den Vorgang, Einjähriger Stelzenmüller.“

In kurzen Worten berichtete der Maler das Vorgefallene, indem er das Benehmen seines Miteinjährigen Windele in ein möglichst günstiges Licht zu rücken bestrebt war.

„Der Herr, der mir heute morgen die Sache in

der Kompagniekanzlei vorgetragen, sprach von sehr harten Ausdrücken, die von seiten des Einjährigen Windele gefallen sein sollen. So etwas wie Saupraiss und windiger Berliner, hat er mir gesagt. Einjähriger Krafft, berichten Sie."

„Ich bin an unserem Tische sitzen geblieben," sagte Götz Krafft, „während Windele drüben mit den Herren in aufgeregtem Tone sprach. Welche Ausdrücke da gefallen sind, kann ich mit Sicherheit nicht sagen. — Ich hörte nur, dass einer der Herren Windele fragte, ob er Student sei, und dass Windele darauf den betreffenden Herrn in derbem Tone zurückwies."

„Und was haben Sie zur Schlichtung des Streites getan, Einjähriger Krafft?"

„Ich nannte den Herren meinen Namen und ersuchte sie, wie das in akademischen Kreisen üblich, sich mit mir zur Klärung der Sachlage in Verbindung zu setzen, was indessen von dem einen Herrn mit der Bemerkung zurückgewiesen wurde, dass er den Einjährigen Windele der Kompagnie melden müsse."

„Und Sie, Einjähriger Windele, haben Sie die vorhin erwähnten Ausdrücke gebraucht?"

„Ei freili hab' i die braucht, Herr Hauptmann. I werd mi doch hier in Minka von so an windigen Berliner Rotzbuaben net verulken lass'n!"

Ein Lächeln ging über Biglmeyrs ernstes Gesicht.

„Einjähriger Windele," sagte er dann, „Sie

haben sich benommen, Sie benehmen sich, wie — wie — wie ein Bürger haben Sie sich benommen, Einjähriger Windele!"

„Dasch bin i auch, Herr Hauptmann, a Bürger, un sonst nix als a Bürger, Herr Hauptmann."

Biglmeyr verbiss sich das Lachen.

„Eigentlich," sagte er dann, „sollte ich Sie alle drei einsperren, weil Sie ohne Erlaubnis auf dem Nockherberg gewesen sind. Indessen" — er drehte seinen Schnurrbart. „Na, was soll ich denn da machen?"

Einen Moment fiel er, Windele nachahmend, in den süddeutschen Dialekt. „Wann Sie a Bürger und nix als a Bürger sind, Windele, da werd i halt den Herrn mit san Saupraiss ruhig wieder nach Berlin fahren lassen. Ganzes Bataillon kehrt, weggetreten!"

Als die Einjährigen schon längst wieder drunten auf der Strasse waren, strahlte Biglmeyrs Gesicht immer noch vor Vergnügen.

Ein ganz famoser Kerl, dieser Bürger Windele, dachte er im stillen, der so an windigen Saupraiss aus Berlin hier in Minka einmal die Wahrheit sagt. Unsereiner muss da das Maul halten.

Er war Abonnent und regelmässiger Leser des bayrischen „Vaterland", und an jedem Abend lachte er Tränen, wenn der Dr. Sigl denen da drunten an der Spree wieder einmal grob wie a Saubohnenstroh geworden war.

VII.

Wie sich in sieben milden Strahlen
Der weisse Schimmer lieblich bricht,
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weisse Licht,
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
So fliesst in einen Bund der Wahrheit,
In einen Strom des Lichts zurück!

Schiller.

Noch ehe sich das Gespräch über die Begegnung mit den Berlinern auf dem Nockherberge und die Verwunderung der Einjährigen über Biglmeyrs partikularistischen Standpunkt in dieser Angelegenheit gelegt hatte, gab es schon eine neue Aufregung in der Kompagnie. Das Schmerzenskind des Feldwebels und des Hauptmanns, dem Hohnleichner schon so oft das „auf Passau kumma“ prophezeit hatte, war desertiert.

Es hätte sofort auffallen müssen, dass gerade der ausgediente und vielfach bestrafte Soldat Lechner, den seine Kameraden und Vorgesetzten als einen früheren Zuhälter aus der Vorstadt Giesing kannten, zu dem wenig aussichtsreichen und nur von Neulingen angewandten Mittel der Fahnenflucht griff. Ein Mann, der sich schon des öfteren gerühmt hatte, dass für ihn jeder im Arrest verbrachte Tag einen dienstfreien,

das heisst einen gewonnenen Tag bedeute. Man hätte sich sagen müssen, dass diesem unüberlegten Schritte Lechners ein ausserordentliches Motiv zugrunde liege, und hätte so die Entfernung dieses Soldaten von seinem Truppenteil mit einem Ereignisse in Zusammenhang gebracht, das wenige Tage nach Lechners Verschwinden das ganze Regiment beunruhigen sollte.

Auf der Regimentskanzlei meldete sich ein Frauenzimmer, das behauptete, sie sei des Nachts in einer dunklen Ecke des Marsfeldes von einem Soldaten, den sie nicht erkannt haben wollte, vergewaltigt worden. Das Frauenzimmer, das einen leidlich anständigen Eindruck machte, das schon ältlich und durchaus nicht hübsch war, fand das Ohr des Oberst, und am folgenden Morgen verkündete der Regimentsbefehl sämtlichen Kompagnien, dass sie des Mittags um zwölf Uhr in Kompagniefronten auf dem Kasernenhof Aufstellung zu nehmen hätten, und zwar alle Angehörige der Kompagnie, die Handwerker, die Kommandierten, die Unteroffiziere, die Einjährigen nicht ausgenommen.

Kein Mensch von den Unteroffizieren oder den Soldaten hatte eine Ahnung, um was es sich handelte. Aber eine seltsame Erregung hatte sich aller Gemüter bemächtigt. Man munkelte, dass der kommandierende General das Regiment inspizieren wolle, aber das war nicht gut möglich, weil gewöhnliche Exerzieruniform befohlen war.

So sehr man sich auch den Kopf zerbrach, das Motiv dieser Regimentsaufstellung blieb in Dunkel gehüllt.

Kurz vor zwölf Uhr traten die einzelnen Kompagnien an. Eine helle Frühlingssonne überflutete den Kasernenhof und überschüttete all die schmucken jungen Männer in ihren hellblauen Uniformen mit ihrem goldenen Licht. Die Feldwebel richteten die Fronten aus, und mit dem Schlag zwölf Uhr meldeten sie ihren Hauptleuten: „Kompagnie mit so und so viel Rotten vollzählig zur Stelle."

Auf den ernsten, etwas unwilligen Gesichtern der Offiziere war eine Deutung des Rätsels nicht zu lesen.

„Stillgestanden!" ertönte nun der Kommandoruf.

Vom Kasernentor kam der Oberst mit seinen Bataillonskommandeuren zu Fuss. Hinter der Gruppe der Stabsoffiziere schritt ein Frauenzimmer in einem einfachen schwarzen Tuchkleide.

„Lassen Sie das zweite, dritte und vierte Bataillon rühren, meine Herren," erscholl des Obersten Stimme. „Ich beginne mit der ersten Kompagnie des ersten Bataillons."

Das Frauenzimmer schritt nun die Front entlang, jedem einzelnen Mann, der in der strammen Haltung des stillstehenden Soldaten vor ihr stand, scharf ins Gesicht blickend und dann jedesmal mit dem Kopfe schüttelnd.

„Rücken Sie die Mütze aus dem Gesicht," befahl Biglmeyr einem seiner Soldaten, dessen Stirn allzusehr bedeckt schien.

Aber das Frauenzimmer schüttelte mit dem Kopfe und schritt weiter, einen nach dem anderen musternd, indessen sich der Oberst und dessen Stabsoffiziere in wohlgemessener Entfernung von ihr hielten.

Auch vor Götz Krafft blieb sie einen Moment stehen, eine leise Blässe lagerte sich augenblicklich auf ihr Gesicht, dann aber schüttelte sie wieder mit dem Kopfe und schritt weiter.

Allen Soldaten war nun das Wesen dieser seltsamen Situation klar geworden, die Mannschaften, welche rührten, grinsten zumeist im Vollbewusstsein ihrer Unschuld vor sich hin, und die Unteroffiziere und Leutnants hatten alle Mühe, sich das Lachen zu verbeissen.

Aber mit dem Kommando: „Stillgestanden!" erstarrten Mienen und Gestalten, und langsam, mit prüfenden Blicken jeden einzelnen messend, schritt das Frauenzimmer die Fronten entlang. Götz Krafft hatte sich die Person genau angesehen. Einmal im Leben hatte er dieser sicher schon gegenübergestanden. Nun liess ihn das gewissenhaft gefragte Gedächtnis im Stich.

Es dauerte eine gute halbe Stunde, ehe diese Inspektion des ganzen Regiments vorgenommen war. Schliesslich ergab sie ein durchaus nega-

tives Resultat, der Vergewaltiger befand sich nicht unter den hier aufgestellten Leuten.

Ärgerlich zogen sich der Oberst und seine Stabsoffiziere zurück, die Frauensperson ihrem Schicksal überlassend. Jeder einzelne Kompagniechef kommandierte: „Ganzes Bataillon kehrt, weggetreten!"

Da erinnerte sich Götz Krafft plötzlich des desertierten Lechner, und mit einem Male wusste er auch, wo er das Frauenzimmer hin zu tun hatte.

Auf der Hauptwache am Marienplatze hatte er sie eines Abends gesehen, vor wenigen Wochen, da er zu Anfang des Februar dort seine dritte Wache gemacht hatte.

Ungeniert war sie in der Wachstube erschienen und hatte Lechner einige Markstücke von ihrem Verdienste gebracht.

Ein Racheakt also, unter dem das ganze Regiment hatte leiden müssen. Offenbar war es zwischen Lechner und seiner Dirne zu Streitigkeiten gekommen, das Mädchen hatte sich des rohen Gesellen ein für allemal entledigen wollen und deshalb die Geschichte von ihrer Vergewaltigung auf dem Marsfelde ersonnen. Hätte sie Lechner unter den Soldaten entdeckt, dann würde sie diesen denunziert haben. Der wäre in jedem Falle, ob nun als Vergewaltiger oder Zuhälter, einer längeren Freiheitsstrafe unterworfen worden. Diesem ihm sicher bevorstehen-

den Schicksal hatte sich der Soldat durch die Flucht entzogen.

Götz Krafft hielt es für seine Pflicht, dem Hauptmann von seiner Entdeckung Mitteilung zu machen. Biglmeyr war es offenbar sehr unangenehm, diesen infamen Lechner nun auch noch mit dieser Affäre in Verbindung gebracht zu sehen. Gleichgültig und kalt hörte er die Mitteilungen Götz Kraffts an, im stillen Herzen die Hoffnung, dass Lechner bereits über alle Berge sei, und dass der hinter diesem erlassene Steckbrief seine Wirkung verfehlen würde.

Und wirklich, die Militärbehörde fand Lechner nicht. Der mochte durch die Nächte wandernd, hinter Lindau oder sonstwo die schweizerische Grenze überschritten und sich durch die Alpen bettelnd, glücklich den Hafen von Genua erreicht haben, von wo ihn dann das Schicksal auf das blaue Mittelmeer trug. Aus Tagen wurden Wochen, aus Wochen Monate, keine Spur von Lechner. Dem ausgedienten, in allen Sätteln gerechten Taugenichts war die Flucht über die Grenze offenbar geglückt. Von der Paradeaufstellung vor der Dirne sprach man einige Tage, und als nichts weiter erfolgte, war auch sie bald vergessen.

Und immer näher kam der April, und mit ihm der Termin, an dem Karl Frey als Mediziner entlassen werden sollte.

Durch alle Galerien Münchens hatte Götz

Krafft sein Weg an der Seite Stelzenmüllers geführt. Immer tiefer war er in die Auffassung, die der Maler von der Welt und den Menschen und von seiner Kunst hatte, infolge der vor den einzelnen Kunstwerken geführten Gespräche eingedrungen. Der alte Gegensatz zwischen ästhetischer und ethischer Kunstbetrachtung, er hatte sich durch das eingehende Studium bei den beiden jungen Leuten nur verschärft.

Vor dem berühmten Gemälde des genialen Schweizers Arnold Böcklin, vor der Villa am Meer in der Schackgalerie, war es zwischen Götz Krafft und Stelzenmüller zu einer lebhaften, dem ersteren unvergesslichen Auseinandersetzung gekommen, die für Götz Krafft wohl den letzten fundamentalen Unterschied zwischen aller Kunst- und Lebensbetrachtung in sich schloss.

In Juden und Griechen, das heisst in moralische und ästhetische Betrachter und Geniesser des Lebens, hatte einst ein Denker der Menschheit grosses Heer geschieden. Götz Krafft wollte es bedünken, als ob zwischen der eigenen Auffassung und der Auffassung des Malers eine Brücke nimmer zu schlagen sei.

Die Villa am Meer! Die in Trauergewänder gehüllte einsame Frauengestalt, die vor dieser Villa, am Rande der plätschernden Wogen, steht, sie, die Stelzenmüller einfach als Staffage bezeichnete, sie schien ihm die Hauptsache. Von ihr ging seine ganze Betrachtung des Böcklinschen

Meisterwerkes aus. Was man in malerischem Sinne bei Böcklin ideale Landschaft nannte, das schien ihm genau so gleichgültig wie die Technik der Pleinairisten im Unterschied zu der Technik der älteren Schule, wenn nur der Sinn des Bildes, wenn nur die Stimmung der Landschaft zu seiner Seele sprach, und von dem Künstler gewollter Sinn, von dem Maler geschaffene Stimmung in seinem eigenen Inneren ausgelöst wurden.

Der über die hohen Zypressen dieser Villa hinstreichende, mit genialer Hand gewissermassen gemalte Wind, die der Wirklichkeit in keiner Weise nachstehenden plätschernden Wogen, deren Brandung man zu hören glaubte, und die monumentale Wirkung dieser Villa selber, das alles war für ihn nur das selbstverständliche, wenn auch bewunderungswürdige Mittel künstlerisch virtuos beherrschter Technik, die an den Inhalt und den Sinn dieses Bildes nicht griff.

Erst die in Trauergewänder gehüllte, voll Sehnsucht über die Weite des Meeres blickende, einsame Frau, sie gab ihm die menschliche Lösung des künstlerischen Rätsels, warum diese Villa am Meer von Arnold Böcklin den Blick des Betrachters immer wieder aufs neue auf sich zog.

Wie ein vergessenes Märchen ferner Tage stand ihm diese ganze leuchtende Marmorvilla in ihrem Zypressenhaine, dessen dunkle, mit ihrem Laub den nordischen Winter überdauernde Bäume — als Wahrzeichen der Fried-

höfe hatte er sie in unvergesslichen Tagen der Jugend geschaut — ihm die Vergänglichkeit des Irdischen und die Dauer ewiger Gedanken und Ideen aus gleichem Munde kündeten.

Um Verlorenes mochte das einsame, in Trauergewänder gehüllte Weib an dem leuchtenden Meeresstrande klagen, um vergangenes Glück und in der Villa selber verkörperte versunkene Herrlichkeit, indessen das Meer in seiner Weite, die sturmgebeugten Zypressen in ihrer Beharrlichkeit die Spuren des Unvergänglichen, Unendlichen wiesen.

Denker und Dichter, Maler und Künstler, Vertoner, Baumeister und Bildner in höchster Vollendung, im Ernste betrachtet, im Grunde genommen alle eins! Alle beseelt von dem einen Drange, alle schliesslich nur Dichter und nichts als Dichter, dessen innerstes Wesen nur in dem einen bestand: in den damals von Eugen Frey so scharf betonten Grenzen der Menschheit, das Einzelne an das Allgemeine, das Flüchtige an das Bleibende, das Irdische an das Ewige zu binden.

An die Zypressen des Friedhofs von La Sallaz musste er denken, da er vor diesem Bilde „Villa am Meer" stand, an jene Zypressen, die ihm einst den Weg aus dem Gartenhäuschen „mon désir" gezeigt hatten, weil in ihrem Schutze der tote Löwenfeld schlief.

Auch sie waren ihm ja Mahner aus der Höhe, Führer zu diesem Ewigen gewesen, das

der Dichter mit den sinnlichen Mitteln des Wortes, der Farbe, des Marmors, der Säule oder des Tones an das flüchtige und vergängliche Wesen jeder irdischen Erscheinung band.

Wie so viele andere, so hatte auch Stelzenmüller ihn nicht verstanden, und so gab er denn endlich die gemeinsamen Wanderungen durch die Münchener Galerien mit dem genialen Maler auf.

Aber dass andere Gleiches empfunden und Gleiches gedacht hatten, dessen war er gewiss.

Nicht der blinde Zufall der Staffage hatte Arnold Böcklin dazu veranlasst, eine trauernde Frau vor seine Villa im Zypressenhaine zu stellen, nicht nur der nackte Jünglingskörper sprach aus dem Apollo von Belvedere, nicht nur des Weibes Schönheit aus der Aphrodite des Praxiteles.

Es waren stille, lange, einsame Stunden, die er nun oftmals in jeder Woche, sobald die Zeit es nur erlauben wollte, vor den Antiken der Münchener Glyptothek verbrachte, Stunden, die manches Rätsel aufgaben, dessen Lösung erst viel späteren Jahren in den Sammlungen des Vatikan und der Uffizien vorbehalten blieb.

Aber das grosse Dreigestirn seines Lebens: Philosophie, Kunst und Dichtung, ging damals leuchtend an dem Himmel seiner Jugend auf, da er das lange selbst vergeblich Gesuchte aus dem Munde Eugen Freys erfahren hatte, dass nur der menschliche Gedanke das Eigenste des Eigenen sei.

Das Eigenste des Eigenen, wie der geniale Mann sein Buch genannt hatte, zu suchen und zu finden, zu diesem einen Ziele führte der Philosophie, der Dichtung und der Kunst vielverschlungener Weg. Das *γνῶθι σεαυτόν*, das über dem Nationalheiligtum der Griechen stand, das Eugen Frey ihm wieder in das Gedächtnis zurückgerufen hatte, es war nicht nur des eigenen Denkens, es war aller Kunst und Dichtung innerster Sinn!

Und da, als er eines Tages wieder vor der Kolossalstatue des Citharoeden im Apollosaal der Glyptothek stand, und das wunderbare Zeitalter des Phidias, Athens herrliche Blüte, in diesem einen Werke vorbeizog an seinem Auge, da erkannte er, was die Dichtung des achtzehnten Jahrhunderts dem deutschen Volke gewesen und was sie ihm immer bleiben müsse, die Erzieherin zum Allgemeinen, zum Menschlich-Grossen, zum Göttlich-Ewigen, das im Grunde genommen ein und dasselbe war.

Denn was dieser Citharoede dem Athen des Perikles und dem Rom des Augustus verkündete, das kam auch heute nach fast zweitausend Jahren ewig neu und schön und jung und gut wieder und immer wieder von den weissen Marmorlippen, und das schöne Dreigestirn seines Lebens mit den Augen seines Geistes umfassend, sprach Götz Krafft leise vor sich hin: „Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün wandeln die nahen

und wandeln vereint die fernen Geschlechter. Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.“ — Die Sonne Homers! die ewige, wärmende, menschheitbeglückende, Menschen erst zu Menschen machende Sonne Homers, die der grosse Schiller gepriesen, in der ein Goethe drei Menschenalter lang gewandelt hatte, sie sollte leuchten und scheinen und glänzen und wärmen auch über seinen flüchtigen Tagen, die er in den Dienst des weltüberwindenden Idealismus des grossen Galiläers zu stellen entschlossen war!

Und im Gedanken an das weisse Marmorbild des grossen Citharoeden machte er sich nun daran, täglich und stündlich tiefer in den philosophischen Sinn von Kunst und Dichtung, die seines jungen Lebens Führer geworden und bleiben sollten, hineinzudringen.

Und der Frühling kam. Ein leuchtender Sonnensonntag war der erste April, an dem Götz Krafft nach Karl Freys Entlassung zusammen mit Miss Wood, dem Freunde und dessen Schwester die Rottmannshöhe über Leoni am Starnbergersee hinanstieg.

Gemeinsam hatte man den ersten Tag von Karl Freys neuer Freiheit feiern wollen. Am frühen Morgen war man aus München aufgebrochen, war im Nachen über den im Sonnenglanze des Frühlings blitzenden, blauen See von Starnberg hinüber nach Leoni gefahren und stieg nun in den jungen, lachenden Morgen hinein.

Halb München war an diesem herrlichen, blauen Tage auf den Beinen, denn es war Ostersonntag. Fröhlich plaudernde, geputzte Menschenkinder auf der Strasse, am See und auf allen Wegen und Pfaden der Höhe, schaukelnde Kähne auf der schimmernden Fläche, jubelnde Schwalben in der klaren Luft, springende Fischlein im glitzernden Wasser. Eben erblühte blaue Enziansterne auf allen Matten, Primeln des Frühlings in hellen, goldenen Scharen.

Ein wahrer Ostersonntag seines jungen Lebens, so ähnlich dem unvergesslichen Tage, da er an Jeanne Ramuz' Seite durch die Vergissmeinnichtfelder der Tour de Gourze gewandelt, und doch so ganz anders.

Denn auch sein Herz und sein ganzer Mensch hatten — so wollte es ihn dünken — im Vergleich zu jenem Tage eine Auferstehung gefeiert.

Was ihn damals beängstigt und beglückt, beseligt und erschreckt hatte, es war alles von ihm abgefallen. Ein anderer fühlte er sich, da er, an Evas Seite tretend, den Blick hinüber nach Tutzing richtete, über den See, zu dessen Häupten die Sonne eines neuen jungen Frühlings stand.

Karl Frey war in ausgelassener Stimmung, heute an dem ersten Tage, da er den Kommiss von sich abgeschüttelt hatte, da er wieder ganz seiner geliebten Wissenschaft leben durfte, Miss Wood machte ihre Scherze, und Eva freute sich von Herzen über das Glück des Bruders.

„Na, schiess los, Krafft!“ rief Karl voll Übermut, „dichte den Frühling an!“

„Wenn ich mir alle Mühe gäbe, ich könnte die Worte für diesen Tag jetzt nicht finden,“ sagte Götz Krafft. „Aber das Lied eines andern schwebt mir auf den Lippen. Mit einer kleinen Änderung passt es hierher!“

Sie hatten den höchsten Punkt der Rottmannshöhe erreicht. Silbern grüssten der Watzmann und die ferne Zugspitze aus dem Süden herüber, und wie ein Saphir in goldleuchtender Fassung blitzte die Schale des blauen Sees.

Ein bittender Blick aus Evas Augen traf Götz Krafft. Und wie der ganze Jubel seiner Seele kam es nun aus seinem Munde:

„O du Heimatland, o du Heimatland
Mit den hohen Bergen stolz und frei,
Wo ich wieder fand, eh' die Jugend schwand,
Meines Herzens goldenen Liebesmai,
Land des Edelweiss, nimm dies Lied zum Preis
Mit der hellen Jubelmelodei!!

Da traf sein Blick die dunklen Augen Eva Freys, auf deren Grunde zwei helle Tränen schimmerten.

Klar und freundlich, alles sagend und dennoch jedes Wort verbietend, blickten ihn diese guten, schönen Augen an.

Und er fühlte mit ganzer Seele, dass er heute ein grosses und ein freies Herz gefunden, das

kein Schicksal des Lebens mehr von dem seinigen reissen konnte.

„Ein schönes Lied," sagte Karl Frey, und Eva flüsterte:

„Ein tiefes, ein inniges Lied."

„A very nice song," meinte Miss Wood.

Dann sassen sie alle vier fröhlich plaudernd beieinander auf der Rottmannshöhe, davon redend, wie rasch doch das halbe Jahr gemeinsamer Pflichten und Interessen verflogen.

„Ach ja," sagte Götz Krafft, „ich werde dich in der Kompagnie sehr vermissen, den ganzen, langen, schweren Sommer."

„Ein Sommer ist eine kurze Spanne Zeit," meinte Eva Frey, „es war am Tage nach dem ersten Sonntag des Oktoberfestes, als Sie mit Karl uns zum ersten Male besuchten, wenn die Fähnchen wieder auf der Wiese wehen, ist auch dieses Jahr vorbei."

Ein leiser Schmerz zitterte bei diesen Worten durch ihre Stimme. Götz Krafft erwiderte:

„Vorbei, Fräulein Evchen, ist nur das, woran wir uns nicht mehr erinnern wollen oder dürfen. Alles andere ist unser, es ist niemals vorbei."

„Sie sprechen ja fast wie der Vater," scherzte sie.

Die Erwähnung Eugen Freys gab dem Gespräche eine andere Wendung, da eine in den letzten Tagen des März eingetretene Erkältung

einen ungünstigen Einfluss auf dessen Augenleiden ausgeübt hatte.

Die beiden Geschwister sprachen eine Weile von dem Vater, und wieder stand Götz Krafft bewundernd vor der tiefen Liebe, in der Karl und Eva an dem armen Blinden hingen.

Bald nach dem einfachen Mittagsmahle, das man zusammen im Freien vor dem auf der Rottmannshöhe gelegenen Hotel eingenommen, drängte Eva zum Aufbruch. Sie hatte sich vorgenommen, zusammen mit Götz Krafft und Karl am Abend die Tannhäuservorstellung im Königlichen Hoftheater zu besuchen, und musste vorher noch einmal zu dem Vater, um sich zu vergewissern, dass das Mädchen dem Blinden alles für den Abend gerüstet hatte. Miss Wood hatte den Besuch der Wagneroper als „too tedious“ abgelehnt.

Es war gegen zwei Uhr nachmittags, als sie sich auf den Weg machten. Götz Krafft, der den Starnberger See heute an diesem Frühlingssonntag zum ersten Male sah, wollte Schloss Berg und dessen Park besuchen. Er war wieder einmal beherrscht von dem von Jugend an in seinem Herzen lebendigen Gefühle, das ihn hinzog an historisch geweihte Stätten, da er von diesen einen mächtigen Einfluss auf seinen ganzen inneren Menschen ausgehen fühlte.

Von der Stelle aus, wo der unglückliche Romantiker auf Bayerns Königsthrone zum letz-

ten Male an der Seite Dr. von Guddens gestanden, wollte er über den See zu den bayrischen Alpen hinüberschauen und sich den Schlussakt jener Tragödie in das Gedächtnis zurückrufen, an deren Ende des ganzen Bayernvolkes leuchtender und geliebter Stern in blutiger Abendröte unterging.

Denselben Pfad, den sie gekommen, stiegen sie nun durch die blühenden Matten des Frühlings hinunter, und Götz Krafft sagte zu Eva:

„Es war auch ein Fest, der schöne Pfingsttag vor fünf Jahren, da König Ludwigs Leben zur Rüste ging."

Sie hatte viel von jenen schmerzlichen Tagen gehört, und nach den fernen Alpen deutend, meinte sie: „An jenen Bergen da drunten mag sein Blick noch einmal gehangen haben, an den Bergen von Partenkirchen und Füssen, wo Neuschwanstein, Linderhof und Herrenchiemsee, jedes ein schönes Märchen, aus den deutschen Bergen grüssen. Sie haben die Königsschlösser noch nicht gesehen, Herr Krafft?"

„Nein, Fräulein Evchen, aber auch dahin wird mich mein Weg hoffentlich einmal führen."

„Kennen Sie das schöne Lied vom Edelweiss?" fragte sie dann.

Als Götz Krafft ihre Frage bejaht hatte, fuhr sie fort: „Kennen Sie auch die Strophe von dem König, die man damals immer gesungen hat? Sie ist kein Meisterstück, aber sie kam aus dem Herzen des Volkes."

Und Götz Krafft lauschte gespannt, als sie nun mit leiser Stimme vor sich hin sang:

„Es war der Fürsten schönstes dieses Reis,
Denn Ludwig war einst Bayerns Edelweiss“

„denn Ludwig war einst Bayerns Edelweiss“, wiederholte sie noch einmal. Dann deutete sie mit der Hand nach den drunten im Frühlingswinde sich wiegenden, mit zarten Knospen geschmückten Baumwipfeln: „Der Turm von Schloss Berg.“

Sie schritten Seite an Seite durch den Park des alten Lustschlosses und näherten sich langsam dem letzten Wege des Königs, der sich hier zwischen ihren Blätterschmuck eben entfaltenden Ziersträuchern dem See zusenkte.

Und nun standen sie vor dem einfachen Denkmal, das der Prinzregent zum Andenken an den König hatte errichten lassen, und zusammen entzifferten sie die schon ein wenig verwitterte Inschrift, die in römischen Zahlen nichts als den Todestag Ludwigs II. kündet: XIII. Juni MDCCCLXXXVI.

„Wo sich ein wahrhaft grosses Schicksal vollendet, stehen wir Menschen schaudernd und bewundernd still. Wie der Schlussakt der grossen Tragödien weht es mir immer von dieser Stelle entgegen,“ sagte Eva Frey.

Da musste Götz Krafft unwillkürlich an jenen Wintertag am Wannsee denken, da er an der Seite Mimis vor dem Grabe des Heinrich von

Kleist gestanden, und da ihn diese in den Schwedischen Pavillon gedrängt hatte.

„Eine Königskrone,“ fuhr sie fort, „glaubt das Volk in diesem See verborgen, eine Krone, die die Zukunft wieder an das Licht des Tages ziehen soll.“

„Die Krone des Lebens, nach der wir alle ringen sollen,“ erwiderte Götz Krafft.

Leuchtenden Auges sah sie ihn an.

Sie waren Karl, der sich mit Miss Wood vorzüglich unterhielt, weit vorausgeeilt. Die lebenslustige Engländerin war voll ausgelassener Freude über diesen herrlichen Tag. Der See und die Berge, die Nachen mit all den lustigen Menschen da drunten auf der blauen Fläche, alles war ihr neu. Geschichtliche Erinnerungen quälten sie nicht auf diesem herrlichen Fleckchen Erde, sie gab sich ganz dem Genusse der schönen Gegenwart hin.

„Germans are strange people,“ wandte sie sich an Karl, der eben einen blühenden Weidenzweig abgebrochen und diesen in den goldblonden Haaren der Miss befestigt hatte.

„Wie kommen Sie darauf, Miss,“ fragte Karl. „Hab' ich wieder etwas getan, was Sie shocking nennen, etwas was Ihr englisches Nationalgefühl beleidigt hat?“

„O no, Mister Frey, no, not you. I think so, strange people. Uenn man is young und is springtime, bei all die flowers, und in all die

sunlight, uarum sagt man ernste poetry und uarum uill man see the lake von das tote king?"

„Sie machen es mir nicht leicht, liebe Miss, Ihre Sprache zu enträtseln. Aber ich ahne, was Sie meinen. Sie sprechen von Eva und meinem Freunde Krafft, den Sie ja niemals in Ihr grosses Herz geschlossen haben!"

Yes, I sprecke von sie. Von die zwei! In England is das an other thing. Do you know flirt, Mister Frey?"

„Jawohl, Miss Wood. Ich weiss sehr genau, was man in Ihrem schönen, meerumspülten Vaterlande unter Flirt versteht. Es ist wahr, wir Deutschen haben im allgemeinen wenig Talent zu dieser edlen Kunst. Wir sind zu ernst, zu schwerfällig, sagen wir, zu romantisch!"

„Yes romantic, but romantic is stupid! In England uenn ein gentleman und ein lady uollen heiraten, dann fragt gentleman das lady, ob es ihn uill zu husband. Und uenn sie nix uollen heiraten, machen sie flirt. But not flirt with song and poetry und the lake mit das tote king. Flirt mit die Augen, und die hands und Lachen and kiss, with merriment and gaiety as you and I, Mister Frey!"

Sie standen allein im Schatten einer Erle, die dicht an dem Ufer des Sees ihre eben entfalteten zarten Blätter im leisen Wehen dieses herrlichen Frühlingstages schaukelte.

Übermütig blickten ihm die schönen Augen

der Miss entgegen, in deren veilchenblauer Tiefe ein Stück dieses herrlichen Himmels zu schimmern und zu leuchten schien.

Da legte Karl den Arm um ihre Taille, und einen herzhaften Kuss auf ihre sich ihm willig darbietenden Lippen drückend, sagte er:

„Sie sind eine reizende Person, Miss Wood!"

Sie entwand sich seiner Umarmung.

„No, no," rief sie, indem sie davonlief und das hochgerötete Gesicht mit beiden Händen bedeckte. „No, no, Mister Frey, you are insolent."

Aber schon lachte sie wieder. Sie hielt im Laufe inne, und die Arme weit ausbreitend, als ob sie ihn noch einmal umfangen wollte, stand sie in dem hellblauen Frühlingskleide unter diesem leuchtenden Himmel, der verkörperte Übermut der Jugend, dem alles erlaubt ist, und dem nichts übel gedeutet werden kann.

Er eilte wieder auf sie zu. Aber sie wehrte ihm ab.

„Enough, enough," rief sie laut. „I shall go zu das romantic couple of lovers! You are too insolent, Mister Frey!"

Auch ihm war es nicht ernst. Sittsam schritt er wieder an ihrer Seite, und sie plauderte heiter, als sei nichts vorgefallen.

„When I shall be a celebrated songstress, dann uerden Sie kommen in das theatre und uerden hören meine songs un uerden denken an to day und an das flirt, uas uir haben ge-

macht an das blaue See mit das tote king in your romantic Germany."

Er lachte von Herzen. Sie aber hatte es nun eilig, zu den beiden andern zu kommen, denn auf dem See näherte sich schon der Dampfer von Possenhofen.

Als sich die vier wieder zusammengefunden, traten sie gemeinsam die Rückfahrt nach Starnberg an. Das Deck des Dampfers war voll von fröhlichen, geputzten, lachenden Menschen, in deren Mitte eine italienische Musikbande ihre Weisen ertönen liess. Über dem Heck wehte Bayerns blauweisse Flagge, und an den Wimpeln spielten Dutzende von kleinen Fähnlein im sanften Winde, der, eine leichte Brise, den See kräuselnd, dahinstrich. Dann ging es mit der Eisenbahn der Hauptstadt entgegen.

Als sich Götz, Karl und Eva am Abend in einer Loge des zweiten Ranges im Hoftheater wieder zusammenfanden, hatte die Ouvertüre zu Richard Wagners „Tannhäuser" schon ihren Anfang genommen.

Karl Frey, der die Oper schon zweimal gehört hatte, überliess den Vorderplatz an Evas Seite dem Freunde.

In Frankfurt und Berlin hatte Götz Krafft wohl hie und da einmal eine der älteren Opern von Mozart oder Weber gehört, aber der Besuch des Opernhauses zu den musikalischen Dramen Richard Wagners war ihm noch nicht

zuteil geworden. Gespannt sah er daher dem Kommenden entgegen, begierig, welche Eindrücke die berühmte Vorstellung, in der erste Künstler die Hauptpartien sangen, bei ihm hinterlassen würde.

Der hohe und weite Raum des Münchener Hoftheaters war heute am Ostersonntag dicht besetzt. Noch gegen Abend hatte Götz Krafft das Textbuch der Oper gelesen, und der ganze romantische Zauber des deutschen Mittelalters, der von dieser Oper ausgeht, hatte ihn schon während der Lektüre in seinen Bann geschlagen.

Eine wichtige Frage war durch diese Lektüre in seinem Inneren angeregt worden, auf die er während der heutigen Tannhäuseraufführung eine Antwort zu finden hoffte. Worin lag wohl der grosse Erfolg begründet, den der Genius Richard Wagners, dieser letzte unter den deutschen Romantikern, in allen Gauen gerade des deutschen Vaterlandes errungen?

Über den Lebensgang und die Schicksale des Meisters von Bayreuth hatte er viel gelesen und noch mehr gehört. Dass Paris und das Ausland ihn abgelehnt hatten und ihn auch heute noch kaum verstehen würden, während doch die Opern der Italiener und der Franzosen allüberall gegeben wurden, das wusste er. Fehlten ihm denn, um in Rom oder Paris wirken zu können, das Einschmeichelnde der Melodie, die Farbenpracht des Bühnenbildes, der prickelnde

Reiz der Ballettmusik und des Tanzes, oder war es am Ende ganz etwas anderes, vor dem der Angehörige des romanischen Volkes bei Richard Wagner als vor einem Fremden stand?

Warum der jahrelange, noch immer nicht zu Ende geführte Kampf zwischen Wagnerianern und Vertretern der alten Schule, der geradeso wie auf dem Gebiete der Malerei in einen Kampf um die technischen Mittel des Komponisten ausgeartet war?

Was war denn eigentlich das vielgenannte Leitmotiv, das die einen priesen, und das die anderen schalten, das immer wiederkehrende, das an der wichtigsten Stelle auftauchend aus all den vielverschlungenen Harmonien und Akkorden durch alle diese musikalischen Dramen sich wie der rote Faden, an dem alles hing, der alles in Bewegung setzte, zog?

Wie stand es überhaupt mit der ganzen, fast zu einer Modekrankheit gewordenen Musik seiner Tage, in der so mancher den höchsten Ausdruck menschlichen, künstlerischen Geistes sah?

Dass das Altertum, dass die Dichter des Mittelalters nur über nach heutigen Begriffen primitive Mittel des musikalischen Ausdrucks verfügt hatten, das wusste er. Dass die Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, dass Johann Sebastian Bachs und selbst noch Beethovens grosse Zeitgenossen in der Musik die Illustrierung reli-

giöser und poetischer Gedanken sahen, war ihm bekannt.

An die Geschichten der Passion hatte Bach, an die Worte der Schöpfung Joseph Haydn, an Schillers Lied an die Freude, an Goethes Egmont Beethoven die grossen Schöpfungen ihres musikalischen Genius angeknüpft.

Wenn die Akkorde der Eroica durch den Konzertsaal brausten, dann klangen die Taten des grossen Napoleon aus dieser Tonschöpfung heraus. Wenn Haydns Töne jubelten und jauchzten: Es werde Licht! dann stand das ganze Wunder der Schöpfung vor dem inneren Auge des Komponisten, der diesem Wunder in gewaltigen Melodien und Akkorden den ihm gegebenen Ausdruck lieh.

In dem Saalbau in Frankfurt, wo er einst seine Abiturientenrede gehalten, hatte er schon als Gymnasiast Oratorien und Symphonien gehört. Aber das, was die Musikverständigen damals über die empfangenen Genüsse gesprochen, das hatte er niemals ganz begreifen können, weil in deren Gesprächen immer das musikalische Ausdrucksmittel und niemals der welterlösende oder weltumfassende Gedanke, der den Schöpfer begeisterte, die Hauptrolle gespielt.

An der Kleinheit der Motive hatte er sich beim Anhören des „Freischütz" und der „Zauberflöte" schon vor Jahren gestossen. Die zarten Melodien, die süssen Harmonien verflogen ihm

schon im Theater, wenn sein Verstand ihn dazu zwang, die Kunst des Ausdrucksmittels an der Kleinheit des Vorgangs zu messen.

Und nun war die Welt erfüllt von dem Namen Richard Wagners, von dem Dichterkomponisten, der den unermesslichen Schatz der mittelalterlichen Sage und Dichtung dem geeinten Volke des neuen deutschen Reiches aufs neue erschlossen, der, ein wahres Wunder, mit Riesenschritten den Kreis des Wollens, des Vollbringens mass.

Was er aus der Ferne von diesem Manne gehört und vernommen, das schon hatte ihn auf den Gedanken gebracht, dass die Erfolge dieses Genies auf der harmonischen Übereinstimmung von Grösse der musikalischen Mittel und Grösse des Vorwurfs beruhen könnten.

Über den Trompetenstoss im „Rienzi" hatte er gelesen, dass dieser eine schmetternde Ton das ganze Freiheitssehnen des römischen Volkes nach einer neuen Republik in sich bergen sollte, über die Musik des „Fliegenden Holländer", in die die ganze packende, ziehende Kraft der Weite und Unendlichkeit des lockenden und vernichtenden Meeres hineingelegt sei.

Waren es hier nicht Grösse der Mittel und Grösse der Gedanken, die sich deckten und decken mussten. Und wie ganz anders noch, wenn der Vorwurf von den politischen und natürlichen Gebieten sich in die Höhen der Ethik und der religiösen Empfindung verstieg.

Das Nibelungenlied hatte er nun im Urtext gelesen. Mit glühendem Herzen hatte auch er die Kunde dieser Sänger des deutschen Mittelalters empfangen, die Kunde, dass gebrochene Treue vieler Helden Tod nach sich ziehe, dass mit Leid des Königs Hochzeit ende, wie denn die Liebe mit Leid an ihrem letzten Ende lohnt. Dass man nicht fragen, sondern vertrauen, dass man nicht zweifeln, sondern glauben, dass man an rechte Güte sein Herz hängen soll, das hatten jene Sänger dem ritterlichen Kreise ihrer Zeit immer aufs neue verkündet. Dass die Sünde dessen, der die Treue niemals gebrochen, der Minne mit minnlichem Herzen trägt, vor Gottes Throne nicht genannt wird, das erinnerte er sich bei einem der frömmsten unter den Minnesängern jüngst gelesen zu haben.

War es vielleicht etwas von diesem deutschen Geiste der Treue, der Staete, wie die Sänger des Mittelalters sagten, das echt national, das germanisch in seinem innersten Wesen, als Leitmotiv auch aus den musikalischen Dramen eines Richard Wagner sprach, das, abgesehen von allen Mitteln musikalischer Technik, hineindrang in die Herzen der Hörer und sich dort einnistete, um unverloren zu bleiben, wie das Wort der Engel, dass, wer immer strebend sich bemüht, erlöst werden kann, unverloren blieb? Am Ende!

Der Vorhang ging in die Höhe. In den

Fesseln der Venus lag der Sänger im Hörselberg. Lockende, girrende Geigen des Orchesters aus der Tiefe, und dennoch mitten drin ein reiner Ton, der Götz Krafft von einer anderen Welt als der, in die Frau Venus den Tannhäuser geschlagen, herzustammen schien.

Wie er ihn verstand, den Ritter und Sänger, der droben im Saale der Wartburg den Lobgesang auf Frau Venus anstimmen sollte, er, den es einst auch mit tausend süssen Tönen und Stimmen gelockt hatte: „Hinter dem Friedhof von La Sallaz, ich bin allein.“

Aber heller und lauter, stärker und vernehmlicher ward dieser eine Ton. Er fand den Widerhall in der Seele des Tannhäuser, er zitterte durch das Herz Götz Kraffts.

Der Ritter, der an dem Busen der Venus zu verliegen fürchtet, reisst sich los, zum Lebenskampfe, der ihn lockt.

Und wieder rauscht der Vorhang in die Höhe — der Pilgerchor. Rein und gross und schön, alles andere niederzwingend, ist dieser eine Ton geworden, der den Ritter in den schimmernden Saal der Wartburg und vor das Auge der Elisabeth geleitet.

Aber die Geigen girren und flöten, und der Venus zum Lobe ertönt das entweihte Lied.

Keine Sühne und doch eine! Aus dem Lied an den Abendstern tönt der eine reine Ton aus

Wolframs Munde, aus dem Gebet der Elisabeth steigt er zum Himmel empor!

Und die reine Jungfrau hört das Gebet, das um Gnade für den Sünder bittet. — Das hehre Wunder geschieht, der dürre Stab beginnt zu grünen, weil eine lebte, die die Treue nimmer gebrochen hat!

Bei dem Chorgesange der jungen Pilger, den jener eine reine Ton ganz beherrschte, fanden sich die Augen Eva Freys und Götz Kraffts. Und in tiefstem Erschauern seiner Seele empfand er die ewige Wahrheit: Fausts Gretchen, Tannhäusers Elisabeth und das holde Mädchen an seiner Seite, immer das eine, immer dasselbe, die reine Liebe eines grossen und freien Herzens, die den Menschen über Schuld und Sünde hebt.

Der Schlusschor war verklungen, das Theater leerte sich. Es war spät geworden, ein Viertel nach elf.

Durch die schon stillen Strassen schritten die drei. Eine milde Nacht war dem warmen, schönen Tage gefolgt. Über ihren Häuptern glänzten die ewigen Sterne.

Keines sprach ein Wort, denn noch standen sie alle in dem Banne der musikalischen Dichtung, die des weltverklärenden Idealismus tröstende Antwort auf hundert bange Fragen des Menschenlebens gab.

Lange ruhte Evas Hand in der seinen, als

Götz Krafft auf dem Marienplatze, wo die beiden in die Trambahn stiegen, von dem Geschwisterpaare und diesem schönen Ostertage seines jungen Lebens Abschied nahm.

Dann trat er einsam den Heimweg durch die Neuhauserstrasse an, den Ruf des Tannhäuser: „Elisabeth“ auf den Lippen, den Evas Name seltsam zu verdrängen schien.

VIII.

Mit tiefer Ehrfurcht schau' ich die Schöpfung an,
Denn du,
Namenloser, du
Schufest sie.

Klopstock.

Mit dem anbrechenden Sommerhalbjahre hatte sich der Dienst leichter und interessanter gestaltet. Dem langweiligen Kompagnieexerzieren der Monate Februar und März war nach der glücklich verlaufenen Vorstellung das Exerzieren im Bataillon gefolgt. Der bierehrliche Major hielt darauf, dass an jedem Vormittag um zehn Uhr zum Einrücken geblasen wurde, weil er Punkt elf Uhr bei seinem Frühschoppen im Augustiner in der Maximilianstrasse sass. Die Nachmittagsstunden wurden dann von dem Unterricht bei Ehm in Anspruch genommen, so dass die Tage, von eingestreuten Schiess- oder Felddienstübungen der Kompagnie abgesehen, ihren regelmässigen Verlauf nahmen.

So fand sich denn zwischen elf und drei Uhr manche Stunde, die Götz Krafft im Dienste seiner Wissenschaft verwenden konnte. Das ihm von Eugen Frey überlassene Pergament hatte er fürs erste beiseite gelegt. Ohne die notwendigen

paläologischen Kenntnisse wäre es nur verlorene Zeit gewesen, sich mit der alten Handschrift zu befassen. Trümmler sollte sie im Herbste sehen. Der würde ihm schon Aufschluss darüber geben, ob die Pergamentblätter für die Textforschung des Nibelungenliedes noch einen Wert besassen oder nicht.

Bis dahin galt es, sich tüchtig in das Studium der mittelhochdeutschen Sprache hineinzuarbeiten. Die kleine Grammatik von Weinhold sass, und nun verbrachte er täglich die Zeit von halb zwölf bis ein Uhr in den Lesesälen der Königlichen Bibliothek, wo er sich mit dem Inhalte der germanistischen Zeitschriften vertraut zu machen suchte.

Viele Zitate, die er in den Anmerkungen zu dem Lachmannschen Texte von der Nibelunge nôt gefunden, verwiesen ihn direkt auf die periodisch erscheinende Literatur. Eine wahre Fundgrube philologischen Wissens und exakter Forschermethode erschloss sich ihm hier.

In den Abendstunden daheim kamen allmählich die Gudrun und des Minnesanges Frühling, kamen Hartmanns Erec und Iwein, kam Walther von der Vogelweide an die Reihe. Rascher als er anfangs zu hoffen gewagt, hatte er sich in die Sprache der Klassiker des 13. Jahrhunderts hineingelesen.

Mit seinen Notizen wanderte er dann an jedem neuen Tage nach der Ludwigstrasse, wo

er im Saal der Bibliothek die in den Anmerkungen der Herausgeber angeführten Abhandlungen las, wo er sich die Bücher bestellte, deren Inhalt ihm für die Kenntnis der Literatur des deutschen Mittelalters wichtig erschien.

Wochen und Monde gingen so in stiller, emsiger Arbeit dahin. Von Tag zu Tag fühlte er, wie seine Kräfte wuchsen, wie sich sein Wissen mehrte, wie das Urteil sich klärte, und wie er tiefer und tiefer in den spröden Stoff der philologischen Kleinarbeit hineindrang, die ihm die Schätze einer alten, unter dem Schutte der Jahrhunderte begrabenen Kultur erschloss.

Und mit der Arbeit wuchs auch die Freude, wuchs die Liebe, die er der Dichtung in allen ihren Phasen schon als Knabe entgegengebracht hatte.

Mit dem philologischen Handwerkszeug ausgerüstet, wollte er wieder vor Trümmler hintreten, damit ihm dieser recht bald eine schwierigere Aufgabe, als es die Untersuchung von Klopstocks Sprache gewesen, zur Bewältigung überweisen könne.

Seit dem Austritt Karl Freys hatte sich Götz Krafft von Tag zu Tag enger an Windele angeschlossen. War er doch der einzige, der ihm nun noch in der Kompagnie geblieben war.

Mack war tot, Frey war entlassen, und Stelzenmüller, von dessen neuestem Bilde „Versuchung“ die Zeitungen des Lobes voll waren,

ging seine eigenen Wege, nachdem er eingesehen, dass es ein Ding der Unmöglichkeit sei, Götz Krafft von seiner festen Meinung in Kunstdingen abzubringen.

Freilich auch Cenzerl Völkl, das mit einem Schlage berühmt gewordene Modell, spielte in der langsamen Entfremdung, die sich zwischen ihm und Stelzenmüller einstellte, eine bedeutende Rolle.

Götz Krafft hatte dem Maler Vorwürfe darüber gemacht, dass er das Modell noch immer in seiner Wohnung behalte. Das Bild war fertig, ein äusserer Grund hierzu für Stelzenmüller also nicht mehr vorhanden, und dennoch blieb Cenzerl Völkl von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, und Götz Krafft wollte es bedünken, als sei ihr Einfluss auf den Maler mit jedem neuen Tage ein grösserer geworden.

Auch das Mädchen selber, die üppige Blondine, die ihn einst auf jener Redoute im Kolosseum mit brennenden Lippen geküsst hatte, die sich ihm in all ihrer sinnberauschenden Nacktheit in dem Atelier des Genossen enthüllt, mied ihn. Er fühlte, dass sie ihm auswich, wenn er dem Maler des Abends in ihrer Gesellschaft auf der Strasse begegnete, er wusste, dass es auf sie zurückzuführen war, dass auch Stelzenmüller seinerseits die gemeinsamen Wanderungen durch die Kunstsammlungen und Ausstel-

lungen eingestellt hatte und ihn niemals wieder zu einem Besuche seines Ateliers einlud.

Da machte er eines Tages eine seltsame Entdeckung. Hauptmann Biglmeyr, der bislang dem talentvollen jungen Maler jede dienstliche Erleichterung hatte zuteil werden lassen, schien plötzlich das ganze Interesse an dem Maler verloren zu haben. Stelzenmüller musste wieder wie er und Windele zu jedem Dienst und allen Appells erscheinen. Er wurde von Hohnleichner mit ganz auffallender Schärfe und Kälte behandelt.

Ja, eines Tages, als Stelzenmüller drei Minuten zu spät zum Dienste erschien, diktierte ihm Biglmeyr kurzerhand vier Wochen Kasernenarrest und fügte dieser Bestrafung vor der ganzen Kompagnie die Worte hinzu: „Damit Sie sich hier von Ihrem Lotterleben wieder an Ordnung gewöhnen, Einjähriger Stelzenmüller."

Der Maler senkte unter Biglmeyrs schielenden Blicken die Augen. Er wagte kein Wort der Erwiderung, geschweige denn schickte er sich an, wegen dieses, Götz Krafft ziemlich unbegründet erscheinenden Vorwurfes den Weg der Beschwerde gegen den Hauptmann zu beschreiten.

Und wieder eines Nachmittags fehlte Stelzenmüller in dem Einjährigenunterricht. Schon seit Wochen hatte Götz Krafft beobachtet, dass sich die Einjährigen von dem sonst so gesuchten Künstler mehr und mehr zurückzogen. An jenem Nachmittage machte Ehm die verblüffende offi-

zielle Mitteilung, dass der Oberst den Einjährigen Stelzenmüller von der Teilnahme an dem Aspirantenunterrichte ausgeschlossen habe.

Windele war der erste, der Götz Krafft, von dem alle wussten, dass er mit dem Maler privatim und freundschaftlich verkehrt hatte, gegenüber eine deutlichere Andeutung machte.

Als die beiden an jenem Nachmittage, vom Unterricht kommend, über den Kasernenhof zu der Baracke der Kompagnie zurückschritten, sagte er zu Götz Krafft: „Ja, die Menscher, die hab'n halt schon manchen um Ehr un Stellung gebracht."

Götz Krafft wollte Stelzenmüllers Partei ergreifen. Es tat ihm leid, dass man so hart über einen Menschen urteilte, den seine Kunst grösseren moralischen Gefahren als die anderen aussetzte, und so meinte er:

„Die Cenzerl Völkl meinst du. Sie ist halt sein Modell gewesen, und da kann's einen weiter nicht wundernehmen, wenn er mit ihr zusammen gehaust und eine Liebschaft unterhalten hat. Auch wir zwei sind ja nie in einen Mönchsorden eingetreten, Windele!"

„Was redst da her," fuhr ihn nun Windele an. „Hast' denn noch gar nix gehört? Liebschaften ham mir all miteinand. I bin halt a net der letzscht, wann mir so a süss Käferle über den Weg laufa tut. Aber mit dem Stelzenmüller, des isch doch halt a ganz a andere Sach!"

„Wieso denn a ganz a andere Sach?“ fragte Götz Krafft.

„Stell di nur net so,“ erwiderte nun Windele, „du bischt doch in de letzschte Woche au nimmer zu ihm ganga. So viel schlimmer als der Stelzenmüller war der Lechner halt a net.“

Nun brauste Götz Krafft auf.

„Der Lechner, ein Kerl, der sich von seiner Dirne die Markstücke auf die Wache bringen lässt, der dann desertiert und sein ganzes Regiment in Schande bringt, der und ein Maler, der 'ne Liebschaft mit seinem Modell hat?! Da muss ich dich denn doch schön bitten, Windele!“

Aber Windele blieb kalt.

„Na, Hand aufs Herz, Krafft. Hat das Cenzerl denn dir nimmer, gar nimmer nachg'stellt, hm?“

Da erinnerte er sich an jenen Kuss im Kolosseum und an die Szene im Atelier, die er damals als die durch Beruf und Gewohnheit gewonnene Ungeniertheit des Malermodells genommen hatte. Ohne ihm einen Einwurf zu machen, hörte er nun den weiteren Mitteilungen Windeles zu.

„I hab's von dem Einjährigen Rüger selber. Der is halt a bei dem Stelzenmüller im Atelier gewes'n. Und dem hat sich das Mensch anboten. Natürli net umsonst. Un der Stelzenmüller hat dazu gelacht, da er ja schon lang nix mehr von zu Haus kriegt und so von der Cenzerl

ihren Sündengroschen lebt. Aber der Rüger hat dankt un hat's dem Regiment meldt, und so is die ganze Sachen an den Tag kumma. Die Einjährigen dürften das halt nit auf sich sitzen lassen, hat der Rüger g'sagt, un da kann i dem Rüger halt nix als recht geben."

„Der Rüger, der Streber, der ist auch der Beste nicht," beharrte Götz Krafft.

Aber wild schlugen seine Pulse, und ein tiefes Mitleid mit dem jungen Menschen, der sich so weit verirrt hatte, bemächtigte sich nun seiner.

Hier waren zehn gegen eins zu wetten, dass die skrupellose und putzsüchtige Cenzerl Völkl die Verführerin, und der schwache, haltlose, von zu Hause pekuniär im Stich gelassene Stelzenmüller der Verführte war.

Und dennoch, mit aller Wucht fiel das Schicksal auf den Maler hernieder, wenn sich Rügers Anklage als wahr herausstellte, wenn Stelzenmüller den Verkehr des Mädchens mit anderen Männern geduldet und einen Teil des von ihr erworbenen Geldes für die gemeinsame Wirtschaft verwandt hatte. Nicht Sinnenlust und Leichtsinn, nein, kalte Berechnung war es also gewesen, die Cenzerl nicht nur in die Arme des Malers, auf dessen einstigen grossen Namen sie hoffte, sondern auch in die Arme der anderen Männer geführt hatte! Voll Schrecken hörte er nun die weiteren Mitteilungen Windeles an, die

ihm über das drohende Geschick des Malers keinen Zweifel mehr liessen.

„Weischt,“ sagte Windele, „die Sach' isch jetzt in der Untersuchung. Wenn mer Beweise hat, kriegt der Stelzenmüller die Schnür halt genomme und wird auscherdem noch bestraft. Weischt, so a Schweinesach' die kimmt halt vor a Kriegsgericht.“

Sie waren in der Stube von Götz Kraffts Putzkameraden angelangt und erfuhren hier zu ihrem Schrecken, dass Stelzenmüller am Nachmittag nach dem Garnisongefängnis in der Corneliusstrasse abgeführt worden sei.

Die ehrenrührige Handlung, deren man den Einjährigen beschuldigte, war in aller Munde, und so nahm die gerichtliche Untersuchung des Falles ihren Lauf.

Das Resultat dieser Untersuchung und der sich anschliessenden Verhandlung vor dem Kriegsgerichte erfuhren Götz Krafft und Windele erst nach Wochen aus dem Munde Hohnleichners, der das kriegsgerichtliche Urteil während des Mittagsappells verlas.

Stelzenmüller war, unter Aberkennung des Rechtes, als Einjährig-Freiwilliger zu dienen, zu sechs Monaten Festung und zur Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes verurteilt worden.

Das Schicksal, dem Lechner entflohen, ihn hatte es ereilt. Der Künstler, der sich über die

Moral der bürgerlichen Gesellschaft dreist hinweggesetzt, wanderte auf Passau, während sein Bild für schweres Geld in einer der ersten Kunsthandlungen von einem reichen Lebemann erstanden wurde. Die üppige Blondine, deren Reize er verewigt, ging in den Malerateliers und auf den Strassen Münchens auf neuen Raub aus.

Tief erschüttert hörte Götz Krafft die Verkündigung dieses Urteils aus dem Munde des Feldwebels an. Im Dienste seiner Kunst war dieser junge Mann gestrauchelt und gefallen, der ihm gegenüber immer den Satz verteidigt hatte, dass die Kunst, die um ihrer selbst willen da sei, des tieferen Gedankens entbehren könne, wenn sie nur das Auge des Beschauers und die Sinne des Geniessenden befriedigte.

Es waren ernste und heilsame Stunden, in denen er damals mit sich zu Rate ging, wenn er sich Stelzenmüllers Schicksal noch einmal vor das innere Auge führte und zu dem Schlusse kam, dass nur die sittliche Kraft, die Strenge gegen sich selber, das griechische *γνῶθι σεαυτόν*, wie Eugen Frey es aufgefasst haben wollte, allem künstlerischen und geistigen Schaffen des Menschen den letzten, gültigen Stempel der Vollendung lieh.

Die Rechte des Genies, von denen schon so viele so oft zu ihm gesprochen, er sah sie in Trümmer sinken, wenn er nun in solchen stillen Stunden der Einkehr an den in den Festungsgräben Passaus schmachtenden grossen Maler dachte,

dessen Existenz ein leichtfertiges Weib, dem er die Begeisterung zu seiner besten Schöpfung dankte, vernichtet hatte.

Aus der Ferne vernahm er wieder die Stimme des blinden Philosophen Eugen Frey: „Grenzen allüberall und jedem, Grenzen der Menschheit, Grenzen auch dem Genius, der die Sterne vom Himmel zu holen meint."

Und wie in jedem Jahre, so schmückten sich auch in diesem die Strassen Münchens mit Kalmus und Maien. Die jungen Birkenstämme stiegen von den Bergen und pflanzten sich vor den Häusern auf. Rote, blaue, gelbe Teppiche und Fahnen wehten aus allen Fenstern. Rosen, Veilchen und Nelken streuten sich auf den Weg.

Aus den silbernen Kesseln dampfte des Weihrauchs weisse Wolke, vor jeder Haustür stand ein Altar. Hundert Glocken entsandten über die Stadt ihre lockenden Töne.

Ein blauer Junitag voll Farbenglanz und Sonnenschein. Die Kerzen flammten, die gestickten Fahnen wehten, in weissen Kleidern schritten die Mädchen festlich einher.

Es war das erstemal, dass Götz Krafft den Fronleichnamstag in einer katholischen Stadt miterlebte, das erstemal, dass er all den Pomp, dass er die ganze Grösse der römischen Kirche vor seinen eigenen Augen sich entfalten sah.

Vor der Michaelshofkirche hinter dem Karlstor bildete das Regiment Spalier. Die Protestan-

ten waren von diesem Dienste befreit worden, und zusammen mit Windele wanderte er durch die menschenbelebten Strassen, auf die des Weihrauchs schwere Wolke und der berauschende Duft von tausend, tausend Frühlingsblüten, den Atem benehmend, die Sinne berauschend, den Verstand einlullend, herniedersank.

Kränzlein aus Rosen im Haar, zogen die Schulmädchen an seinen Blicken vorüber, mit den kleinen Händchen Blüten über Blüten auf den Weg streuend, den die goldene Monstranz mit dem Leibe und dem Blute des Erlösers nehmen sollte.

In ihren braunen Kutten kamen die Mönche, als seien sie dem Schosse des fernen Mittelalters entstiegen; in violetten und weissen goldgestickten Gewändern die Kirchenfürsten.

Trompetengeschmetter, und hinter den Fanfarenbläsern der in eine weisse Wolke gehüllte Himmel, unter dem ein ernster Priester die goldene Kapsel mit der geweihten Hostie trug.

Männer entblössten ihre Häupter, Frauen und Kinder sanken in die Knie. — Ein „erbarme dich unser“ auf all diesen tausend Lippen, und ein Schauer der Ehrfurcht, ein wunderseltsames Gefühl in der Seele Götz Kraffts!

Die Trommeln wirbeln, die Soldaten präsentieren mit der Waffe, sobald sich der Priester mit dem Leibe des Erlösers naht.

Und dann die an ferne Rittertage gemahnende Leibwache der weissen Hartschiere, Bayerns alter Prinzregent mit dem Barbarossagesichte, zu Fuss, das Haupt entblösst. Hinter ihm der ganze Hof.

Von der Frauen-, von der Theatiner-, von der Michaelshofkirche, von dem Petersturme schallen die Glocken. Aus den weitgeöffneten Kirchentoren dringt der dumpfe Ton der Orgel hervor. Gloria in excelsis! Der eine einzige Jubelruf auf aller Lippen! Gloria in excelsis!

Die ganze Stadt, das ganze Volk, die Menschheit unter dem Banne des einen einzigen, dessen milde Stimme einst von den Hügeln Galiläas erscholl: „Fürchtet euch nicht, denn siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende! Darum fürchtet euch nicht."

Da zwang es auch ihn, die Hände zu falten, als nun aus der Tiefe der Michaelshofkirche der Gesang des „Lauda, Sion, Salvatorem" erscholl:

„Lauda, Sion, Salvatorem,
Lauda ducem et pastorem,
In hymnis et canticis."

Alle Schmerzen der Menschheit schienen ihm weggebannt durch den lauten Jubel, der sich nun zum Preise des Erlösers von Tausenden von Lippen erhob.

Und wieder die Glocken von allen Türmen Münchens, wieder die reinen Stimmen der Kinder,

wieder Trompetengeschmetter, wieder der Mönche feierlicher Sang.

Die Prozession trat aus der Kirche. Wieder entblössten die Männer ihre Häupter, wieder sanken Frauen und Kinder in die Knie.

Segnende Priester, wallender Weihrauch, flatternde Fahnen. Dann verlief sich die Menge.

Was hatte ihn so ergriffen, was sein Innerstes bis in alle Tiefen erregt?! Er wusste es nicht. Keine Rechenschaft, keine Antwort.

Es waren Schauer des Ewigen, es waren Kunst und Dichtung, Menschheitsgeschichte und tiefstes Empfinden, Reinheit, Freiheit, Schönheit und Liebe — nichts als Liebe, bis zum Tode sich aufopfernde Liebe, was ihm aus diesem „Gloria in excelsis" entgegengeklungen.

Mit Windele bahnte er sich den Weg durch die Menge. Sie wollten den freien Tag zu einem Ausflug nach Schliersee benutzen. Die Sonne stand erst im Mittag, des Nachts konnten sie wieder in München sein.

Es war eine Flucht an den Busen der Natur, ein innerster, seit langer Zeit gehegter Wunsch, der ihn heute an Windcles Seite in den sommerhellen Tag an den lieblichen Schliersee hinausführte.

Seit Wochen und Monden lockten diese zackigen Alpen in der blauen Ferne, und der gemütliche Badenser, der sich so leicht an seine

Natur anzupassen verstand, war gerade der Rechte, ihn auf einem solchen Ausflug zu begleiten.

Denn über Gemüt, Temperament und Tiefe der Empfindung verfügte dieser Bürger und Eisenbahnassistent in reichem Masse. Voll Erstaunen hatte Götz Krafft gar manchmal einen Blick in das gute Herz Windeles getan, das sich vergebens in einer Schale der Philisterhaftigkeit und Kleinigkeitskrämerei zu verbergen suchte.

So, wenn er ihm bei einer Felddienstübung oder auf dem Marsche von seinem echten Schwarzwälder Kirschwässerle anbot und treuherzig meinte: „Das Fläschle muss i aber halte, Krafftle, sonscht wird das Schlickle gar zu gross“, oder wenn er ihm erzählte, dass man auf der Reise die ältesten Kleider tragen müsse, „weil man se in der Eischebah doch nur verrutsche tut“.

„Hascht noch eine von deine feine Zigarrle bei der, Krafftle?“ fragte Windele, als die beiden in den Zug stiegen. „Weischt, von dene, wo ich mir immer a Kischtle kaufe wollt, wenn sie halt net gar zu teuer wäre und zu rasch verraucht seie.“

Götz Krafft reichte dem Freunde das Gewünschte und freute sich im stillen, mit welch behaglichem Genusse der Badenser, der „das Fläschle halten musste, damit das Schlickle net

gar zu gross würde", das Kraut schmauchte, er, der heimlich berechnete, „dasch so a Zigarrle des Schlickle Kirschwasserle reichlich aufwiege tut".

Während der Eisenbahnfahrt durch die waldfrischen Täler der bayrischen Berge kam Windele, wie immer, auf sein Lieblingsthema zu sprechen. Das waren die gude Aussichte der Eischebahner im Groschherzogtum Bade, weil die Gehälter erhöht werden sollten, un die Penschione auch.

„Weischt, Krafftle," sagte er, „wann ich emal a Fraule hab un a Häuschle an der Schwarzwaldbah, und wann de e groscher Dokter bischt, dann derfst halt de Windele net vergesche. Dann kommscht mal mit deim Fraule unsch besuche, un dann trinke mer a Fläschle Markgräfler miteinand."

„Das Fraule scheint ja für dich schon in recht greifbare Nähe gerückt," scherzte Götz Krafft.

Da sah ihn Windele mit seinen treuherzigen Augen lange an. Endlich sagte er:

„I hab mi verlobt, Krafftle, dir will ich's sage!"

„Mit Frau Niebling," ergänzte er, als sei das selbstverständlich.

„Mir habe noch keim Mensch nix g'sagt, bis i von de Soldate losch bin. Mit dem Xaverl isch der Vergleich zustandkomme, Krafftle!"

„Na, dann meinen aufrichtigen Glückwunsch! Das hätte ich gar nicht gedacht, dass die gute

Frau Niebling sich so in Schweigen hüllen könnte."

„Sie hat mir versproche, niemand nix zu sage, bisch dasch mit dene verflixte Soldate sei End hat. Du sagst zu ihr halt auch nix, Krafftle, un auch in der Kasern wirscht reine Mund halte?"

Götz Krafft musste es ihm in die Hand versprechen.

„Weischt, dir muscht ich's sage, weil du auch von der Redouten nix hascht verlaute lasse. Mei Bräutle sagt, du hättschst's sicher erkannt. Siehschte," fuhr er dann fort, „in Goltmaringe an der Schwarzwaldbah isch so e gar netts Häusele, da hab i mi schon immer rei dacht. Dasch Häusele, dasch könne wir jetzt kaufe. Un so isch mer vorhin der Gedanke komme, dasch du unsch dort mal besuche sollscht, Krafftle!"

Götz Krafft lachte. Aber im stillen wurmte es ihn doch, wie einfach für Freund Windele alle Probleme dieses Daseins lagen: das Fraule und das Häusle und das Fläschle Markgräfler und schliesslich das Ruhegehalt für die alten Tage! Das war alles so bombensicher wie das kleine Einmaleins, während er Kampf über Kampf in ferner und naher Zukunft sah.

Man war in Schliersee. Es ist ein Idyll, das sich hier zwischen die höchsten der deutschen Berge eingebettet hat.

Ein kleiner Smaragd, dieser hellgrüne, mit einem einzigen Blick ganz zu erfassende Alpensee, dem das liebliche Städtchen, die Villen, die Wiesen und Wälder, die blühenden Auen und die weissen Alpen in der Ferne die unvergleichliche Fassung geben.

Kein Dampfer braucht die Ruhe dieses Idylls zu stören, in wenigen Minuten trägt der Kahn des Fischers den Wanderer von dem einen Ende des Sees zum anderen hinüber. Wasserrosen wiegen die weissen Kronen über der smaragdgrünen Fläche dicht an den Ufern, und die blaue Libelle gaukelt, in den Strahlen der Sonne funkelnd und glitzernd, über die Blüten dahin.

Ein würziger Duft von Gras und Wiesenblumen steigt empor von seinen Matten und erfüllt die ganze Atmosphäre mit seltsamem, fast entnervendem Parfüm. Denn wenn Enzian und Primeln unter den wärmeren Strahlen der Sommersonne verdorrten, dann entfalten der Thymian und der scharfduftende Steinklee, das würzige Labkraut und der weithin leuchtende Salbei die üppigen Blüten. Dann brechen die Knospen an all den hundert alten Linden, die das Ufer des smaragdgrünen Sees umsäumen. Sie alle entsenden berauschende Düfte in die helle, blaue, klare Sommerluft.

Von Kelch zu Kelch taumeln Biene und Hummel, von Blüte zu Blüte gaukelt der Schmetterling.

Und wenn der Abend auf die Gefilde sinkt, dann wird der Geruch aller dieser Blumen stärker. Wenn aber erst im Juni das Heu unter der Sichel fällt und in den Strahlen der Sonne dörrt, wenn dann des Nachts die Klänge der Zither und des Sommers Liebeslieder aus den Nachen erschallen, wenn die Fische springen und die Nachtigall noch einmal schluchzt, dann gleicht der Smaragd von Schliersee einem wundervollen Märchen, das die Mutter ihrem Kinde am Abend zum glücklich seligen Einschlummern singt.

Wie kleine Schiffe wandelten weisse Wölkchen an dem tiefblauen Himmel, als sich Götz Krafft an Windeles Seite in das hohe Gras am Wege geworfen hatte, durch dessen Halme und Blütenstengel der sanfte Wind vom See herstrich.

An Walthers wunderbares Frühlingslied, das er erst kürzlich gelesen, musste er denken, da sein Auge mit halbgeschlossenem Lide über die Fülle der Pflanzen und Blumen glitt:

„dû bist kurzer, ich bin langer,“
alsô strîtents ûf dem anger
bluomen unde klê.

Im Seehaus nahmen sie das Mittagessen ein. Dann machten sie eine Kahnfahrt hinüber über das im Glanze der Mittagssonne flimmernde Wasser und tranken in Fischhausen ihren Kaffee.

Sie hatten etwa eine Stunde im Café am See

gesessen, als ein Bauer in oberbayrischer Nationaltracht mit seinem Dirndl an ihren Tisch herantrat. Mit freundlichen Worten lud er die Herren zum Besuche der Vorstellung im Bauerntheater ein. Man gäbe heute abend im Seehausgarten den „Herrgottschnitzer von Ammergau".

„Ei warum denn nicht," rief Götz Krafft. „Geben Sie mal zwei Billette her. Ich denk' doch, dass du auch mit von der Partie bist, Windele."

Schmunzelnd strich der bäurische Schauspieler sein Geld ein. Die Herren sollten sich pressieren, sagte er. Von Fischhausen nach dem Seehausgarten sei immer a Stückl Weg, und das Theater nähme pünktlich seinen Anfang.

Götz Krafft freute sich auf die Vorstellung. Von diesen Schlierseern und ihrer volkstümlichen Kunst hatte er schon so viel gehört. Er war gespannt, ob die Leute, sowohl was die Dichtung als auch was die darstellerischen Kräfte anging, ihren guten Ruf rechtfertigen würden.

Heute am Feiertage war der Seehausgarten schon voller Menschen, als man nach der schönen am See entlang führenden Wanderung das Wirtshaus erreicht hatte, wo die Schlierseer ihr Theater im Freien aufgeschlagen hatten.

Die glückliche Mischung von Lustigkeit und Sentimentalität verfehlte auch heute ihre Wirkung auf ein naives Publikum nicht. Im stillen bewunderte Götz Krafft den Fleiss und das Talent dieser Burschen und Mädchen aus dem

Bauernstande, die hier in der Tat einen Ausschnitt aus dem bunten Leben, aus dem Fühlen und Denken der Leute der hohen bayrischen Berge gaben.

Mit Zitherspiel, Schuhplattltanz und Raufen flossen hier Liebeslust und -leid zu einem harmonischen Bilde zusammen, das den tiefen Sinn für Poesie, der in dem süddeutschen Volke lebt, vor Götz Krafft aufs neue offenbarte.

An Berlin und den ganzen deutschen Norden musste er unwillkürlich in dem schönen Seehausgarten in Schliersee denken, wo wirkliche Bauernburschen und -mädchen Theater spielten. Im Geiste liess er den Märker und dessen Deern an seinem Auge vorüberziehen, den er auf der Hasenheide und droben in Tegel, den er am Müggelsee und in Berlin selber beobachtet hatte.

Wenn man dem eine Zither in die Hand geben, wenn man den ein Schnadahüpfl oder gar ein Lied erfinden lassen wollte! Aus dem Schosse längst vergangener Zeiten stieg, da er die Schlierseer spielen sah, alles empor, was er von der Geschichte des Theaters in Deutschland gelernt hatte.

Die Weihnachts- und Osterspiele, die einst Tegernseer und Benediktbeurer Mönche in den fernen Tagen des Mittelalters ersonnen, da man zwischen Elbe und Oder noch blutige Kämpfe mit Wenden und Slawen bestand; die Sänger, die schon im elften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert

durch Österreich und Bayern an den Rhein gezogen; die Tatsache, dass Walther und Wolfram, Neidhart und Gottfried, Hartmann und der von Veldecke Österreicher, Bayern, Schwaben und Rheinländer gewesen waren.

Ja, eine viele Jahrhunderte alte Kultur hob den Alemannen, den Bayer, den Österreicher und den Franken hinaus über alle diese niederdeutschen Volksstämme, die jetzt in dem Wahne lebten, dass sie mit der äusseren Macht auch die Kultur an sich gerissen hätten.

Die alten grossen germanischen Stämme, sie, die zuerst mit der zusammenbrechenden Welt der Antike in Berührung gekommen, sie sah er wieder aufsteigen aus der Vergangenheit dunklem Schosse. Goten und Langobarden, Franken und Bajuvaren, an deren Grenzen einst die alten Städte der römischen Weltherrschaft in Italien und in Germanien gestanden, denen das Erbe geworden, die Träger der Bildung bis in die fernen Tage des Werdens des neuen deutschen Reiches zu sein.

Inmitten dieser nun in die Schleier des Abends gehüllten Berge, wo einst die kulturerhaltenden Klöster von St. Gallen bis Benediktbeuren gestanden, hielt die Geschichte des deutschen Volkes treulich die Wacht. Von hier war das Christentum siegreich vorgedrungen nach dem fernsten Norden des Reiches bis an die Meeresküste. Nicht weit

von hier standen Augsburg und Nürnberg. Beide kündeten in steinernen Zungen, was deutsche Kunst und deutsche Dichtung einstmals gewesen, in fernen, fernen Tagen, da der Burggraf von Nürnberg ausgezogen, den deutschen Norden, der sich heute blähte und spreizte, deutscher Kultur zu erschliessen.

Und er segnete das Schicksal, das ihn hierher in das Herz des Bayernlandes geführt hatte, das ihm so die Macht und den Reichtum einer viele Jahrhunderte alten und ewig jungen Kultur gezeigt. Einer Kultur, die nicht untergehen konnte und nicht untergehen durfte, so lange noch deutsches Empfinden, das in den Meistersingern, das in dem Erbauer des Strassburger Münsters, das in Ulrich von Hutten lebendig gewesen, bestand. Deutsches Empfinden und deutscher Geist, wie sie der junge Goethe einst in dem herrlichen alten Strassburg gesucht und gefunden, wie es in dem Schwaben Schiller und in dem Thüringer Luther lebte, in dessen grossem Leben die deutsche Wartburg, die Residenz des Landgrafen Hermann von Thüringen, des mächtigen Beschützers deutscher Dichter und Sänger, als Mittelpunkt stand.

Von München über St. Gallen, über Augsburg und Nürnberg, Wien und Strassburg, Stuttgart und Fulda schweifte sein Blick nach dem fernen Weimar hinüber, wo an der murmelnden Ilm, am Fusse der grünenden deutschen Berge in

heiligen Särgen Deutschlands herrlichster Schatz begraben lag.

Alles aus der einen Quelle geflossen, aus der Jahrhunderte alten Kultur, die Germanen einst aus dem fernen Welschland in diese Gaue getragen, in deren schönsten einem er hier am Rande der deutschen Alpen stand.

Hier war die Wiege, wo das deutsche Volk die ersten kühnen Träume seiner Jugend geträumt, da schwäbische, bayrische und fränkische Ritter, das Kreuz am Gewande, aus dem nahen Landshut gezogen, dem Abendlande das Grab des Erlösers zu erobern, wo sich an dem wie eine Flamme lohenden Gedanken der Kreuzzüge deutscher Idealismus, zum ersten Male ein ganzes Volk umfassend, entzündet hatte!

Wie weit hatte ihn seine Fantasie weggeführt aus dem Seehausgarten in Schliersee, wo die Bauern ihren Herrgottschnitzer gaben, von dem nahen Ammergau, wo dieses Stück spielte, und wo die alte Passion des Mittelalters in neuem Gewande wieder erstand!

Da riss ihn Windele, der zum Bahnhof drängte, aus seinen Träumen.

Man ging.

Im hellen Vollmond schimmerte draussen der Smaragd des Schliersee silberfarben. Wie gewaltige Recken aus jenen fernen Tagen, in die ihn die Geschichte zurückgeführt hatte, stiegen

nun die Berge schwarz und finster zum gestirnten Himmel empor.

Noch einmal liess er seinen Blick über die von freundlichen Lichtern funkelnden Häuser Schliersees gleiten, über das stille Dörfchen, das sich nun wie furchtsam an seinen See und seine Berge schmiegte.

Noch einen Abschiedsblick. Ihm war, als sei er heute in einem Paradies der Ruhe und des Friedens gewesen, als risse ihn das Leben nun wieder in den wilden Kampf der Leidenschaften mit all seinem Elend hinein.

Als er am Bahnhof stand und zurückblickte, beherrschte ihn der eine Gedanke: Was gäb' ich drum — nur die eine Nacht und den folgenden Morgen im weltentrückten Schliersee, wenn die Junisonne leuchtend über diese Berge, über See und Wiesen steigt!!

IX.

> Drum, edle Seele, entreiss dich dem Wahn,
> Und den himmlischen Glauben bewahre,
> Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn
> Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
> Es ist nicht draussen, da sucht es der Tor;
> Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.
>
> Schiller.

Seit Wochen wartete Götz Krafft auf Professor Trümmlers Bescheid aus Marburg. Endlich kam dieser. Seltsamerweise gerade zusammen mit einem Postpaket aus München, das die von Biglmeyr auf diesem Wege ohne ein weiteres Wort nach Monaten zurückgegebene Handschrift seines Dramas enthielt. Lächelnd schob er des Hauptmanns Sendung beiseite und las Trümmlers Brief. Er lautete:

„Mein verehrter Herr Krafft!

Sie haben die Erwartungen, die ich auf Sie und Ihre Klopstockarbeit setzte, in vollem Masse erfüllt. Peinliche Genauigkeit und philologischer Scharfsinn sind Ihren Ausführungen eigen. Ich bedauere nur, dass sich diese eingehende Untersuchung nur auf die Sprache der drei ersten Gesänge der Messiade erstreckt. Aber auch dieses Fragment bildet einen wertvollen Beitrag zu der Klopstockphilologie, den ich mit Ihrer Er-

laubnis in meiner Zeitschrift den Fachgenossen zur Kenntnis bringen werde.

Nun, was nicht ist, kann ja noch werden. Hoffentlich haben Sie Ihren Plan, Ihre Studien in Marburg fortzusetzen, nicht fallen lassen, und ich kann Sie zu Anfang des nächsten Wintersemesters hier in meinem Seminar begrüssen. Vielleicht entschliessen Sie sich dann, Ihre Untersuchungen auch auf die anderen Schriften Klopstocks auszudehnen.

Das Manuskript Ihrer Arbeit behalte ich zur Drucklegung für meine Zeitschrift hier und werde Ihnen seinerzeit Belege zugehen lassen. Es begrüsst Sie auf das herzlichste

Ihr ergebener Hugo Trümmler."

Stolz und Glück erfüllten die Brust Götz Kraffts. Also doch. Seine Arbeit hatte vor den Augen des gerechten und in seiner Wissenschaft so anspruchsvollen Trümmler, vor diesem Schüler des grossen Wilhelm Scherer, Gnade gefunden. In den Grenzen seines Könnens und seines Wollens hatte er sich also nicht getäuscht. Der erste Sonnenstrahl, der nach langen Monaten des Tappens und des Irrens auf den Pfad seiner Zukunft fiel. Die erhebende Gewissheit, dass es ihm gelingen könnte, sich auf dem Gebiete der Literaturgeschichte einen Namen zu machen, und an Trümmlers Hand und mit dessen Hilfe allmählich eine Stellung zu erreichen, die seinem

Tun und Lassen in aller Augen die unentbehrliche Berechtigung lieh.

Also weiter, immer weiter auf dem steilen Pfade nach oben, wenn dieser Pfad auch durch Disteln und Gestrüpp und durch Sandwüsten führen mochte, wenn es nur zu dem Sonnenblick aus der Höhe langsam aufwärts ging!

Was er damals in Berlin, an dem Ufer der Spree empfunden, wo die Arbeiter vor seinen Augen den Kahn mit Steinen abgeladen hatten, auch heute wollte es ihn nimmer lassen, auch jetzt nicht, da er Trümmlers ihn beglückende Begutachtung seiner ersten philologischen Arbeit in vor Freude zitternden Händen hielt.

Nicht der Stein, den die Bauleute verwarfen, und von dem man nie wissen konnte, ob er einmal zum Eckstein würde, sondern der sich in das grosse Gebäude fügende Stein, auf dem sein ihm zugewogener Teil von der schweren Last des Ganzen ruht!

Der schöne goldene Septembertag der Ernte, an dem er damals in dem stillen Vorgärtchen der Villa in Friedenau an der Seite des blonden Hünen gestanden, trat heute wieder lebendig vor seine Seele. Der Tag der Ernte, der damals für ihn selber nur ein Tag der Aussaat gewesen.

Damals hatte er aus der Hand Professor Trümmlers das kleine Buch empfangen, das nun vor Wochen zusammen mit der vollendeten

Arbeit zurück in die Hände des blonden Hünen gewandert war.

Und heute, knapp nach einem Jahre, hielt er die ersten, bescheidenen Ähren dieser seiner Aussaat, stillbeglückt, wie der Landmann des Feldes, mit dem Inhalt dieses Briefes wirklich in seiner Hand.

Der jugendliche Sturm und Drang, mit dem er sich noch im vorigen Sommer auf die Niederschrift an seinem Drama, das den toten Freund verherrlichen sollte, geworfen, sie waren verflogen. Aber die mit der Begeisterung der Jugend gepaarte Ruhe, mit der er in diesem langen Jahre Stückchen um Stückchen zu seiner Arbeit zusammengetragen, sie war geblieben. Mit dem beseligenden Gefühl auch im Kleinen und Kleinsten erfüllter Pflicht einte sich nun in seinem Innern die aus Trümmlers Worten zu ihm sprechende Gewissheit, dass er nun in der Tat den steilen Pfad betreten habe, der, wenn auch langsam, so doch stetig zur lichten Höhe führte. Den Pfad, den sie alle gegangen waren und den sie alle gehen mussten, die Grossen und die Kleinen, die sich dazu entschlossen hatten, die Hand an den Pflug zu legen und nimmer zurückzuschauen. Sie alle, die der Überzeugung lebten, dass auch die kleinste im Dienste der Menschheit geleistete Arbeit dem unergründlich tiefen Sinne dieses Menschendaseins näher komme, als das in diesen Tagen all die Tausende beherrschende Hasten

und Drängen nach Gewinn und Vorteil, vor dem das nie erreichte Ziel als trügerische Fata Morgana schwand.

Das aus dem Munde des Vaters in Frankfurt, in den Tagen ferner Jugend von der Kanzel herab so oft gehörte Wort: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit," es begann für ihn einen neuen, tiefen Sinn zu gewinnen. Denn von Tag zu Tag stellte sich in seinem Herzen sicherer und sicherer die Gewissheit ein, dass auf dem Pfade, den er nun eingeschlagen, ihm „solches alles zufallen werde!"

„Solches alles" nur dem allein, der in diesen schlimmen Tagen der Gewinnsucht und der Leisetreterei, der Meinungslosigkeit und des Klassendünkels in dem Deutschland, das einst einen Schiller geboren, trotz allem nicht irre geworden an den Träumen seiner Jugend, der die Achtung vor der Begeisterung der eigenen Seele nicht verloren. Dem, ja dem allein, musste „solches alles" von selbst zufallen!

In seiner kindlichen Freude über Professor Trümmlers Brief war er in die Goethestrasse gelaufen. Er wollte den lieben Menschen die ihn beglückende Kunde bringen, zumal da er mit Karl des öfteren über seine Arbeit und die Hoffnungen, die er an diese knüpfte, gesprochen hatte. Auch das von Eugen Frey noch nicht gelesene Drama

sollte nun endlich wieder in dessen Hände gelangen.

Als er bei seinem Eintritt in das wohlbekannte Esszimmer der Freyschen Wohnung die hellen Tränen in Evas Augen, als er die tiefe Blässe auf Karls Gesicht bemerkte, erstarb das frohe Wort, das er auf den Lippen hatte. Schweigend folgte er dem Freunde, der ihn an der Hand nahm und ohne ein Wort zu sagen in das Arbeitszimmer des Gelehrten führte.

Die erloschenen Augen dem Fenster zugewandt, durch das die Strahlen der Nachmittagssonne in den Raum fielen, heute ohne den schützenden Augenschirm, sass Eugen Frey in seinem Sessel. Wie in einem letzten, bangen Hoffen blickte er instinktiv nach all dem Lichte, das er nimmer erfassen würde und sollte. Nun öffnete er die bebenden Lippen, von denen sich nur das eine Wort: „Nacht, Nacht", wie ein einziger dumpfer Schmerzenslaut losrang.

Und auf einmal sprach er leise:

„Was das nur ist? Vor einer halben Stunde hatte ich noch einen Schimmer des Lichtes. Es kann doch noch nicht Abend sein. Es hat doch erst fünf Uhr geschlagen. Ich habe mich nicht verzählt. Und nun ist alles, alles rabenschwarze Nacht!"

Vergebens suchte Karl Frey zu trösten. Eva, die hinter Götz Krafft und dem Bruder in

das Zimmer getreten war, schluchzte leise vor sich hin.

Dann ging sie rasch hinaus.

Es schien, als könne sie den Anblick des nun völlig Erblindeten nicht ertragen, dem ein plötzlicher Bluterguss in die Augenhöhle die Netzhaut wahrscheinlich zerstört und so auch den letzten Schimmer des Lichtes für immer genommen hatte.

Der Professor, dessen ophthalmologische Klinik Karl besuchte, hatte schon lange auf diese letzte Eventualität vorbereitet. Karl wusste, dass hier jeder operative Eingriff nach dem heutigen Stande der Wissenschaft ausgeschlossen, dass hier die Kunst des Arztes an ihrem Ende angelangt sei.

Vielleicht dass die Häute des Auges das Blut wieder langsam resorbierten, vielleicht, dass noch ein Rest der Retina trotz allem lichtempfindlich geblieben war! Vielleicht, aber nur vielleicht!

„Krafft ist da," sagte jetzt Karl, an des Vaters Sessel herantretend und die Hand des Freundes in die zitternde Rechte des Unglücklichen legend. Und die Berührung mit der Hand des jungen Mannes, dem er damals aus den Tiefen seiner philosophischen Erkenntnis Trost zugesprochen, schien Eugen Frey langsam zu beruhigen.

Wie ein Schimmer leiser Freude ging es plötzlich über seine blassen Züge. Mit der Fläche der Hand einigemal über die erloschenen Augen

streichend, als könne er den schwarzen Schleier, der sich heute vor sie gesenkt, zurückschlagen, sagte er plötzlich:

„Wissen Sie, dass Schiller das Schönste von dem menschlichen Auge gesagt hat, was je ein Dichter ersinnen konnte. In meinem Leide habe ich so oft an diese Verse gedacht. Heute, ganz plötzlich fallen sie mir wieder ein.“

Weder Götz Krafft noch Karl wagten nun die tiefe, feierliche Stille durch eine Bejahung oder Verneinung der Frage des Blinden zu unterbrechen.

Eugen Frey schien auch gar keine Antwort erwartet zu haben. Die Augen weit geöffnet, starrte er durch das Fenster hinaus nach dem blauen Himmel, dessen Lichtfülle für ewig von ihm genommen war. Voll tiefer Rührung im Innersten erschüttert, vernahmen nun Götz Krafft und Karl Frey die Worte des Dichters aus dem Munde des Blinden:

„Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es gibt sich selber Licht und Glanz.
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz,
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen fasst es ein,
Doch alle Grösse, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein!“

„Alle Grösse, die dich rühret,“ wiederholte Eugen Frey noch einmal.

Und wieder das helle Leuchten über seine fahlen Züge. Wieder, wieder das Streichen mit der Hand über die Augen, und wieder neue Worte aus seinem Munde, die Götz Krafft vor der Grösse dieses Geistes in Ehrfurcht und Bewunderung verharren liessen.

„Nein, nicht alle Grösse, der Gedanke nicht und nicht die Liebe. Meine Welt kennen wir nicht durch dieses Bild."

Er hatte sich erhoben. Mit den Händen tastete er sich nun durch das Zimmer. — „Nein, nicht alle Grösse, so lange der Gedanke diese Erde und die Grenzen dieses Menschendaseins überfliegt."

Dann sank er wieder auf den Sessel zurück. Auf einen Wink Karls entfernte sich Götz Krafft.

Im Esszimmer traf er Eva, in Tränen aufgelöst, völlig ausser sich.

„O Gott ist schlecht, ich hab' so zu ihm gebetet, jeden Tag und jede Stunde."

Mit diesen Worten ging sie auf ihn zu.

Entsetzt sah Götz Krafft sie an. Aber vor ihren starren, tränengefüllten Augen senkte er die Blicke. Ihr näher tretend, sprach er ganz leise:

„Nein, Fräulein Evchen, Gott ist gut; wenn Sie sich ihn als vollkommenes Wesen denken, dann muss er doch gut sein. Oder Sie zweifeln an dem, was stets die Grundlage Ihres Glaubens war?"

Sie ward verwirrt. Tiefe Röte trat plötzlich

auf ihre Wangen. „Wie meinen Sie das?“ stotterte sie endlich.

„Es gibt ein schönes Gedicht, Fräulein Evchen,“ sagte er dann. „Es handelt zwar nur von der Freundschaft der Menschen, aber wenn Freundschaft aus der Quelle der Liebe entspringt, dann sollte dieses Gedicht auch auf die Liebe zu Gott passen.“

„Was meinen Sie?“ stammelte sie.

Und langsam, eindringlich, ihre Hand, die sie ihm gerne liess, erfassend, sagte er nun:

„Wenn eines Menschen Seele du gewonnen,
Und in sein Inneres tief hineingeschaut,
Und ihn erfunden einen klaren Bronnen,
In dessen reiner Flut der Himmel blaut,
Lass' deine Zuversicht durch nichts dir rauben
Und trage lieber der Enttäuschung Schmerz,
Als dass du grundlos ihm entziehst den Glauben,
Kein grösser Glück, als ein vertrauend Herz.
Lass' adlermutig deine Liebe schweifen
Bis dicht an die Unmöglichkeit hinan,
Kannst du des Freundes Herz nicht mehr begreifen,
Dann fängt der Freundschaft frommer Glaube an.“

„Was dem menschlichen Freunde billig ist, Fräulein Evchen, das sollte Gott doch recht sein! Wenn wir Gott nicht mehr begreifen, dann eben fängt erst der fromme Glaube an.“

In ihre tiefen, dunklen Augen versenkte sich sein Blick. Seine Hand fester drückend, sagte sie mit klarer Stimme:

„Ich danke Ihnen. Dann erst fängt der fromme Glaube an — dann erst — wenn wir nicht mehr begreifen können."

Ein goldener Sonnenstrahl stahl sich durch das Fenster und huschte über ihr dunkelbraunes Haar, dessen glänzende Fäden in dem hellen Lichte in wundervollen Farbentönen spielten, als seien Gold und Kupfer zu einer eigenartigen Mischung zusammengeflossen.

So stand sie vor ihm, sie, deren Glauben er eben, ohne es selbst recht zu ahnen, wieder aufgerichtet hatte, denn nun sagte sie:

„Sie haben mir in dieser Stunde viel gegeben. Ich will es nie mehr vergessen in meinem ganzen Leben, dass erst, wenn wir nicht mehr begreifen, der fromme Glaube anfängt. Ich will es nimmermehr vergessen, aber Sie sollen es auch nicht."

Stumm nickte er. Und sie fuhr fort:

„Auch wenn Sie mich einmal nicht begreifen könnten, dass dann der Freundschaft frommer Glaube seinen Anfang nehme!"

Jetzt erst bemerkte sie das kleine Paket, das er auf den Tisch niedergelegt hatte, und rasch fragte sie:

„Haben Sie etwas für uns mitgebracht?"

„Das Manuskript, das Sie dem Vater damals vorlesen wollten, und das erst heute von dem Hauptmann in meine Hände zurückgelangt ist."

„Dem Vater." In lautem Schluchzen kam es

aus ihrem Munde. Dann streckte sie die Hand nach dem kleinen Pakete aus. „Aber ich darf es doch lesen, Götz Krafft?“ — Ein beseligendes Gefühl stieg empor in seinem Herzen, als er sich so von ihr angeredet hörte, und freudig kam es von seinen Lippen: „Lesen Sie das Stück, Fräulein Evchen, ein Teil meiner Seele ist damals mit hineingeflossen.“

Da trat Karl Frey in das Zimmer.

Der Vater verlange nach Eva, und er müsse noch einmal in die Klinik, ob Götz Krafft ihn die kurze Strecke begleiten wolle.

Noch ein kurzer Händedruck und ein rascher Blick, dann war Eva verschwunden.

Unterwegs berichtete Götz Krafft dem Freunde, was ihm Trümmler aus Marburg geschrieben hatte, und dass er gekommen sei, den Freunden davon Mitteilung zu machen.

„Das muss ich Evchen erzählen,“ sagte Karl. „Du glaubst gar nicht, welchen Anteil sie an deinem Schicksal nimmt. Erst der Vater und dann Götz Krafft. Fast könnt' ich eifersüchtig werden.“

Aber er antwortete nichts. Er sah das holde Mädchen im Glanze der Sonne vor sich stehen, mit dessen dunkelbraunen Haaren die goldenen Strahlen spielten.

Am Tor der ophthalmologischen Klinik verabschiedete er sich von Karl Frey. Dann schritt er, aus der Herzogspitalstrasse kommend, leise vor sich hinsummend, durch die blühenden An-

lagen der Sonnenstrasse, denn heute war er glücklich.

Als er an einem der folgenden Vormittage den Lesesaal der Bibliothek aufsuchte, gab's eine freudige Überraschung. Vor dem hoch mit Folianten und Zeitschriften bedeckten Tische sass — kaum glaubte er seinen Augen trauen zu dürfen — der blonde Hüne und machte eifrig seine Notizen.

Im ersten Augenblick war Götz Krafft im Zweifel, ob er den Gelehrten hier bei seiner Arbeit stören dürfe, aber schliesslich fasste er sich ein Herz und trat auf ihn zu.

„Sie, Herr Krafft," rief der Professor voll Staunen, den Füllfederhalter vor sich nieder auf das grüne Tuch des Tisches werfend, so dass der dort seine deutlichen Spuren hinterliess. „Da sag' noch einer, dass Mars kein Freund der Musen sei. In Uniform hinter den Büchern, das lob' ich mir. — Haben Sie meinen Brief erhalten?"

„Ja, Herr Professor. Ich habe gestern an Sie geschrieben. Wie danke ich Ihnen!"

Mit leuchtenden Augen stand er vor dem Manne, von dem er wusste, dass er nun sein Lehrer werden sollte. Klopfenden Herzens vernahm er dessen Worte:

„Ja, lieber Freund, solange wir einen solchen Nachwuchs haben, ist mir für unsere teure Wissenschaft nicht bange. Kollege Schmidthenner

in Göttingen hat Ihre Arbeit gelesen. Er war einfach baff, wie ich baff gewesen bin. Sie sind ja wie geboren für unser Handwerk. Na, und im Herbst, da kommen Sie frei, dann soll's mit vollen Segeln auf das hohe Meer der Wissenschaft hinausgehen!"

Er hatte so laut gesprochen, dass sich einer der Lesenden unwillig räusperte.

„Kommen Sie mit, junger Freund! Wenn der Dienst es erlaubt, trinken wir im Hofbräu einen Schoppen miteinander. Dort will ich Ihnen auch erzählen, warum mich mein Weg noch vor Beginn der Ferien nach München geführt hat."

Trümmler gab dem Bibliotheksdiener den Auftrag, die auf dem Tische liegenden Bücher ihm für morgen zurückzustellen. Dann drückte er seinen mächtigen Schlapphut auf das von der blonden Mähne umwallte Haupt und ging bald in grossen Schritten an Götzens Seite die Ludwigstrasse hinunter.

„Wissen Sie," sagte er, „so schön es in Marburg ist, in München lebt man auf. Unsereiner, der so ganz in den Dialekten drinsteckt, dem kommt hier auf Schritt und Tritt die Volkspoesie selber entgegen. Wenn Sie erst die Sprüche und ältesten Lieder unserer Minnesänger intus haben, dann werden Sie in der Erinnerung an München diese Empfindung mit mir teilen."

„Ich verstehe, Herr Professor. Walther und

des Minnesangs Frühling und die Liedersammlung von Bartsch hab' ich in diesen letzten Wochen gelesen!"

Der Professor lachte.

„Ja, ja, l'appétit vient en mangeant, ja, ja. Der Hartmann ist Ihnen wohl zu langweilig gewesen?"

„Mit Hartmann und dem Nibelungenliede hab' ich mich durch einen Zufall schon in den ersten Wochen nach Weihnachten beschäftigt. Der Vater eines meiner Freunde, der mit mir in derselben Kompagnie als Mediziner gedient hat, schenkte mir zu Weihnachten vier Blätter einer alten Handschrift, die aus dem Nachlasse seines Schwiegervaters stammen."

Erstaunt horchte Trümmler auf.

„Wer war denn der Schwiegervater, und wer ist der Freund?" fragte er rasch.

„Der Schwiegervater war Germanist in Wien, wie mir Dr. Eugen Frey erzählt hat."

„Eugen Frey, der Herausgeber der Aletheia?"

„Derselbe."

„Das Glück scheint sich ja an Ihre Sohlen geheftet zu haben. Also Eugen Frey, den blinden Philosophen, für den wir vor Jahren alle in Berlin eine Lanze brechen wollten, haben Sie kennen gelernt? Sein Schwiegervater war der Textkritiker Michaelis in Wien, wenn ich nicht irre.

Von dem rühren jene Blätter her. Und Sie haben nichts aus deren Inhalt entziffern können?"

„Doch, eine einzige Zeile, Herr Professor!"

„Und die haben Sie im Gedächtnis behalten?"

„Ja, sie hiess ‚in daz Etzelen lant'."

Es war gut, dass sie eben gerade durch die stille Weinstrasse schritten, sonst hätte es über Trümmlers lauten Ausruf der Verwunderung eine kleine Menschenansammlung gegeben.

„Aber, Mensch, Mensch," rief er ein über das andere Mal. Dann endlich fuhr er fort: „Wenn das stimmt, dann hat mich ja mein guter Genius heute mit Ihnen zusammengeführt. Sagten Sie nicht vorhin, dass es vier Blätter sind?"

„Vier Pergamentblätter, Herr Professor, von denen ich ausser der genannten Zeile nur unzusammenhängende Worte zu lesen imstande war."

„Wo haben Sie die kostbaren Blätter?"

„Ich habe sie in meinen Schreibtisch eingeschlossen, Herr Professor."

„Wohnen Sie weit?"

„Vom Marienplatz ist meine Wohnung mit der Trambahn in zehn Minuten zu erreichen."

„Wenn Sie erlauben, begleite ich Sie gleich dorthin."

Während der Trambahnfahrt gab Trümmler Götz Krafft die näheren Aufschlüsse. Er war damit beschäftigt, eine neue Ausgabe des Lachmannschen Nibelungentextes vorzubereiten. In

einer wissenschaftlichen Abhandlung hatte er die Erwähnung eines Pergamentfragmentes gefunden, das von der Hagen vor vielen Jahrzehnten in Händen gehabt haben wollte. Seitdem waren die Blätter verschollen. Trümmlers eifrige Nachforschungen nach dem Verbleib der Handschrift hatten zu dem Ergebnis geführt, dass die in Privatbesitz befindlichen Blätter von von der Hagen der Bibliothek eines Wiener Gelehrten entliehen worden und von ihm dorthin zurückgegeben waren. Aus Wien hatte man ihm berichtet, dass der in Frage kommende Gelehrte wahrscheinlich der Vater von Michaelis gewesen, und dass dessen ganzer Nachlass nach dem Tode des Sohnes der königlichen Bibliothek in München testamentarisch vermacht worden sei, soweit er nicht durch ausdrückliche Bestimmung des Erblassers in die Hände von dessen nächsten Verwandten gefallen.

„Meine plötzliche Reise nach München," sagte Trümmler, „hat den Zweck, die Pergamentblätter, wenn möglich, in der Bibliothek zu finden."

Die Trambahn hielt.

„Pappenheimstrasse!" musste der Schaffner zweimal rufen. So sehr waren die beiden Herren in ihren Gesprächsstoff vertieft.

Als Götz Krafft die Pergamentblätter vor Trümmler entfaltet hatte, rief der Professor nach einer Viertelstunde eingehender Prüfung:

„Heureka, junger Freund! Wenn Sie mir die Blätter für ein paar Tage anvertrauen wollen, werde ich die Varianten des Textes in meine Notizen aufnehmen und Ihnen die Handschrift wieder zurückstellen. Sie können Sie gut gebrauchen, mit der kritischen Untersuchung dieses wertvollen Fundes werden Sie Ihren Doktor und noch manches andere bauen können!"

Er hatte das Hofbräuhaus und ganz München vergessen. Fast wäre er gestolpert. So rasch stürmte er die Treppen hinunter, als ob ihm die Abweichungen des Fragmentes noch streitig gemacht werden könnten!

Das felsenfeste Vertrauen, das Götz Krafft in die Ehrlichkeit des blonden Hünen setzte, liess bei ihm keinen Zweifel an der Richtigkeit seiner Handlungsweise zu.

X.

Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.
Bürger.

In der Kaserne traf man die Vorbereitungen zum Manöver. Das nahm so viel Zeit in Anspruch, dass es Götz Krafft nicht möglich war, auch nur für eine Stunde abzukommen, um Eugen Frey und den Freunden Mitteilung von seiner Begegnung mit Trümmler zu machen. Nun, desto grösser würde später die Freude sein.

Die zweite Hälfte des August brachte einen Regentag über den anderen. Als das Regiment endlich in früher Morgenstunde mit klingendem Spiel nach dem Ostbahnhof hinausrückte, fiel die Nässe des Himmels von dem eintönig grauen Firmament in Strömen hernieder.

Offiziere und Mannschaften schritten nach kaum viertelstündigem Marsche bis auf die Haut durchnässt unmutig dahin. Die Pferde der Berittenen schüttelten sich in den nassen Schauern, als wenn sie dadurch all das auf sie herniederfallende Wasser loswerden könnten.

An Windeles Seite marschierte Götz Krafft, feldmarschmässig, den hochbepackten Tornister

auf dem Rücken. Das innerhalb der Stadt angedrückt getragene Gewehr verursachte zusammen mit dem einschneidenden Riemen des schweren Gepäckstückes empfindliche Schmerzen.

Dicht vor ihm ritt Biglmeyr auf seiner neuen Fuchsstute. Ein schweres, junges Tier, das bei jedem Tambourschlage die Ohren spitzte und auszukneifen drohte, weil es sich noch nicht genügend an den militärischen Zwang gewöhnt hatte.

Der fromme Braune, auf den sich Biglmeyr das ganze Jahr hindurch verlassen konnte, war neulich ganz plötzlich während des Regimentsexerzierens auf dem Oberwiesenfelde zusammengebrochen und noch in derselben Stunde unter krampfartigen Erscheinungen zugrunde gegangen.

Der unaufhaltsam herniederströmende Regen und das neue junge Pferd hatten Biglmeyrs Stimmung an dem Tage, da man in das Manöver ausrückte, keineswegs zu einer rosigen gemacht. Gewettert und geflucht hatte er den ganzen Morgen über seine Offiziere, über den Feldwebel, über die Einjährigen, über die alten und die jungen Mannschaften, bis die Kompagnie endlich marschbereit gewesen, und er sie an ihre Stelle innerhalb des Bataillons gebracht hatte.

Seine Missstimmung hatte sich auf alle anderen übertragen, und erst als die Mann-

schaften glücklich in den einzelnen Coupés des Eisenbahnzuges im Trockenen verladen waren, als man die Tornister abschnallen und sich einen Tabak anbrennen konnte, taute einer nach dem anderen allmählich wieder auf.

Das Eisenbahnabteil, in dem Götz Krafft und Windele untergebracht waren, stand unter der Aufsicht Dauers.

Nachdem Götz Krafft diesem eine Zigarre angeboten hatte, wurde der Unteroffizier redselig. Er erzählte den beiden Einjährigen von dem vorjährigen Manöver, welches das Regiment in die schöne Gegend Oberbayerns geführt hatte, und schimpfte über die Wahl des diesjährigen Manövergeländes, in dem lauter arme Tagelöhner und knickerige Bauern hausen sollten.

Endlich hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt. Bald waren die Türme Münchens und Haidhausens verschwunden.

Das weite hügelige Gebiet zwischen Isar und Inn war in diesem Jahre von dem Kriegsministerium zum Schauplatz der militärischen Übungen gewählt worden. Das in mancherlei Beziehung so charakteristische, in der Kultur ein wenig zurückgebliebene Niederbayern, in dem sich die Dörfer eine halbe Stunde lang durch die Täler ziehen, wo Bauernhof von Bauernhof durch Wiesen und Äcker getrennt wird, wo unzählige Rinnsale das oft sumpfige Land in hundert Kanälen und Kanälchen durchziehen.

Wo Isar und Inn ihre rauschenden Fluten der blauen Donau zuwälzen, umarmen die beiden Ströme zwischen Landshut und Passau die Täler der Vils und der Rott. Bei Freising wendet sich die Bahn nach Nordosten, dem Laufe der Isar folgend, um sich dann kurz vor der Mündung des Münchener Flusses in den Donaustrom mit der grossen Strecke Regensburg-Passau zu vereinigen.

Wenige Kilometer südöstlich von dieser Stelle erreicht die Bahn den kleinen Ort Vilshofen, in dessen unmittelbarer Nähe sich die Vils in die Donau ergiesst.

Dieses Städtchen war das Endziel der militärischen Bahnfahrt, in ihm sollte zunächst das Hauptquartier der Manöverleitung aufgeschlagen werden.

Das Tal der Vils von Vilshofen bis Vilsbiburg bildete somit den Schauplatz der militärischen Operationen. In seinen Flecken und Dörfern wurde das ganze erste bayrische Armeekorps, das unter dem Kommando der noch jugendlichen Exzellenz von Stift stand, verteilt. Acht Tage lang sollten die Quartiere für die letzten Übungen des Exerzierens in der Brigade dieselben bleiben, dann begannen die eigentlichen Manöver.

Von Vilshofen rückte eine kombinierte Ostarmee flussaufwärts, um die auf den Höhen Vilsbiburgs verteilte und diese verteidigende Westarmee anzugreifen und aus ihrer Stellung zu vertreiben.

Den Angriff sollte Exzellenz von Stift selber leiten, das Kommando der in Verteidigungsstellung verschanzten Westarmee war dem Brigadekommandeur Fährling übertragen worden.

An einem kleinen Nebenflüsschen der Vils, in waldigem Tale, dessen Forst nur von den wenigen Hütten und Wiesen des Dörfchens unterbrochen wird, liegt der niederbayrische, kaum zweihundert Seelen zählende Ort Edeneibach.

In seinen Bauernhöfen, wo Kühe und Hühner, nur durch eine leichte Bretterwand abgeschieden, mit den Menschen zusammen hausen, wurde Biglmeyrs Kompagnie für acht Tage untergebracht.

Über waldige Hügel, deren Boden sich im August und September mit ungezählten Champignons und Steinpilzen bedeckt, führten hier steile Pfade zu ganz einsamen Gehöften, in denen der Bauer noch als unumschränkter Gebieter auf seinem eigenen Grund und Boden herrscht. Kein Eisenbahnpfiff hat bislang die idyllische Ruhe dieser eigenartigen, sich nur aus Wald und Wiese zusammensetzenden Landschaft gestört. Erst zwei Stunden nördlich im Tal der Vils, erst zwei Stunden südlich im Tal der Rott erreicht der Fuss des Wanderers wieder ein Bahngeleise. Vieh- und Geflügelzucht, im Herbst das Einsammeln der Pilze, im Winter der Verkauf von Tannenäpfeln und Reisig, sowie das Fällen des Holzbestandes bilden hier die Erwerbsquellen einer ärmlichen Gegend.

In einem der dürftigsten und abgelegensten dieser kleinen Bauernhöfe, inmitten einer sumpfigen Wiese, die es erst zu durchwaten galt, wenn man die Landstrasse erreichen wollte, hatte der Quartiermeister Götz Krafft und Windele zusammen mit ihrem Putzkameraden Hönig untergebracht. Das Gehöft lag fast eine Stunde Weges von der eigentlichen Ortschaft entfernt, in deren Pfarrhof Biglmeyr seine Zelte aufgeschlagen hatte.

Die Familie, in der die beiden Einjährigen für eine Woche ihr Heim finden sollten, bestand aus dem Bauer und dessen frühgealterter Frau, einem Töchterchen von etwa vierzehn Jahren und dem steinalten, zahnlosen Vater der Bäuerin, der hier im Austragstüberl wohnte und sich seine Nahrung selber unter den Pilzen und Beeren des Waldes suchen musste.

Fünf Kühe, die in dem Raume neben dem von der Familie bewohnten Zimmer untergebracht waren, und die das alte, mit Stroh gedeckte Haus umgebende sumpfige Wiese bildeten den einzigen Besitz, von dem diese vier Menschen lebten.

Lesen und Schreiben hatten die beiden Frauen wohl schon wieder verlernt, wenn es jemals bei ihnen festgesessen hatte. Den Bauer selber sah man den ganzen Tag auf der Wiese stehen, wo er das dürftige Gras vor dem vielen Wasser dieser letzten Sommertage durch rasches Abmähen zu retten suchte.

Am ersten Abend nach dem Einrücken stellte

Götz Krafft den Versuch an, mit Mutter und Tochter zu sprechen. Allein bald gab er alle Bemühungen auf. Dieser Dialekt war in der Tat nicht zu verstehen, und auch die Leute selber schienen den Sinn seiner Worte nicht zu begreifen. Drei Finger der Hand im Munde stand das hässliche Mädchen immer da, warf einen stieren Blick auf Götz Krafft und verschwand dann kichernd von Zeit zu Zeit im Kuhstalle, wo sie molk und das Vieh fütterte.

Der Heuboden, auf dem die Bäuerin den drei Soldaten ihr Lager bereitet hatte, lag abseits von dem Wohnhause über einer halb verfallenen Scheuer.

Gleich der dem Einzug in Edeneibach folgende Tag war ein Sonntag. Ein Abendessen hatte es gestern nicht gegeben, von den mitgebrachten Vorräten und vom Kommissbrot hatte man gelebt. Die in Rüböl zubereiteten Steinpilze, mit denen sich der Bauer und dessen Familie gesättigt hatten, waren ungeniessbar gewesen. So freuten sich denn alle auf das am nächsten Mittag von der Kompagnie gelieferte Fleisch, das die Bäuerin abkochen musste. Aber als Götz Krafft, Windele und Hönig von dem Mittagsappell nach Hause kamen, war das Fleisch aus dem Topfe der Bäuerin verschwunden.

Gerade als Windele in dem Gespräch mit der Bäuerin über den Verbleib des Fleisches begriffen war, und sich Götz Krafft über die Be-

teuerungen des verlogenen Weibes ergötzte, trat der Bauer in das Zimmer.

Sein Gang war schwankend, sein Gesicht gerötet, man sah es ihm an, dass er an diesem Vormittage dem Alkohol wacker zugesprochen hatte.

Auf der Ofenbank hockte der zahnlose Alte, Steinpilze zerschneidend, in blödem Gesichtsausdruck mit sich selber murmelnd und kichernd.

Der betrunkene Bauer hatte die letzten Worte seiner Frau, in denen diese Windele versicherte, dass sie keine Ahnung habe, wo das Fleisch hingekommen sei, gehört.

Krebsrot im Gesichte, mit vor Wut bebender Stimme schrie er sie an:

„Aufg'fress'n habt's, aufg'fress'n, Luaders!"

Er hatte die schwielige Hand zum Schlage gegen seine Frau erhoben. Kreischend fuhr diese zurück und flüchtete, sich duckend, unter die den Ofen entlang laufende Bank.

Die verschwommenen Augen des Bauern waren weit aus ihren Höhlen herausgetreten, die Adern in seinem zermürbten Gesichte geschwollen, Wut und Trunkenheit bebten in seiner heiseren Stimme, als er nun schrie:

„Wer hat's gefress'n, wer, wer? — Dass i die Schandarmerie auf den Hals kriag."

Da traten Götz Krafft und Windele an den Rasenden heran, das Weib zu beschützen und den in seinem Delirium Sinnlosen zu besänftigen.

Aber mit geradezu herkulischer Kraft stiess der Bauer die beiden jungen Leute zurück. Seine blutunterlaufenen Augen trafen den zahnlosen Alten, der schlotternd an allen Gliedern auf der äussersten Ecke der Ofenbank kauerte, und dem seine Schüssel mit den Steinpilzen aus den zitternden Händen geglitten war.

Brüllend, sinnlos, ausser sich stürzte er jetzt auf den Alten los:

„Du hast's g'fress'n, Sau alte, Liedrian, Faulpelz, du, du, du! Sog's, du, i hab's g'sehn, wie du dir vorhin des Maul g'wischt hast."

Mit seiner derben Rechten hatte er das Handgelenk des Alten erfasst und riss nun den in lautes Heulen ausbrechenden Greis in die Höhe.

Götz Krafft und Windele warfen sich über ihn.

„Auscheinander!" schrie der Badenser.

Aber mit einem einzigen Rucke hatte sich der mit Riesenkräften Ausgestattete der beiden entledigt. Ohne ein Wort zu sagen, wankte er nun schweren Schrittes hinein in den dem Zimmer benachbarten Kuhstall.

Der Alte winselte wie ein getretener Hund. Eine wahnsinnige Angst malte sich in allen Muskeln seines aschfahlen Gesichtes. Die Bäuerin wagte sich nicht unter der Bank hervor.

Die Peitsche in der Hand kam der Bauer aus dem Stalle zurück. Ehe Windele und Götz Krafft es zu hindern vermochten, sausten die klatschenden Hiebe auf den zahnlosen Alten hernieder.

Das wehrlose Opfer des Trunkenboldes rutschte auf den Knien nach der Tür. Als er diese erreicht hatte, gerade in dem Augenblicke, da es den beiden jungen Leuten endlich gelungen, dem Wütenden die Peitsche zu entwinden, beförderte ein Fusstritt den Alten ins Freie. Winselnd kroch dieser in die Scheuer, aus der er auch nach Stunden noch nicht zum Vorschein kam.

Den widerlichen Eindruck dieses Auftrittes zu vergessen, machte sich Götz Krafft in Gesellschaft Windeles auf den Weg.

In den regnerischen Sonntagnachmittag wanderten sie hinaus auf der Suche nach irgendeinem Wirtshaus oder einem Hofe, wo was Geniessbares aufgetrieben werden konnte.

Kein Wirtshaus weit und breit, nichts als Wiese und Wald, Wald und Wiese, unterbrochen von Hütten, die aussahen wie die, in der sie selber wohnten.

Sie hatten wieder den Hochwald betreten. Als sie nun an eine Lichtung kamen, gewahrten sie zu ihrem freudigen Erstaunen ein niedliches Forsthaus, an dem ein Schild verkündete, dass es hier Bier, Wein und Speisen gab.

Sie traten ein. Die freundliche, runde Frau des Försters fragte nach ihrem Begehren. Götz Krafft und Windele bestellten Brot, Wurst und Eier. Das dazu kredenzte Bier schmeckte, trotzdem es in keiner Weise die verhältnismässige Nähe

Münchens ahnen liess. Es war Dünnbier, wie man es in den niederbayrischen Dörfern allenthalben, ausser in dem ärmlichen Edeneibach finden kann. Das erste gehaltlose Bräu, das zu einem billigen Preise verschenkt und von den Bauern eimerweise zum Aufheben gekauft wird, ohne Schaum und ohne Kohlensäure, hellbraunes Wasser, mit einem leichten Malz- und Hopfengeschmack, das man sonst wohl nirgends als Bier bezeichnen würde.

Götz Krafft bat die Frau um Erlaubnis, sich die Försterei einmal ansehen zu dürfen. Voll Stolz führte ihn diese selber durch Hof und Garten, in denen alles in peinlichster Ordnung war. In dem Garten blühten Astern und Georginen, die Apfel- und Birnbäume hingen voller Früchte.

Der Regen hatte nachgelassen. In vergnügter Stimmung traten Götz Krafft und Windele den Heimweg an.

Die freundlichen Eindrücke des idyllischen Forsthauses, des sorgfältig gepflegten, in des beginnenden Herbstes reichem Segen prangenden Gärtchens mitten in dem schweigenden Hochwalde hatten die hässliche Szene in dem Edeneibacher Bauernhofe fast vergessen gemacht.

Am folgenden Morgen um dreieinhalb Uhr sollte vor Biglmeyrs Quartier angetreten werden. Das war dreiviertel Stunden von ihrem Hofe entfernt. Um dreiviertel auf drei Uhr musste man

also vollständig fertig sich auf den Weg machen, um zur befohlenen Stunde mit der Kompagnie zusammenzutreffen.

Es war gegen neun Uhr abends, als Götz Krafft und Windele den Hof bei Edeneibach wieder erreicht hatten. Auf der Ofenbank in der Stube sass der Bauer, der seinen Rausch an diesem Sonntagnachmittage gründlich ausgeschlafen hatte, und brütete dumpf vor sich hin.

Die Bäuerin hantierte am Herde und sprach kein Wort. Von dem Alten war keine Spur zu entdecken.

In der Tür des Stalles erschien das hässliche Mädchen und stellte schweigend eine Schüssel mit dicker Milch vor die beiden jungen Leute, die sich auf zwei Hockern vor dem Tische niedergelassen hatten.

Ohne ein Wort zu sagen, verschwand sie dann durch die Küche. Götz Krafft sah noch, wie sie die schmale Hühnerleiter hinaufstieg, die von hier nach ihrer im oberen Stockwerk des Hauses gelegenen Kammer führte.

Nachdem sie ein paar Löffel Dickmilch zu sich genommen hatten, steckten sich Götz Krafft und Windele noch eine letzte Zigarre an, die sie, in Schweigen verloren, in der wenig anregenden Gesellschaft des entzweiten bäuerlichen Paares schmauchten.

Dann entfernten sie sich beide mit kurzem Grusse und suchten das Lager in der verfallenen

Scheuer auf. Hönig schlief bereits. Draussen regnete es wieder in Strömen. Aber in dem trockenen Heu droben unter dem Strohdache der Scheuer lag's sich ganz behaglich, wenn die klatschenden Tropfen unaufhörlich herniederfallend ein eintöniges Schlummerlied sangen.

Sie mochten in Hose und Hemd etwa zwei Stunden geschlafen haben, als sie plötzlich das dumpfe Gebrüll der drüben im Stalle festgebundenen Kühe aus tiefem Schlummer weckte. Götz Krafft fuhr zuerst in die Höhe und rieb sich die Augen.

„Was ist das, Windele, wo sind wir?"

Es dauerte wenige Sekunden, dann war er bei vollem Bewusstsein und rüttelte den verschlafenen Kameraden wach. Auch Hönig fuhr jetzt in die Höhe.

„Wasch isch enn los?" fragte Windele.

„Hörst du nichts," sagte Götz Krafft, „wie die Kühe brüllen, und dazwischen ist's wie eine Menschenstimme!"

Windele sprang auf.

„Lass unsch gucke, Krafftle, un zieh erscht dei Stiefel a."

Im Dunkeln warfen sie sich in die neben ihnen liegenden Kleider. Dann kletterten sie vorsichtig die von dem Boden in die Scheuer hinabführende Leiter hinunter.

„Fiel dir nichts auf, als du die Leiter herunterstiegst?" fragte Götz Krafft den Kameraden,

der nun im Dunkeln nach dem Ausgang der Scheuer tastete.

„Doch,“ lautete dessen Antwort, „mir warsch, als wenn ich beim Hinabsteige an wasch hänge bliebe wär.“

„Mir auch,“ sagte Hönig.

„So steck doch e Hölzschle a,“ riet Windele.

Einen Moment zögerte Götz Krafft wegen der in solchen Scheuern ungeheuren Feuersgefahr.

Doch dann flammte das Holz in dem dunkeln Raume auf. Voll Entsetzen prallten alle drei zurück.

An der Leiter hing die klapperdürre Gestalt des zahnlosen Alten, auf sein schwarzes, verzerrtes Gesicht fiel eine kurze Minute lang der flackernde Schein des Streichholzes, das in dem Momente, da Windele die Tür der Scheuer aufstiess, wieder erlosch.

Aber nicht in Dunkel verschwand nun das schaudervolle Bild des Erhängten. Hell wie der Tag, aber furchtbarer leuchtete es draussen. Aus dem Strohdache des Bauernhauses schlugen die Flammen lohend empor. Was der Regen im Keime ersticken wollte, fachte der rasende Westwind, der sich kurz vor Mitternacht erhoben hatte, wieder an.

In dem grellen Feuerscheine gewahrte Götz Krafft den Bauer, der eben im Begriffe stand, eine widerspenstige Kuh aus dem schon

gefährdeten Stalle herauszuziehen. Keine Hülfe weit und breit. Keine andere, als die Schleusen des Himmels, die sich wie im Mitleid über diesen Brand geöffnet hatten.

Jetzt kam in der Stalltür auch der Kopf der Bäuerin zum Vorschein, welche die Kuh, die weder voran noch rückwärts wollte, mit wilden Hieben auf das Hinterteil zum Laufen antrieb.

Götz Krafft und Windele standen nun vor der Stalltür.

„Habt Ihr kein' Feuermelder?" schrie der Badenser.

In stumpfer Resignation schüttelte der Bauer den Kopf.

„So lauf ins Dorf, Hönig," rief er dem Soldaten zu.

Der machte sich auf den Weg.

Wenn man den Feuerschein vom Dorfe aus nicht bemerkte, dann war an eine Hülfe von fremden Leuten in dieser Einsamkeit nicht zu denken; ehe Hönig dort war, konnte schon alles vorüber sein.

„Er hat's anzündt, er hat's anzündt — wann i eahm derwisch," schrie der Bauer ausser sich, mit wohlgezielten Fusstritten die Kuh endlich zum Gehen zwingend.

Das Vieh war gerettet. Aber über dem Dache des Wohnhauses, dessen Unterbau noch unversehrt war, liefen die blauen Flämmchen wie tückische Irrlichter dahin. Der Regen, der seit Wochen

das Stroh gefeuchtet hatte und der eben wieder heftiger einsetzte, liess das Emporlohen der Feuersbrunst für den Augenblick nicht zu.

„Jessas, des Reserl," schrie da mit einem Male die Bäuerin.

Und blitzschnell stand die Gestalt des hässlichen Mädchens, das heute abend schweigend die Schüssel mit Dickmilch auf den Tisch gesetzt hatte, vor dem Auge Götz Kraffts.

„Wo ist das Kind?" rief er der Bäuerin zu.

Und diese deutete mit der Hand nach dem brennenden Hause. Da fiel es ihm ein, dass das Kind ja heute abend die schmale Hühnerleiter zu dem oberen Stockwerk der Hütte hinaufgeklettert war.

Es war die Sache weniger Minuten, dass die steile Leiter ein Raub der Flammen werden musste. Wahrscheinlich hatte der Rauch des qualmenden Daches, der in die Kammer eindringen musste, das Kind betäubt. Vielleicht suchte die Arme gerade in dieser Minute vergeblich nach der Tür, die zu der rettenden Treppe führte, im tückischen Dunkel keinen Ausweg findend.

Da riss Windele dem Bauern die Stalllaterne aus der Hand.

„Dasch Dach hält noch, Krafftle," rief er, „weischt, wir hole se raus. — Bei sellem Eischebahunglück in Heidelberg bin i au dabei gewesa!"

Starren Auges, keines Wortes mächtig, sah

das Bauernpaar die beiden jungen Leute in den hellblauen Uniformen durch die Tür in das Innere des Hauses verschwinden.

Eine furchtbare Viertelstunde verrann.

Wieder der Wind, der sich nur für wenige Minuten gelegt hatte, wieder das Stöhnen und Pfeifen hoch in den Lüften, und lohend schlug nun eine gewaltige Flammensäule aus dem Strohdach des Hauses empor, ein sprühendes Meer von Funken über den Hof und die Wiese schüttend.

Da traten Götz Krafft und Windele, das bewusstlose Mädchen tragend, aus der Tür des Hauses und legten die schwer nach Atem Ringende zu Füssen der schreckerstarrten Bäuerin nieder.

Fünf Minuten später brach das Dach des Hauses zusammen. Die jetzt weithin sichtbare Feuersäule hatte endlich das Signal des Brandes gegeben. Auch Hönig war jetzt in dem Dorf angelangt. Aber noch eine Stunde dauerte es, bis Soldaten und Bauern mit einigen machtlosen Handspritzen an der Brandstätte eintrafen. Es war ein glühender, wertloser Trümmerhaufen, auf den sie die dünnen Strahlen vergeblich richteten.

Als die graue Dämmerung des jungen Sommertages über die Hügel stieg, fand sie eine rauchende und ausgebrannte Ruine, vor der die von der Ortspolizei beschlagnahmte Leiche des Brandstifters lag.

XI.

> Da droben auf der Höh'
> Steht die boarische Armee.
> König Otto soll leben,
> Prinz Alfons daneben,
> Die Generäl' und die Offizier',
> Tapfere Boarn san mir.
>
> Bayrisches Soldatenlied.

Und wieder war Regentag auf Regentag gefolgt. Ein nassgrauer Nebelmorgen lag über den Hügeln, als der erste Schlachttag des Manövers begann.

Vilsaufwärts ging der Marsch der Truppen in der Richtung nach Vilsbiburg, wo die Westarmee nach der von den ersten Patrouillen gebrachten Nachricht in ihrer fest und sicher verschanzten Stellung stand.

Mit dem ersten fahlen Schimmer des Tages, kurz nach fünf Uhr morgens, war man aus Edeneibach aufgebrochen und hatte sich auf der grossen Landstrasse mit dem Gros der Ostarmee vereint. Die Vorhut marschierte mit einem Vorsprung von drei Stunden in der Richtung nach Vilsbiburg. Sie war von den westlich von Edeneibach einquartierten Truppen gebildet worden. Die in Vilshofen liegende Kompagnie sicherte nach hinten den Marsch.

Auf einem Hügel zwischen Vilshofen und Vilsbiburg, etwa in der Mitte des ungefähr fünfzig Kilometer langen Weges, stand der kommandierende General von Stift mit seinem Stabe, der die Oberleitung des Gefechtes für den ersten Schlachttag übernommen hatte.

General Fährling hatte einen kleinen, aus Artillerie, Infanterie und Kavalleriepatrouillen zusammengesetzten Teil seiner Truppen unter dem Kommando des Oberstleutnants Keulburg der anmarschierenden Ostarmee entgegengeschickt. Sie sollten den Vormarsch des Feindes bis zur Beendigung der Besetzung der Höhen von Vilsbiburg durch die Westarmee aufhalten.

In strömendem Regen hatte der Marsch acht volle Stunden gedauert, ehe sich die Kolonnen lösten und diese in Schützenordnung übergingen. Es war gegen ein Uhr mittags, als Biglmeyr vom Pferde stieg und, den Säbel in der Hand, zu Fusse die Führung seiner Kompagnie übernahm.

In raschem Tempo ging es über eine sumpfige Wiese, aus deren weichem Boden man die Füsse bei jedem Schritte wieder mit Gewalt herausziehen musste, bald in Sprüngen über Bächlein und Rinnsale, bald im Klettern über niedriges Gestrüpp und Zäune, welche die Bauern hier als Einfriedigung ihres Eigentums aufgerichtet hatten.

Plötzlich erscholl das Kommando: „Hinlegen!“

In einer Entfernung von etwa sechshundert Metern tauchte mit einem Male hinter einer Böschung, die sie bislang den Blicken entzogen hatte, die Spitze der feindlichen Abteilung auf.

„Geradeaus, Schützen. Visier achthundert. Schnellfeuer!“ kommandierte Biglmeyr.

Die Gewehre knatterten. Götz Krafft lag mit dem Bauche im Wasser, den Lauf seines Gewehres auf den anstürmenden Feind gerichtet. Plötzlich hatte er das schwere Gepäck und den langen Marsch vergessen. Es war ihm mit einem Male, als sei nun alles Wirklichkeit geworden, als gelte es in der Tat, sich gegen diese feindliche Schützenlinie zu verteidigen.

In Sprüngen liess Biglmeyr vorrücken. Nach dreimaligem ununterbrochenen Schnellfeuer zog sich der Feind zurück.

Es war offenbar nur dessen kleine Vorhut gewesen, auf die man so plötzlich und unvermutet gestossen war.

Nachdem die Kompagnie noch eine halbe Stunde schussbereit im Grase gelegen hatte, ohne dass sich eine feindliche Helmspitze gezeigt hätte, erhielt Biglmeyr die Meldung, dass droben „das Ganze Halt“ geblasen sei.

Auf seinem Fuchse sauste er davon zur Kritik, nachdem er Kern die Führung der Kompagnie übertragen. Eine halbe Stunde später konnte diese in die Quartiere einrücken.

Die waren freilich noch weit entfernt. Es war über fünf Uhr abends, ehe Götz Krafft, der Pflichten dieses harten Tages ledig, wieder in einem niederbayrischen Bauernhofe sass, dessen Herrin anders als die in Edeneibach eine dampfende Schüssel abgekochter Kartoffeln und einen grossen Weck frischer Butter auf den Tisch stellte. Er war diesmal mit zwölf anderen Soldaten seiner Kompagnie in einen grossen Bauernhof geraten, und wieder galt es, auf frischem Heu auf dem Boden der Scheune zu schlafen, denn Betten für zwölf Mann gibt es in einem niederbayrischen Bauernhof nicht.

Für den Abend des nächsten Tages war Biwak befohlen. Der dritte Tag sollte die grosse Entscheidung dicht vor den Toren des von der Westarmee besetzten Städtchens Vilsbiburg bringen.

Und auch am folgenden Morgen klärte sich der Himmel nicht auf. Es war ein viele Stunden langes, von wenigen Scharmützeln unterbrochenes Stampfen und Waten durch Moräste und über völlig aufgeweichte Strassen, das die Ostarmee endlich etwa zehn Kilometer von Vilsbiburg entfernt in dem weiten, von Vils und Binn umflossenen Flachlande zusammenführte.

Am westlichen Rande der Ebene erheben sich die damals von der Westarmee besetzt gehaltenen sanften Höhen, die Vilsbiburg zu einer

natürlichen, nur durch einen engen Gebirgspass zugänglichen Festung machen.

Hier hatte General Fährling seine Artillerie aufgestellt.

Den Angreifern war somit die schwierige Aufgabe geworden, diese gesicherte Position des Gegners im Feuer zu stürmen, die Batterien zu erobern und so den freien Zugang zu dem durch eine Infanteriebrigade verteidigten Städtchen selber zu gewinnen.

Damit war das Ende der militärischen Aufgabe fürs erste erreicht, die im Ernstfalle in der Eroberung des Städtchens ihre Fortsetzung hätte finden müssen.

Es war gegen vier Uhr nachmittags, als die Soldaten auf dem Biwakfelde mit dem Abkochen der im Tornister mitgeschleppten Konserven begannen. Trotz des unaufhörlich herniederfallenden Regens war es endlich geglückt, die zahlreichen Feuer in den Kochgräben in Brand zu setzen, und in den Kochgeschirren brodelte die Erbsensuppe, die jedermann heute redlich verdient hatte.

In Gruppen sassen und standen die Soldaten beieinander. Den zwischen diesen umherschlendernden Offizieren sah man es an, dass ihnen gerade an diesem Regentage der Korpsbefehl Stifts, dass alles, vom Gemeinen bis zum General selber, mitzubiwakieren habe, sehr ungelegen kam.

Aber Befehl war Befehl, und so machten denn auch die Herren Offiziere sich allmählich daran, auszuspähen, was denn an materiellen Genüssen auf den Proviantwagen für sie mitgefahren worden sei.

Das war nun freilich, was das Essen anging, nicht gerade erbaulich. Aber die paar Pullen Sekt und Rum, die sich doch vorfanden, würden, wenn nur der Regen nachlassen wollte, zusammen mit einem Spiele Karten und den Zigarren, die ein jeder bei sich hatte, noch eine leidliche Nacht garantieren.

Gegen Abend, kurz vor Sonnenuntergang, wurde es heller. Für eine Stunde setzte der Regen aus.

Auf dem grossen Felde vor den Toren Vilsbiburgs, das heute in der Tat wie ein Kriegslager aussah, sammelten sich Neugierige aus der Stadt. Männer und Frauen und die liebe Jugend des kleinen Ortes, die noch niemals in ihrem Leben so viele Soldaten beieinander gesehen hatte.

Marketender mit kleinen Wagen, auf denen sie Bier und Schnaps, Zigarren, Wurst und Brot feilboten, stellten sich endlich zur grossen Freude der Mannschaften und Unteroffiziere ein.

Etliche Honoratioren des Städtchens mit ihren Damen liessen sich dem einen oder anderen der Herren Offiziere durch einen Oberstleut-

nant a. D., der in Vilsbiburg seine Pension verzehrte, vorstellen und wurden dann von diesen durch das Heerlager der schmausenden und rauchenden Soldaten geführt, als ob das Ganze eine interessante Sehenswürdigkeit sei.

Die Herren und Damen von Vilsbiburg zeigten für alle diese Erscheinungen des militärischen Lebens eine erstaunliche Teilnahme, und als gar der Witzbold einer Kompagnie auf die Schultern eines seiner Kameraden stieg und so reitend den Herrn Hauptmann karikierte, da kannten der Beifall und die Freude derer, die trotz des schlechten Wetters hinausgezogen waren, keine Grenzen mehr.

Aber bald setzte der Regen wieder ein. Der Besuch aus der Stadt verlief sich, und noch ehe die Dämmerung auf die Felder sank, kroch einer nach dem anderen in die kaum meterhohen Zelte, die man sofort nach dem Abkochen errichtet, um sich dort ein trocknes Plätzchen gegen den Regen und für die Nacht zu sichern.

Auch Götz Krafft machte den Versuch, in dem Zelte seines Zuges ein trocknes Eckchen für die nächtliche Ruhe zu finden. Aber schliesslich gab er dies wieder auf. Es war ihm nicht möglich, es unter den nassen und schweren Leinentüchern auszuhalten, die keinen Luftzug durchliessen, unter denen sich der aus dem feuchten Boden emporsteigende Erdgeruch mit

dem Atem der Soldaten und den Ausdünstungen der nassen Uniformstücke vermengte.

Es war stockfinster in dem Zelte, als es sich schwer auf seine Brust legte, da er vergeblich nach frischer Luft rang.

Er musste sich ein Zündholz anstecken, um nach dem Ausgang vorwärts zu kriechen. Als er unter den Flüchen der anderen, über deren Leiber stolpernd, diesen glücklich erreicht hatte, bemerkte er zu seinem Erstaunen, dass sich draussen schon die Nacht auf die Felder und Höhen gesenkt hatte.

Und was für eine Nacht! Rabenschwarz und undurchdringlich. Es war Neumond, kein Stern stand an dem finsteren Firmamente, über das die Gewitterwolken wie grosse, schwarze Schleier von einem Hügellande zum andern lautlos, alles in tiefes Schwarz hüllend, dahinzogen.

Also hatte er in dem Zelte doch geschlafen, denn so rasch konnte die Nacht an einem Abend zu Ende des August nicht gekommen sein.

Kein Stern, kein Streifen, kein Zeichen an diesem tiefschwarzen Gewitterhimmel, die ihm, dem mit der Lage dieses Biwakfeldes Unbekannten, die Richtung gezeigt hätten.

Aber halt, da drunten leuchtete ja roter Schein. Das war das grosse Feuer der Feldwache. Dort also war Westen zu suchen, weil die Feldwache der Front des Feindes zugekehrt sein musste und

Vilsbiburg mit den es besetzt haltenden Truppen im Westen lag.

Mit den Händen tastend, mit den Füssen suchend, patschte er durch den Kot des vom Regen völlig unterwaschenen Kartoffelackers dem roten Feuerscheine zu, der ihm nun die westliche Himmelsrichtung kündete. In klatschenden, grossen Tropfen fiel der sommerliche Regen auf ihn und das fast unter Wasser gesetzte Land.

Endlich hatte er, ohne zu stürzen oder in einen Morast zu versinken, glücklich das Feuer der Feldwache erreicht.

An dem übermannshohen Holzhaufen, der hier brannte, und dessen flackernde Scheite eine unstete Helle verbreiteten, konnte man sich wenigstens wärmen. Hier konnte man, wenn man den Rauch aushielt und sehr nahe heranging, die Kleider für Momente trocknen und fühlte so eine wohlige Wärme durch alle Adern des Körpers rieseln.

Niemand von der Feldwache, die ihr ganzes Augenmerk nach der Richtung, in der die ersten feindlichen Patrouillen erscheinen mussten, richtete, hatte den leise von hinten Heranschleichenden bemerkt.

Im Scheine der Flammen warf er sich auf den Boden nieder, der hier durch die nahe Glut trocken geworden war, und den von den Soldaten aufgeworfene Erde einigermassen vor den Fluten

des Regens schützte. Mit weitgeöffneten Augen starrte er zu dem tiefschwarzen Himmel dieser Regennacht empor.

Aus seiner Patronentasche, die er nicht abgeschnallt hatte, zog er eine Zigarre und versuchte diese an dem lohenden Feuer zu entzünden. Aber die Hitze liess ihn die Hand wieder rasch zurückziehen, und erst mit einem langen, am Boden gefundenen Reisigstücke gelang ihm das schwierige Werk.

Dann lag er rauchend und träumend auf dem Rücken, den in sich zusammenbrechenden Holzscheiten dieses lohenden Wachfeuers zusehend. Langsam wurden sie von den Gluten der Flammen verzehrt, eines nach dem anderen zerfiel in schwarze Asche.

In der Ferne ging der Doppelposten auf und nieder mit schweren Schritten, Gewehr unter dem Arm, die Blicke nach Westen, der Richtung des Feindes zugewendet.

Und als er jetzt an all die Tausende dachte, die hier in dieser Regennacht, auf diesen Feldern eines Wink und Willen gehorchend, von den Mühen der letzten Tage überwältigt, eingeschlafen waren, da übermannte ihn der Gedanke, dass doch ein Grosses in der Aufopferung des einzelnen für das Ganze stecke, und dass alle diese Leute, wenn auch unbewusst und ohne sich selbst darüber klar geworden zu sein, an diesem Tage und in dieser Nacht wirklich sich

in den Dienst der Ideale seines Volkes gestellt hatten. Seines Volkes, das einst vor vielen Jahrzehnten um einer grossen Sache willen das Blut seiner Söhne und die Locken seiner Töchter auf dem Altare des Vaterlandes geopfert hatte!

Damals, da der jugendliche Dichter des Kampfliedes „Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen", sich aus den Armen der Braut gerissen und in den Kampf gezogen, in jenen heiligen Krieg, aus dem er und tausend andere der Besten nimmer zurückkehren sollten.

Und allein wachend auf diesem Felde, wo all diese Tausende schliefen, sah er, wie sich der Himmel zu seinen Häupten klärte, wie ein Stern nach dem anderen aus dem dunklen Firmamente leuchtend hervortrat, wie endlich, nachdem das Feuer der Feldwache zischend in sich zusammengesunken, ein lichter Streifen über den fernen Höhen, von denen sie ihr Weg hierhergeführt hatte, den nahenden Morgen verkündete.

Ein Frösteln ging durch seinen Körper. Ein frischer Wind strich über den Acker dahin. Noch einmal den Blick in das noch ungeborene Licht im fernen Osten versenkend, kam er da ganz plötzlich und unvermittelt auf den Gedanken, dass der aus dieser Regennacht im Feldlager herausgeborene junge Tag am Ende eine Bedeutung für sein ganzes Leben gewinnen könne, von der

er sich jetzt noch keinerlei Rechenschaft zu geben imstande sei.

Warum dieser Gedanke gekommen, er selber wusste es nicht. Aber der Gedanke wollte nicht von ihm weichen. Wie eine Ahnung begann er ihn langsam ganz zu beherrschen!

Da schossen die ersten Strahlenbündel der aufgehenden Sonne aus dem lichten Streifen am fernen östlichen Horizonte hervor. So lange hatte er also hier gelegen. Das Wecken konnte jede Minute geblasen werden.

In dem ersten Lichte des neuen Morgens trat er darum rasch den Rückweg zu seinem Zelte an. Kaum war er dort angelangt, da schmetterten die Trompeten, da ward es allenthalben lebendig.

Aber die strahlende Sonne, die diesen jungen Morgen geschaffen hatte, hielt nicht stand. Die Wolken der Nacht ballten sich wieder in unförmigen Klumpen zusammen. Von Viertelstunde zu Viertelstunde schienen sie zu wachsen, krochen höher und immer höher an dem Himmel empor. In den Kanonendonner, der vormittags kurz nach neun Uhr auf allen Höhen um Vilsbiburg begann, mischten sich die ersten Donnerschläge eines schweren Gewitters, das sich zwischen diesen Bergen über dem Talkessel zusammengezogen hatte.

Eine Viertelstunde lang Blitz auf Blitz, Donner auf Donner. Als wetteifere der Himmel mit dem Aufleuchten der Schüsse aus den Röhren

der Kanonen, aus den Läufen der Gewehre, mit dem Knattern der Infanteriesalven und den dumpfen Schlägen der Batterien.

Es war ein geradezu grandioses Schauspiel, das menschliche Zerstörungskunst im Einklang mit den entfesselten Elementen der Natur hier in dem weiten Talkessel vor den Toren Vilsbiburgs aufführte, um dessen engen Pass, der von allen Hügeln aus geschützt wurde, das genial inszenierte Ringen ging.

Am Rande der nach Vilsbiburg führenden Heeresstrasse, im Schutze eines Tannenwäldchens, lag die Kompagnie Biglmeyr, aufgelöst in eine lange Schützenlinie.

Sie hatte die Aufgabe, einen Teil der Strasse von den sich weit vorwagenden Kavalleriepatrouillen der Westarmee zu säubern, die der Besatzung des Städtchens von dem Vordringen des Angreifers Meldung bringen sollten.

Das Kommando über seine Schützenlinie hatte Hauptmann Biglmeyr dem Premierleutnant Kern übertragen, da er selber für kurze Zeit zum Empfang weiterer Befehle zu dem Stabe des kommandierenden Generals durch dessen Adjutanten befohlen worden war.

Die Situation der Kompagnie war eine verhältnismässig angenehme. Durch die Bäume des Wäldchens vor dem Gewitterregen ziemlich geschützt, lagen die Soldaten im hohen Grase, die Gewehre und den Blick nach der Strasse ge-

richtet, auf der die Kavalleriepatrouillen erscheinen mussten.

Aber auch heute verging Stunde um Stunde, ohne dass sich der Feind zeigte. Von dem Engpass her dröhnten die Kanonen, dort schien sich ein erbitterter Kampf entsponnen zu haben. Hier, wohin nur einzelne unter Umgehung des Passes auf Schleichwegen gelangen konnten, blieb alles ruhig.

Die Feldstecher vor den Augen, beobachteten Kern und Schwareiter die Strasse. Kern in dem zweifelhaften Gefühle, sich hier als Führer der Kompagnie vor eine Aufgabe gestellt zu sehen, der er sich als Pionier, der bislang Brückenbauten über die Donau und die Isar geleitet, nicht gewachsen fühlte. Schwareiter erfüllt von der ihn beherrschenden glühenden Leidenschaft für jede taktische Frage, immer bereit, in den Gang der Verhältnisse einzugreifen; von diesem Kern, der von den Aufgaben einer Infanterieschützenlinie offenbar gar nichts verstand, zu seinem schlecht verhehlten Unwillen in allen seinen Massnahmen gehindert.

Götz Krafft hatte in diesem Zustand der Ruhe reichlich Gelegenheit, die beiden Offiziere zu beobachten. Ihm fiel es auf, dass Schwareiter nur unwillig den Befehlen Kerns Folge leistete und dessen Anordnungen sogar des öfteren mit einem leisen Kopfschütteln hinnahm.

Biglmeyr kam nicht. Die Stellung der Kom-

pagnie war schlecht gewählt, hier konnte sie ihre Aufgabe unmöglich erfüllen. Wäre Biglmeyr dagewesen, dann hätte er längst vorrücken und die Höhe der Strasse, von der aus man einen freien Rundblick hatte, besetzen lassen.

Aber Kern wagte es nicht, eine Änderung in den Dispositionen des abwesenden Hauptmanns zu treffen.

Er wollte in der Deckung bleiben, indessen Schwareiter von Minute zu Minute heftiger in ihn drang, wenigstens durch einen einzigen Sprung, wenn auch vielleicht unter Verlusten, die jenseitige Seite der Strasse zu gewinnen, wo eine bewaldete Böschung Deckung und Ausblick zu gleicher Zeit bot.

Plötzlich sprang Schwareiter wie von einer Viper gestochen empor. Seinen spähenden Augen war nichts entgangen. Eine feindliche Kavalleriepatrouille hatte die Strasse überritten, ohne dass ein einziger Schuss gefallen war. Man sah sie jetzt auf der anderen Seite in dem Walde hinter der Böschung verschwinden.

Und in diesem Momente kriegerischer Leidenschaft, aus seinen taktischen Erwägungen heraus alle Gebote der Subordination vergessend, schrie Schwareiter: „Sprung auf, marsch, marsch!“

Mit gezücktem Säbel den Soldaten voraneilend, hatte er in wenigen Sätzen die Böschung

drüben erreicht, wo er den Schützen „hinlegen" befahl.

Auch Kern war gefolgt. Aber ein ernster, vorwurfsvoller Blick, den Götz Krafft wohl aufgefangen, traf Schwareiter jetzt aus Kerns Augen, der sich, da den Mannschaften der aus dem Munde des Leutnants gekommene Befehl nicht aufgefallen zu sein schien, schweigend in die Situation fand.

Als sich die Schützenlinie hinter der Böschung in Schussbereitschaft niedergelegt hatte, trat Kern an Götz Krafft heran. „Einjähriger Krafft," sagte er, „der Herr Hauptmann befindet sich bei dem Stabe Seiner Exzellenz, fünf Kilometer südlich der Heeresstrasse auf einer kleinen Anhöhe, die Sie nicht verfehlen können, da drei Linden auf derselben stehen. Nehmen Sie den Gemeinen Schweikert mit sich und melden Sie dem Herrn Hauptmann, dass ich mit der Kompagnie auf der Heerstrasse weiter nach Südwesten vorrücken werde."

„Zu Befehl, Herr Premierleutnant."

Sofort machte er sich mit Schweikert auf den Weg, den ihm bezeichneten Hügel mit den drei Lindenbäumen ausfindig zu machen.

Die beiden Soldaten waren noch keine Viertelstunde unterwegs, als Götz Krafft plötzlich die helle Fuchsstute des Hauptmanns, etwa hundert Meter von sich entfernt, auftauchen sah.

In kurzem Galopp war Biglmeyr offenbar auf dem Rückwege zu seiner Kompagnie begriffen.

Seinen scharfen Augen waren, wenn er sie auch nicht erkennen konnte, die beiden Soldaten nicht entgangen, zumal da Götz Krafft, die Hand erhebend, ein Zeichen gab, dass er dem Offizier eine Meldung zu überbringen habe.

Biglmeyr kam näher.

Da fuhr ein greller Blitz aus den schwarzen Gewitterwolken des Himmels hernieder, dem unmittelbar ein dröhnender Donnerschlag folgte.

Einen Moment zuckte Götz Krafft zusammen, dann sah er, wie sich die Fuchsstute hoch aufbäumte und, sich selbst überschlagend, in dumpfem Falle auf den Kopf stürzte.

In raschen Sprüngen näherten sich die Soldaten dem Pferde. Regungslos lag der Fuchs auf dem Boden, alle viere von sich streckend, er hatte das Genick gebrochen. Und unter der schweren Last des Pferdekörpers ächzte und stöhnte der Reiter.

Den Bemühungen Götz Kraffts und Schweikerts gelang es, den schweren Kadaver des Tieres für einen Moment zu lüpfen und den röchelnden Hauptmann unter demselben hervorzuziehen.

An dem Rande der Strasse in einem noch ungemähten Haferfelde betteten sie den Bewusstlosen. Ein einziger Blick belehrte Götz Krafft, dass er es hier mit einem Sterbenden zu tun habe.

Das schwere Hinterteil des Pferdes schien Biglmeyr den Brustkasten zerdrückt zu haben.

„Ich werde hier bleiben," sagte Götz Krafft zu Schweikert. „Laufen Sie rasch nach dem Hügel mit den drei Linden. Sie haben es ja gehört. Der Arzt befindet sich bei den Stabsoffizieren. Bringen Sie diesen so rasch als möglich hierher!"

Schweikert, der an Armen und Beinen zitterte, machte sich, so rasch ihn seine Füsse tragen wollten, auf den Weg.

Der Hauptmann hatte das Bewusstsein noch nicht wiedererlangt. Götz Krafft kniete neben ihm und öffnete behutsam den Waffenrock des Offiziers. Biglmeyr regte sich nicht.

Kein Mensch in der weiten Runde, niemand auf der öden, leeren Strasse, soweit sein Auge reichen konnte, niemand, den er um Hilfe hätte angehen können.

Und er allein mit dem Sterbenden!

Er hatte dessen Brust freigelegt, und nun sah er auch das geronnene Blut, das sich unter der Haut gestaut hatte, nun sah er, dass der Unglückliche kaum mehr zu atmen vermochte, da die ganze Brust, die blaurot geworden, hoch angeschwollen war.

Da fiel ihm ein, dass kaltes Wasser schmerzlindernd und die Schwellung hemmend wirkt, und den Helm vom Kopfe nehmend, schritt er hinüber zu dem Graben der Strasse, wo

sich der Regen des Gewitters in Pfützen gesammelt hatte. Das schmutzige Wasser in seinem Helm kam er zurück und legte sein in dieses getauchtes Taschentuch völlig ausgebreitet auf des Hauptmanns nackte Brust.

In dem Momente, da er dieses tat, fiel es ihm ein, dass er diesen Mann einmal in seinem Leben gehasst habe, dass dieser ihm, ohne dass er schuldig gewesen, Tage der Freude in bitteres Leid verwandelt.

Von einem tiefen Mitleid in allen Grundfesten seines Wesens erschüttert, führte er nun seine Feldflasche, in der er ein paar Tropfen von Windeles Kirschwasser mit sich führte, an die halbgeöffneten Lippen des Verunglückten und schüttete ihm den belebenden Trank in den Mund.

Da schlug Biglmeyr die Augen auf.

„Wo bin ich?" kam es von seinen Lippen.

Mit der Hand fuhr er nach der schmerzenden Brust, und Götz Krafft erneuerte den kalten Aufschlag.

„Der Herr Hauptmann sind vom Pferde gestürzt," sagte er dann.

Bei dem Ton seiner Stimme schien Biglmeyrs Bewusstsein für Augenblicke zurückzukehren. Er erkannte ihn.

„Sie, Krafft," sagte er leise und suchte mit zitternden Fingern dessen Hand.

Und als er die Hand, die ihm lindernden

Balsam in brennende Wunden gegossen, in seiner eiskalten Rechten hielt, kam es noch einmal von seinen Lippen:

„Ich danke Ihnen.“

Dann fühlte Götz Krafft, wie der Kopf des Sterbenden, den er die ganze Zeit gestützt hatte, schwer herniedersank. — Noch einmal kam ein dumpfes Röcheln aus der zertrümmerten Brust. Biglmeyr war tot. In tiefem Sinnen sass Götz Krafft noch fast eine ganze Stunde an dieser Leiche, und das seltsame Wesen dieses harten Mannes zog noch einmal vorüber an seiner Seele.

Endlich erschien Schweikert mit dem Arzte und einem Lazarettgehilfen, dem zwei Soldaten mit einer Tragbahre folgten.

In kurzen Worten erstattete Götz Krafft dem Stabsarzt Bericht.

Erst gegen Abend, nachdem die Schlacht beendigt, nachdem die anderen längst ihr Quartier bei den Bürgern Vilsbiburgs bezogen hatten, traf er wieder mit seiner Kompagnie zusammen, deren Führung nach dem Befehl des Oberst für den Rest des Manövers in Kerns Hände übergegangen war.

XII.

**O Sonn', o Meer, o Rose!
Wie wenn im Frühling tausendfältig sich
Ein buntes Grün hat ringend losgewunden,
Ein hadernd Volk, bis Rose, königlich
Eintretend, es zum Kranz um sich verbunden,
So, Liebste, hab' ich dich umwunden:
Der Kranz des Daseins muss sich blühend runden,
Gebunden in dich.**

Rückert.

Die Manöver gingen zu Ende.

Für die Kompagnie Biglmeyr hatten sie sich in den letzten Tagen sehr unerquicklich gestaltet.

Kerns Führung versagte vollständig. Während des Marsches und der Übungen war es ihm nicht möglich, seine Leute zusammenzuhalten und sie zu übersehen. In der dienstfreien Zeit und an den Ruhetagen löste ein Vergehen gegen die Disziplin das andere ab, so dass es vonseiten Kerns Strafen über Strafen regnete, und der völlig nervös gewordene Kompagnieführer die Zügel des ihm anvertrauten Truppenteiles fast ganz aus den Händen verlor.

Mit innerem Behagen — so schien es Götz Krafft — beobachtete Schwareiter die Fehlgriffe des älteren Kameraden, die auf die Dauer weder dem Bataillonskommandeur noch dem Oberst verborgen bleiben konnten.

Schwareiter selbst hatte die einst von ihm einexerzierte junge Mannschaft völlig in der Hand. Er verstand es, diese durch einen ganz losen, nach aussen hin kaum bemerkbaren Druck nach links oder rechts, wie ein folgsames Pferd, zu lenken und zu gängeln, was von Kern nur noch mit grösserem Missbehagen aufgenommen wurde.

An diesem unerquicklichen Verhältnisse der beiden Kompagnieoffiziere, das sich allmählich aus dem Ehrgeiz des einen und aus der Unfähigkeit des anderen gebildet hatte, mass nun Götz Krafft den Charakter des verunglückten Biglmeyr. Erst, da er den Hauptmann sterbend vor sich gesehen, hatte er für dessen Person ein tieferes, menschliches Interesse gefasst. Nach reiflichem Überlegen musste er sich sagen, dass er selbst diesen harten Charakter am Ende doch missverstanden und ungerecht beurteilt habe.

Was dazu gehörte, welche Ruhe und welcher Ernst, welche Konsequenz und welche Energie, so einen Haufen meist ungebildeter junger Leute im Zaum zu halten, das hatte Biglmeyr in seinem ganzen Auftreten in der Tat gezeigt. Wie es ging, wenn man nicht über diese Eigenschaften verfügte, das hatte man an Kerns Kompagnieführung in reichem Masse zu beobachten Gelegenheit gehabt.

Auf Kerns Meldung war es ja auch zurückzuführen, dass Biglmeyr ihn ungerecht bestraft hatte. Auf die Meldung desselben Mannes, der

hier draussen, wo er die Arrestlokale nicht in nächster Nähe hatte, seiner Aufgabe, die Kompagnie im Zügel zu halten, wie ein kleines Kind gegenüberstand.

Es war ein Glück für Kern und Schwareiter, dass auch der letzte Tag des Manövers ohne Zwischenfall zu Ende ging. Als die Truppen endlich wieder alle glücklich verladen waren, um mit der Eisenbahn nach München zurückgebracht zu werden, atmeten beide Offiziere auf. Der eine, weil das Probejahr bei der Infanterie und die Führung dieser widerspenstigen Kompagnie nun ihr Ende erreicht hatten, der andere darüber, dass er der Versuchung, sich diesem unfähigen Kern gegenüber noch einmal hinreissen zu lassen, glücklich entgangen war.

Denn ein, wenn auch taktisch oder in irgendeinem militärischen Interesse noch so begründeter passiver oder aktiver Widerstand Schwareiters gegen den Premierleutnant, der nun doch einmal sein Vorgesetzter war, hätte die ganze Karriere des ehrgeizigen und talentvollen Offiziers in Frage stellen können.

Die wenigen Tage, die manchmal in der Kaserne nach dem Einrücken der Truppen aus dem Manöver der Entlassung der alten Mannschaften vorangehen, sind für Unteroffiziere und Soldaten und nicht zum wenigsten für die Offiziere selber eine böse Zeit.

Die Ungebundenheit des Manövers, die einer

grossen Anzahl der Leute in nächste Nähe gerückte Zeit der Freiheit haben die Bande der Disziplin gelockert. Jedermann ist froh, wenn die Pässe glücklich geschrieben, und die Reservisten in ihre Heimat abgedampft sind.

Erst dann nimmt in der Kaserne der Gang der Ereignisse für Feldwebel, Unteroffiziere und Kapitulanten sowie für die nun zur alten avancierte junge Mannschaft wieder seinen gewohnten Lauf. Hohnleichner schimpfte weidlich über die vielen Schreibereien. Auch er hatte mit dem ungewandten Kern seinen schweren Stand.

Aber endlich waren auch die letzten Bündel gepackt, die letzten Reisegelder ausbezahlt. Mit aufgerollten Achselklappen, das Reservestöckchen in der Hand, zogen die Leute in kleinen Häuflein, eines nach dem andern, aus den Toren der Marsfeldkaserne. Gröhlende Stimmen sangen bis tief hinein in die Nacht in Münchens Strassen das alte schöne Lied:

„Drum, Brüder, stosst die Gläser an,
Es lebe der Reservemann,
Wer treu gedient hat seine Zeit,
Dem sei ein volles Glas geweiht."

Parole zehn hiess es jetzt bei den Einjährigen. Am 21. September waren die Reservisten entlassen worden, und nun hatte Premierleutnant Ehm den schwierigsten Teil seines Aspirantenunterrichtes in diesen letzten zehn Tagen zu erledigen.

Das theoretische und praktische Reserveoffiziersexamen war für diese knappe Zeit aufgespart worden.

In dem Unteroffizierskasino der Marsfeldkaserne sassen dreiundvierzig Einjährige des Regiments und erwarteten das Thema der schriftlichen Arbeit, das Ehm bekannt geben sollte.

Schon am Tage vorher hatte Götz Krafft dem Premierleutnant ausserdienstlich mitgeteilt, dass er von dem Examen absehen wolle. Dieser hatte ihm bedeutet, dass der Fall nicht vorgesehen sei, dass sich aber später niemand gegen seinen Willen zur Wahl als Reserveoffizier zu melden brauche.

Kopfschüttelnd hatte der Offizier dem jungen Manne nachgesehen, der ohne ersichtlichen Grund auf eine gesellschaftliche Stellung verzichten wollte, zu der sich andere zu drängen pflegten.

Nun trat Ehm in den Raum und verlas das Thema der schriftlichen Arbeit. Es lautete: „Der Begriff der Ehre bei dem deutschen Offizier".

Beim Anhören dieses Themas schüttelte mancher den Kopf. Eine taktische oder auch eine kriegsgeschichtliche Aufgabe hatte man wohl erwartet. An ein derartiges Thema aber hatte kein Mensch gedacht.

Drei Stunden hatte man Zeit, diesen diffizilen Ehrbegriff des deutschen Offizierkorps in einem eleganten Aufsatz zu behandeln, der, mit dem Namen des Verfassers versehen, in vorschriftsmässigem Formate, auf vorgeschriebenem Papier,

mit vorgeschriebenem Rande in säuberlicher Handschrift abgeliefert werden musste.

An die Tage des fernen Abiturientenexamens dachte gar mancher, da man sich zum Schreiben fertig machte.

Nach knapp zwei Stunden lieferte Götz Krafft als erster seine Arbeit ab. Dann schritt er in dem herrlichen Gefühle, in acht Tagen aller dieser Bande endlich los und ledig zu sein, über das Marsfeld, seiner Wohnung zu, wo er sich mit dem Ordnen seiner Papiere und Sachen für die bald bevorstehende Abreise beschäftigte.

Er wusste, dass ihm der Inhalt seiner Arbeit für immer die zweifelhafte Rolle eines Leutnants der Reserve ersparen würde, und darüber war er im Herzen froh.

Wer in Freiheit und unabhängigen Geistes sein Bestes in den Dienst seines Volks zu stellen entschlossen war, für den ging es nicht an, auch nur zeitweise die Vorurteile eines Standes zu teilen, der dieses mündige Volk von vor dem Gesetze gleichberechtigten Staatsbürgern ex officio in zwei Klassen, in die Herren und die anderen, schied.

Als Ehm am Abend in seiner Wohnung die Abhandlungen seiner Einjährigen über die Ehre des deutschen Offiziers überflog, las er mit Kopfschütteln und dennoch mit einem eigenartigen Interesse die Auseinandersetzungen Götz Kraffts. Schon die ersten Sätze machten ihn stutzig.

„Die Ehre des Offiziers. Es kann sich weder um einen philosophischen, noch um einen in populärem Sinne moralischen Begriff handeln, denn ein solcher Begriff könnte niemals, wie das der dem Wort Ehre folgende Genetiv doch fordert, an einen einzelnen Stand gebunden sein. Von der Ehre des Pfarrers und des Lehrers, des Rechtsanwaltes und des Arztes könnte man dann ja mit der gleichen Berechtigung reden, woraus sich die Unmöglichkeit ergibt, einen philosophischen oder auch nur populär moralischen Begriff an den Erwerb oder die Tätigkeit, die doch rein zufällige Beschäftigungen des Menschen sind, zu binden. Lassen wir also diesen Genetiv fallen! So bliebe uns die Ehre allein als der zu behandelnde Begriff übrig.

Es entsteht nun die Frage: Ist die Ehre überhaupt ein philosophischer Begriff, oder auch nur ein moralischer in populärem Sinne?

Die Antwort auf diese Frage lautet nein. Das allerdings vorhandene Gefühl, das wir als Ehrgefühl bezeichnen, empfinden wir nämlich nur dann, wenn ein Eingriff in unsere Rechte unsere Eigenliebe beleidigt hat. Ein solcher Eingriff ist aber nur möglich, wenn ein anderer, gegen seine Pflicht verstossend, sich einen solchen Übergriff erlaubt.

Es tritt demnach der philosophische und moralische Begriff der Pflicht, das was Kant als den kategorischen Imperativ, als das Sittengesetz

in seiner Kritik der praktischen Vernunft bezeichnet hat, an die Stelle dieses Scheinbegriffs der Ehre, dem aus verletzter Eigenliebe nachzugeben nicht nur das Christentum, sondern auch die Philosophie des Altertums verboten hat.

Somit wird die moralische Erziehung zu dem sittlichen Begriffe der Pflicht den Begriff der Ehre aus dem Lexikon der Philosophie nicht nur, sondern auch aus der Praxis eliminieren müssen.

Wer sich des Begriffes der Pflicht bewusst geworden, für den fällt der Begriff der Ehre von selber. Denn der, der seine Pflicht sich oder dem Nächsten gegenüber verletzt, stellt sich selber in die Reihe derer, die die bürgerlichen Gesetze aller zivilisierten Völker mit ihrer Strafe verfolgen. Der Beleidiger und der Ehebrecher, der Verführer und der Wortbrüchige und all die andern, durch deren Vergehen in der Seele des Angegriffenen jenes oben charakterisierte Ehrgefühl erst geweckt werden kann, sind solche, die ihrer Pflicht vergassen, für deren Bestrafung der Staat und die Gesellschaft und nicht der einzelne, der von ihnen gekränkt wurde, aufzukommen hat.

Denn den Biss eines tollen Hundes heilt man nicht, indem man wieder beisst, sondern durch Vernichtung des Schädlings und Ausbrennen der Wunde, die er in seiner Tollheit gerissen.

Also nicht um einen moralischen Begriff kann es sich hier handeln, wie auch schon der dem Worte Ehre hinzugefügte Genetiv gezeigt hat,

sondern um das Vorurteil eines Standes, der im Gegensatz zu den Gesetzen, denen er untersteht, die Rache und die Strafe, die dem einzelnen nicht zukommen, für sich in Anspruch genommen hat.

Wer sich auf Grund dieses Standesvorurteils selbst Recht verschafft, braucht sich daher nicht zu wundern, wenn auch der andere dieses Recht für sich in Anspruch nimmt. Wenn sich Mord und Totschlag in deutschen Landen mehren, wird man mit Recht auf alle diejenigen hinweisen dürfen, die sich über das Gesetz stellen, für ihren Stand ein Recht fordernd, das sich mit dem sittlichen Begriffe der Pflicht nicht in Einklang bringen lässt."

Bis hierher las Leutnant Ehm. Dann setzte er ein Ungenügend unter die Arbeit und fügte die Bemerkung hinzu: Kann zum Reserveoffizier nicht in Vorschlag gebracht werden.

Und endlich kam der letzte Tag. Es war ein leuchtender Herbstsonntag, dieser erste Oktober. Punkt zehn Uhr hatte Kern in der Kaserne einen Appell der Einjährigen befohlen, nach dem sie zur Reserve entlassen werden sollten.

Götz Krafft war heute in der glücklichsten Stimmung. Nicht nur, dass sich die langersehnte Freiheit nun endlich in wenigen Stunden mit Händen greifen liess, nein, er hatte auch an diesem Morgen eine Karte von der Hand Karl Freys erhalten, in der dieser ihm mitteilte, dass er nun

endlich nach langem Suchen eine Assistentenstelle in einer Augenklinik gefunden.

Bei Professor Rothe in Marburg.

Götz Krafft wollte seinen Augen nicht trauen, immer und immer wieder las er den einen Satz: „Ich denke, dass der Vater und Eva mit mir nach Marburg ziehen werden, denn ein paar Jahre wird's wohl dauern, bis ich die Klinik verlassen und meine eigene Praxis anfangen kann."

Er war selig. Wenn Karl seinen Willen durchsetzte, und daran zweifelte er nicht, dann hatte er die lieben Menschen immer in der Nähe, den Freund und Eugen Frey und Eva, von der Abschied zu nehmen ihm schon in all den Wochen so schwer auf die Seele gefallen war.

Kurz vor zehn Uhr — die Zeiger auf dem Turme des Schulgebäudes auf dem Marsfelde zeigten, als er vorüberging, gerade noch zehn Minuten vor voll — ging er eilig nach der Kaserne. Zum letzten Male, im Helm, wie es der Garnisonsbefehl heute von der zehnten Stunde an verlangte. Am Kasernentor traf er auf Kern, diesmal übersah er ihn nicht. Er machte Front, und eben als der Offizier, der sein mürrischstes Gesicht aufgesetzt hatte, an ihm vorbeischreiten wollte, bog Windele, von der Seite der Hackerbrücke kommend, um die Ecke. Auch Windele blieb stehen, in strammer Haltung dem direkten Vorgesetzten die vorgeschriebene Ehrenbezeugung erweisend.

Als Kern in dem Kasernentor verschwunden war, gingen die beiden Bekannten aufeinander zu.

„Na, in der Mütze," drohte lächelnd Götz Krafft.

„I hab' halt mei Helm in der Kasern, Krafftle. Weischt, der Dauer will mir'n abkaufe für zehn Mark, un dem hab' ich en geschtern schon gebe."

Nun schritten sie eilig über den Hof. Es waren nur noch fünf Minuten bis zum Antreten.

Windele eilte in die Mannschaftsstube des Unteroffiziers Dauer und kam gleich darauf im Helm zurück.

Dann traten die beiden Einjährigen an, Götz Krafft und Windele, der Rest, der Biglmeyrs Kompagnie von ihren fünfen geblieben war. Mack war tot, Frey entlassen, Stelzenmüller entgleist.

Voll Wehmut dachte Götz Krafft an die verlorenen Kameraden. Aber die Freude, den Freund und dessen Schwester gefunden zu haben und sobald nicht verlieren zu müssen, siegte über die Trauer, die sich seiner in Erinnerung an Mack und Stelzenmüller bemächtigte. Der treue Windele an seiner Seite, der würde, wie er wusste, auch in der Ferne ein Freund für das ganze Leben sein.

Hohnleichner hatte die beiden Pässe ausgefüllt. Diese in der Hand, trat Kern an die beiden Einjährigen heran, und Windele als der Ältere kommandierte:

„Stillgestanden!“

„Zwei Einjährige zur Stelle,“ meldete er.

Kern liess nicht rühren.

Er betrachtete den Anzug der beiden mit scharfen Augen von unten bis oben, dann liess er Kehrt machen, um auch die Rückseite in Augenschein zu nehmen. Er fand nichts, woran er sich hätte halten können.

„Ganzes Bataillon kehrt, rührt euch.“

Noch einmal musterten die Augen Kerns die beiden Einjährigen vom Scheitel bis zur Sohle, dann blieben sie auf dem Gesichte Windeles haften, als er sagte:

„Einjähriger Windele, Sie sind vorhin in der Mütze über das Marsfeld gegangen. Ist Ihnen der Tagesbefehl des Herrn Stadtkommandanten bekannt?“

„Zu Befehl, Herr Premierleutnant. Der Herr Premierleutnant entschuldigen, ich hatte den Helm in der Kaserne und habe mir ihn erst dort aus meinem Spinde holen müssen.“

Eine Wetterwolke legte sich auf die Stirn des Offiziers. Er musste Ärgerliches erfahren haben, er schien zu überlegen.

Den Moment seines Zögerns benutzte Götz Krafft.

„Erlauben der Herr Premierleutnant eine Bemerkung.“

„Reden Sie,“ sagte Kern in schroffem Tone.

„Auf der Kasernenuhr war es gerade fünf Minuten vor zehn Uhr, als Windele und ich vor dem Herrn Premierleutnant Front machten."

Kern geriet in Verlegenheit. Er sah ein, dass er hier unrecht, dass er den Kürzeren gezogen hatte.

Aber trotzdem fuhr es ihm heraus:

„Was wollen Sie damit?"

Mit fester Stimme sagte Götz Krafft:

„Der Befehl des Herrn Stadtkommandanten besagt, dass alle Angehörige der Garnison München von zehn Uhr vormittags ab zu Ehren der Fahrt des Hofes nach der Festwiese den Helm zu tragen haben. Es war fünf Minuten vor zehn Uhr, als der Einjährige Windele mit mir über das Marsfeld ging."

Kern schwieg.

Mit dem da und mit der Kompagnie Biglmeyr war er Gott sei Dank fertig. Ohne ein weiteres Wort zu sagen, übergab er den beiden ihre Pässe.

„Weggetreten."

„Dasch werd' i dir nie vergesche, Krafftle," sagte Windele, als sie zusammen die Kaserne durch das hintere Tor verliessen und die Maillingerstrasse entlang schritten. „Der hat mi eischperre wolle."

Er lehnte Windeles Einladung, mit zum Frühschoppen zu gehen, ab. Nun war er frei. Seine ganze Seele drängte ihn nach der Goethestrasse.

Seit seiner Rückkehr aus dem Manövergelände hatte er nichts von Eugen Freys Befinden gehört, hatte er weder Karl noch Eva gesehen. Nun mit einem Male die frohe Botschaft, dass Karl in Marburg eine Stellung gefunden, und dass die ganze Familie wohl dahin übersiedeln werde.

„Es steht schlecht mit dem Herrn Dokter," sagte ihm das Dienstmädchen, nachdem er an der Freyschen Wohnung geklingelt hatte.

Mit den Augen sei es nicht besser geworden, und auch das Allgemeinbefinden habe gelitten. Das Fräulein sei in die Messe nach der Paulskirche gegangen, und der junge Herr sei schon seit dem frühen Morgen in der Klinik.

Auf seine Bitte führte ihn das Mädchen in das Zimmer des Blinden.

Eine auffallende Veränderung war in den Wochen, da er in der Ferne gewesen, mit Eugen Frey vor sich gegangen. Dumpf vor sich hinbrütend, fast teilnahmslos sass der Blinde in seinem Sessel, die für immer erloschenen Augen dem Fenster zugewandt, als ob er noch einmal einen Schimmer des Lichtes erhaschen wollte.

Ein leise gemurmelter, kaum verständlicher Gruss war die Antwort auf Götz Kraffts Frage: „Wie es ihm denn in all den Wochen ergangen sei."

„Ja, der Herr spricht halt fast gar nimmer," sagte das Mädchen in treuherzigem Tone. Dann

nahm sie Götz Krafft zur Seite und flüsterte: „Der Herr Karl moant halt, dass auch a Schlaganfall letzthin, als es dem Herrn Dokter schwach word'n, im Spiel g'wes'n sei.“

„Arme Eva,“ fuhr es da durch Götz Kraffts Kopf. Und da er des lieben Mädchens gedachte, erfasste ihn mit einem Male der unbezwingliche Wunsch, sie zu sehen. Die Hand des Blinden zu raschem Abschied drückend, ging er. Er werde den jungen Herrn in der Klinik aufsuchen, sagte er zu dem Mädchen.

Der Weg nach der Klinik führte in nächster Nähe der Paulskirche vorüber. Als er die Landwehrstrasse überschreiten wollte, zog ihn das hochgewölbte Portal des schönen Gotteshauses wie mit magischer Gewalt an. So betrat er das lange Schiff der nur von einer kleinen Anzahl von Menschen besuchten Kirche. In dem halbdunkeln Raume liess er seine Augen umherschweifen, und bald bemerkte er Eva, die vor dem Muttergottesbilde einer der Seitenaltäre kniete. Ein junger Priester las hier unter der Assistenz zweier Chorknaben die Messe.

Er glaubte, dass sie ihn nicht sähe, denn den Kopf tief über die gefalteten Hände geneigt, verharrte sie in ihrer Andacht, die Augen zu Boden schlagend, wie es schien, ganz mit ihrem Gebete beschäftigt.

In leisen Mollakkorden begleitete das Spiel der Orgel aus der Höhe die feierliche Handlung,

die Eva ganz in ihren Bann geschlagen zu haben schien.

Im Schatten einer Säule, wenige Schritte von Eva entfernt, blieb Götz Krafft stehen. Auch er faltete die Hände, als nun sein Auge das matte Licht der ewigen Lampe traf und als die Worte: „ora pro nobis“ aus dem Munde des Priesters kamen.

Ihrer würdig zu werden, ihres Glaubens und ihrer Liebe, ihres Gottvertrauens bis in den Tod, das war der heisse Wunsch, der in dieser stillen Stunde in seinem Herzen lebte. Das war das innige Gebet, das damals aus den Tiefen seiner Seele zu dem Throne des Ewigen und Unvergänglichen, des Hohen und Schönen, des Edlen und Guten emporstieg, in dessen Dienste auch seine Kräfte ein Leben lang gestellt werden sollten.

Als er den Blick zu ihr hinübergleiten liess, da spielte wieder wie damals ein goldener Sonnenstrahl auf ihrem dunkelbraunen Haar. Zwischen einer Ritze der buntgemalten Scheiben des hohen Kirchenfensters hatte sich der Strahl hindurchgestohlen. Wieder schimmerten ihre Haare wie Gold und Kupfer in dem glänzenden Licht.

Und da er die Spur dieses Sonnenstrahles in der dunkeln Kirche weiter verfolgte, sah er die Fülle des Lichtes, die im Vorüberstreifen Evas Haupt getroffen, haften auf dem goldenen Antlitz der Gottesmutter am Altare, die den Er-

löser der Welt in ihren Armen trug. Und wunderseltsam floss bei diesem Anblick die Liebe Gottes und die Liebe der Menschen in seinem Inneren mit einem Male zu einem Einzigen, Unlöslichen zusammen, zu jenem Einzigen, von dem der blinde Eugen Frey damals gesagt hatte, dass wir es nicht durch jenes kleine Bild erfassen.

Auf den Zehen schlich er sich aus der Kirche.

Aber mit den Augen der Liebe hatte ihn Eva doch bemerkt. Im leuchtenden Glanze dieses Herbstsonntags trat sie ihm plötzlich auf dem stillen Platz draussen entgegen und reichte ihm schweigend die Hand.

Auch er brachte im ersten Augenblick der Freude und des Erstaunens kein Wort über die Lippen. Schweigend ging er eine Weile an ihrer Seite, da sie, die für den Beginn des Oktoberfestes prächtig geschmückte Wiese links liegen lassend, den Weg nach dem Bavariaparke einschlug.

„Sie sind sicher bei uns gewesen," begann sie endlich. „Und Sie haben mich in der Kirche gesucht!"

Bejahend nickte er mit dem Kopfe.

„Es steht schlimm mit dem Vater," fuhr sie in seltsamer Ruhe fort. „Wenn Karl mir auch nicht sagen will, um was es sich handelt, heute weiss ich, dass ich den Vater nicht lange mehr behalten darf."

Ein unterdrücktes Schluchzen zitterte bei diesen Worten durch ihre Stimme.

Er nahm ihre Hand, und sie zärtlich streichelnd, sagte er in tiefster Anteilnahme: „Wenn ich Sie nur trösten könnte, Fräulein Evchen."

Da schlug sie die grossen, dunkeln, tränengefüllten Augen zu ihm empor, und in festem Tone kam es von ihren Lippen:

„Sie haben mir so viel Trost gegeben in den Wochen, da Sie ferne von uns waren. Nicht für uns hat der Vater gelebt, und nicht uns allein wird er sterben, denn seine Arbeit hat der ganzen Menschheit gehört. „Er starb für uns alle, Mutter," so sagt Rebekka in Ihrem Drama, „denn er war nicht dein, nicht mein, er war der Menschheit Eigentum." Sehen Sie, seitdem ich bei Ihnen diesen erlösenden Gedanken gefunden, bin ich eine andere geworden. Wie dank' ich Ihnen, wie dank' ich Ihnen von Herzen!"

Unter den herbstlich gefärbten Bäumen wandelten sie Hand in Hand.

„Karl schrieb mir an diesem Morgen, dass er eine Stelle in Marburg gefunden hat. Ist es denn wahr, dass Sie die Absicht haben, mit ihm und dem Vater dorthin überzusiedeln?"

Wie ein unterdrückter Jubelschrei kam diese Frage aus seiner Brust.

„Ja, wenn es Vaters Zustand gestattet, haben wir die Absicht."

„Und darf ich Ihnen dort wieder willkommen sein?“

Leise drückte sie ihm die Hand.

„Fräulein Evchen,“ sagte er dann. „In den Wochen, da ich ferne von Ihnen war, ist mir eine grosse Freude zuteil geworden, von der ich viel für die Zukunft hoffen darf. Die Blätter, die mir Ihr lieber Vater an jenem Tage nach Weihnachten gab, haben mir Glück gebracht.“

„Und der Kamelienbaum treibt auch in diesem Sommer neue Knospen,“ fügte sie freudig hinzu. „Gaben, die aus reinem Herzen gespendet werden, bringen eben Glück.“

Es war so friedlich still in dem herbstlichen Park, unter diesen sich langsam entblätternden Bäumen. Eine wunderbare Ruhe kam plötzlich über ihn. Und ganz heraus aus dem Gefühle des Geborgenseins an ihrer Seite, sprach er nun die Worte: „Ich hab' Sie so lieb, Fräulein Evchen, wie ich noch keinen Menschen lieb gehabt habe.“

Da barg sie den Kopf an seiner Brust, und seine Lippen berührten ihre wundervollen Haare, die wieder wie Gold und Kupfer in der hellen Sonne funkelten.

„Darf ich denn wiederkommen, darf ich fragen, wenn —“

Da zuckte plötzlich ein weher Schmerz um ihre Lippen.

„Ich darf den blinden Vater niemals ver-

lassen, das hab' ich meiner sterbenden Mutter versprochen!"

Mit seinen Küssen trocknete er ihre Tränen. Dann sprach er kein Wort weiter, denn die goldene Hoffnung keimte trotz allem fröhlich und zuversichtlich in seinem Herzen. Von den Kirchen läutete es Mittag. Sie gingen nun zurück nach der Stadt, dem Hause in der Goethestrasse entgegen, von dem er jetzt wusste, dass es ihm ein neues Vaterhaus geworden war. An der Tür verabschiedete er sich von Eva, Karl aufzusuchen.

Vor der Augenklinik lief er Karl gerade in den Weg. Er gratulierte ihm zu der Stelle in Marburg und machte kein Hehl aus seiner aufrichtigen Freude, mit dem Freunde und vielleicht mit dessen Vater und Schwester auch fernerhin zusammenzusein.

Karl schüttelte den Kopf.

„Der Vater macht mir bange Sorge," meinte er ernst. „Ein Schlaganfall ist es neulich sicher gewesen. Ob er sich wiederholt, wann er sich wiederholt, wir wissen es nicht."

Nachdem er eine Weile geschwiegen, sagte er:

„Morgen ist es ein Jahr, dass wir uns zum ersten Male in der Türkenkaserne gesehen haben. Es war am Tage nach dem ersten Sonntag des Oktoberfestes. Weisst du es noch?"

Stumm nickte Götz Krafft.

„Du," fuhr Karl fort, „lass uns dies Jahr

zusammen beschliessen, wie wir es zusammen begonnen haben! Ich gehe mit Eva am Nachmittag auf die Wiese. Komm mit hinaus!"

„Und mit Miss Wood?" sagte er scherzend.

Da lachte Karl. „Der Racker, der ist seit ein paar Wochen auf und davon. Das Konservatorium und München waren ihr zu ‚tedious'. Die hat sich einer Operettengesellschaft angeschlossen und singt jetzt in Reichenhall den Bettelstudent."

„Mit dem Deutsch," fragte lachend Götz Krafft.

„Aber, Mensch, als ob das bei der Operette in Reichenhall so genau drauf ankäme. Jetzt im Sommer! — Im August war's, als sie uns verliess. Wenn ich aus dem ganzen Äusseren der Miss einen Schluss ziehen darf, dann hat sie sehr stramme Beine, und die sind bei Hosenrollen doch das Wichtigste, wichtiger als die Stimme und das gute Deutsch."

„Und ich dachte immer — du —" stammelte Götz Krafft.

Da lachte Karl Frey aus vollem Halse.

„Ich. — Wir Mediziner sind in rebus amoris hartgesottene Sünder, wir lernen zu früh die Kehrseite aller Dinge kennen, alter Freund! Die Miss war sehr für den Flirt, aber sonst masslos unpraktisch. Deren geflickte Schuhe hättest du mal sehen sollen! Und dann, das dauert noch ein bisschen, bis unsereiner ans Heiraten denken kann. Und wenn schon, dann sicher keine Miss Wood!"

Sie standen wieder vor dem Freyschen Haus. „Na, also, to this afternoon, um mit Miss Wood zu reden," verabschiedete sich Karl Frey.

An seinem Stammtisch im Deutschen Kaiser, wo er meistens in diesem Jahre zusammen mit Windele zu Mittag gegessen, traf Götz Krafft den biederen Badenser, der seiner wartete.

Als sie die Suppe vor sich stehen hatten, begann Windele:

„Weischt auch schon, Krafftle, warum der Kern heut' so grandi gewesa isch? Da schau mal her."

Er hatte eine Zeitung aus der Tasche gezogen und hielt sie Götz Krafft hin.

Dieser las:

Personalveränderungen in der Königlich bayrischen Armee.

Drei Namen hatte Windele dick mit Blaustift unterstrichen, auf die Götz Kraffts Auge sofort fallen musste:

Kern, Premierleutnant, mit Pension unter Verleihung des Charakters als Hauptmann der Abschied bewilligt. Leutnant Schwareiter ins 16. Regiment versetzt. Dr. Kirner, Oberstabsarzt, in Genehmigung seines Abschiedsgesuches mit Pension und der Erlaubnis zum Tragen seiner bisherigen Uniform zur Disposition gestellt.

„Siehschte," sagte Windele, das ihm von Götz Krafft zurückgegebene Blatt wieder einsteckend,

„der wollt' sich halt noch einmal aufschpiele, bevor er im Zylinder spazieren gehe tuat."

Götz Krafft musste lächeln über Windeles naive Schadenfreude und über das Schicksal des Mannes, der einst ihm selber bittere Stunden bereitet hatte, und für den der Sturz einer Fuchsstute so verhängnisvoll geworden war.

— — — — — — — — — — —

Einen solchen Menschenstrom wie an diesem Sonntagnachmittage, da Götz Krafft und Karl Frey, Eva in ihrer Mitte, nach der Festwiese hinauswanderten, sieht die auch sonst recht belebte Lindwurmstrasse nur einmal im Jahr. Wo sonst die des medizinischen Studiums Beflissenen geschäftig von Klinik zu Klinik eilen, um die Lehranstalten in und nächst der Sonnenstrasse rechtzeitig zu erreichen, drängte sich heute ganz München, soweit es in den engen Strassen und Gassen der dem Isarufer zunächst gelegenen Innenstadt seine Behausung hatte.

Kein Plätzchen mehr in den zahlreichen Trambahnwagen, die schon bei der Abfahrt vom Zentralbahnhofe das weisse Schild mit der wenig erfreulichen Aufschrift „Besetzt" trugen, kein Wagen und keine Droschke, die leer in der Richtung gen Südwesten gezogen wäre.

Juhu! — Juhu! Als sei ganz München heute begabt mit einer einzigen Kehle, als entringe sich dieser ein einziger, echter, oberbayrischer Gebirgs-

jodler, und als töne dieser durch alle Gassen und Gässchen der herrlichen Stadt von Haidhausen bis zum fernen Marsfelde, von Schwabing bis Giesing, allüberall ein frohes Echo weckend, so urmünchnerisch, oberbayrisch, süddeutsch mit einem Worte war die Masse froher, festlichgekleideter Menschen, war die Stimmung, die diese Masse beseelte.

Und unaufhaltsam ergoss sich der Strom vorbei an den Häusern und Vorgärten der breiten, schönen Lindwurmstrasse, um unweit des prächtigen Baues des neuen Kinderspitals durch die Mozartstrasse das Freie zu gewinnen. Denn diese ganze Masse von Menschen kannte nur ein Ziel.

Aus den ältesten Teilen der bayrischen Hauptstadt, wo die Türme der ehrwürdigen Frauenkirche den schlanken alten Peter grüssen, waren alle diese Menschen aufgebrochen. Durch das Jahrhunderte alte Sendlingertor zogen sie, einer Wallfahrt gleich, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen.

Da sah man den Bürgersmann, dem die liebe Oktobersonne zu heiss auf den Rükken brannte, und der sich seiner Sonntagsjoppe entledigt hatte und diese, als sei sie ein Sommerüberzieher, auf dem Arm trug. Gewichtig und langsam, schwitzend und pustend, schritt er daher an der Seite seiner umfangreichen Ehehälfte, die den jüngsten der Spröss-

linge im Wagen vor sich hinschob, indessen sich dessen ältere Geschwister, drei, auch vier an der Zahl, an Vaters Hand und an Mutters Rocke hielten, furchtsam, die elterliche Leitung in dem Hasten und Drängen der Strasse zu verlieren.

Sorgsam schob die Mutter aus dem Bürgerstande den Wagen, denn er barg nicht nur ihren Liebling, das Nesthäkchen, nein, auch die Atzung für die ganze Familie, die den Nachmittag und Abend vorhalten sollte. Sie war, eingewickelt in eine grössere Anzahl von Nummern der Neuesten Nachrichten, zu Füssen des Lieblings gebettet: Hendl'n und Salami, Anguillotti und Radi, Bierkäs und Würstl, Haxen und Gratbraten, die Mutter zu dem grossen Festtage vorbereitet hatte.

Da sah man den „Leiber" in seiner hellblauen Extrauniform, das Madl am Arme. Die stolze Bäuerin aus Pullach oder Pasing, den Buam mit dem Gamsbart auf dem Tiroler Hütl, der aus dem fernen Garmisch oder Berchtesgaden express zum Fest auf Minka gemacht war.

Und durch den Menschenstrom der Lindwurmstrasse schlenderten elegante Herren in bunten Mützen, das leuchtende Couleurband auf der breiten Brust, Dirndl am Arme, die gekleidet waren wie die Damen auf dem Boulevard des Italiens oder im Bois. Das waren die Herren Studierenden der Münchner Universität in Be-

gleitung der Reserl, Cenzerl oder Wally aus dem Luitpold oder Kaiserhof, die von den väterlichen Groschen dem Verhältnis einen neuen Hut und ein modernes Jackett zum Oktoberfest spendiert hatten.

Da sah man würdige, ältere Herren, die, eine dicke Havanna im Munde, sich langsam und bedächtig dem einen Ziele aller vom Menschenstrome zuschieben liessen: Professoren und Landgerichtsräte, ja selbst Mitglieder der hohen Geistlichkeit im langen, schwarzen Rocke, das runde Barett auf dem Kopfe.

Und vornehme Damen zogen dieselbe Strasse, junge in prächtigen Toiletten und alte mit würdigen Gesichtern. Fremde, die sich den Rummel einmal ansehen wollten, musterten, den roten Baedeker in der Hand, neugierig die buntbewegte Masse, junge Maler im braunen Sammetrocke, den Schlapphut keck aufs linke Ohr gesetzt, betrachteten mit hellen Künstleraugen das lebensvolle Bild.

Dazwischen alte Radiweiber mit grossen Körben, Brezelbuben, die an den Ecken standen und ihre frische Ware feilboten. Italiani mit roten und gelben Tüten im Korbe, Tüten, aus denen dem Vorübergehenden verzuckerte Mandeln und Pfeffernüsse entgegenlachten, weisse, gelbe, rote, blaue Luftballons zu ihren Häupten, mit dem Cri-cri schnarrend oder fürchterliche Töne einer Blechtrompete entlockend.

Ganz München auf den Beinen.

An der Ecke der Goethestrasse staute sich die Menge. Viele bogen dort um, denn Pferdegetrappel verkündete aus der Weite die Ankunft des Hofes.

Von dem strahlenden Golde der milden Oktobersonne überflutet, jagen die von buntgekleideten Jockeis zu schlankem Trabe angetriebenen Jucker heran.

Die Menge grüsst respektvoll. Die ehrwürdige Gestalt des Prinzregenten Luitpold wird in der Galakutsche sichtbar. Wie im Fluge eilt der Wagen durch die Lindwurmstrasse, der Theresienwiese zu. Ein lautes Hoch braust durch die Gassen. Prinz Alfons, des Bayernvolkes alter Liebling, der Freund König Ludwigs II., den alle ins Herz geschlossen, der schneidigste Reiteroffizier der ganzen Armee!

Wie ein Märchen aus längst vergangenen Jahrhunderten zog der Hof vorüber an den Blicken. Heute ist der grosse Tag, der glänzende Sonntag des Oktoberfestes, an dem der Regent selber den Preisgekrönten die Auszeichnung für Verdienste auf dem Gebiete der Landwirtschaft draussen auf der Wiese überreicht.

Und in der Tat, ein Tag, wie man ihn sich nicht schöner wünschen kann. Blau und Gold das ganze Land.

Leuchtend grüssen die Riesen des bayrischen Hochgebirges aus der Ferne. Zugspitze

und Watzmann haben die keuschen, schneebedeckten Gipfel enthüllt. Über den Höhen und Wäldern des einzigen Isartales kündet am fernen Horizonte eine leichte, scharfgezackte Linie den Zug der Alpen im fernen Wetterstein- und Karwendelgebirge. Zu Häupten der Bavaria lacht die Sonne, vergoldet die Ruhmeshalle bayrischer Unsterblichkeit und ergiesst ihr mildes, scheidendes Licht über die Tausende und Tausende von Menschen, die sich hier durch die Buden- und Bierstadt drängen von dieser Bavaria bis dort, wo fern im Süden die Häuser der Thalkirchenerstrasse ihren Anfang nehmen.

Tausend und abertausend Menschenstimmen hallen durcheinander. Marktschreier, die ein zweiköpfiges Kalb, die die schwerste Dame der Welt ankündigen. Knatternde Schüsse in hundert Buden, Musik von Dutzenden von Karussells, Bockbierfesten, Schuhplattlern und Drehorgeln, wild durcheinander. Und über alledem der Dunst der Herings- und Hend'lbratbuden, der Qualm der Waffelpfannen, der Duft des frischangestochenen Bräus! — Juhu! Ein einziger Jodler ganz München. Juhu! Oktoberfest.

In der Stunde des Sonnenuntergangs stand Götz Krafft an Karls und Evas Seite vor dem Kolossalbilde der Bavaria und beobachtete das Fluten und Strömen der Tausende zu seinen Füssen.

Und als nun Jauchzer um Jauchzer erscholl

drunten auf der Wiese, über die die Schatten des letzten Tages dieses Jahres endlich gefallen waren, da Eva nach Hause drängte, und er ihr die Hand zum Abschied reichte, da kam ein herzliches: „Auf Wiedersehen!" von seinen Lippen.

Ihm war es, als töne dem geliebten Mädchen aus diesen beiden kleinen, armen Worten seine ganze grosse, goldene Hoffnung auf eine schöne Zukunft entgegen.